

**Binationale Paare:
Eine qualitative Studie
zur Relevanz der "Kulturdivergenz"**

Claudia Molnár

Radolfzell: Verlag für Gesprächsforschung 2004

ISBN 3 - 936656 - 10 - X

<http://www.verlag-gespraechsforschung.de>

Alle Rechte vorbehalten.

© Verlag für Gesprächsforschung, Dr. Martin Hartung, Radolfzell 2004

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigung, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Demografische Lage binationaler Ehen in Deutschland	2
3. Binational, interethnisch oder interkulturell?	4
4. Der Begriff ‚Kultur‘	7
4.1. Begriffsgeschichte	7
4.2. ‚Kultur‘ im Unterschied zur Natur	9
4.3. ‚Kultur‘ als Wissen	10
4.4. ‚Kultur‘ als Kommunikation	10
4.5. ‚Kultur‘ als Vermittlungssystem	12
4.6. ‚Kultur‘ als ein System von Praktiken	13
4.7. ‚Kultur‘ als ein System von Teilhabe	14
4.8. Zusammenfassung des Kulturbegriffes	14
5. Eigenes und Fremdes	15
5.1. Zur Etymologie von ‚fremd‘	15
5.2. Zur Semantik von ‚fremd‘	16
5.3. Zur Phänomenologie von Fremdheit	17
5.4. Der Fremde als Mitglied der Gesellschaft	18
6. Konstruktion oder Wirklichkeit der Differenzerfahrung	20
7. Forschungsüberblick	23

8. Der verwendete Ansatz	33
8.1. Wie Paare gemeinsame Realitäten konstruieren	33
8.2. Relevante Aspekte aus der Paarpsychologie	36
8.3. Kommunikationswissenschaftliche Aspekte	39
8.4. Fragestellung der eigenen Untersuchung	44
9. Interviewtechnik und Auswertungsmethodik	45
9.1. Das narrative Interview	45
9.1.1. Theorie des narrativen Interviews	45
9.1.2. Interviewdurchführung	48
9.2. Transkription und Analyseeinheitenauswahl	50
9.2.1. Transkription	50
9.2.2. Analyseeinheitenauswahl	51
9.3. Auswertungsprinzipien	52
9.3.1. Deutungsmusteranalyse	52
9.3.2. Textsortenanalyse	54
9.3.3. Sequenzanalyse	57
9.3.4. Ergebnisbezogene Darstellung	59

10. Korpusbeschreibung	60
10.1. Celia und Reinhard	61
10.2. Frauke und Azad	61
10.3. Mary und Dirk	61
10.4. Angela und Claudio	62
11. Fallanalyse	62
11.1. Fallbeispiel I - Celia und Reinhard	62
11.2. Ergänzende Beobachtungen aus den weiteren Fällen	94
11.2.1. Fallbeispiel II – Informanten Frauke und Azad	94
11.2.2. Fallbeispiel III – Informanten Mary und Dirk	96
11.2.3. Fallbeispiel IV – Informanten Angela und Claudio	99
11.3. Fallübergreifende Zusammenfassung	103
12. Zusammenfassung	105
13. Literaturverzeichnis	111
14. Anhang	118

1. Einleitung

Begegnungen zwischen Menschen verschiedener Kulturen gab es schon immer, gleichwohl weniger zahlreich als es gegenwärtig der Fall ist. In den letzten hundertfünfzig Jahren hat sich das Ausmaß der interkulturellen Berührungen durch die Entwicklung moderner Verkehrs- und Kommunikationsmittel multipliziert. Ein augenscheinliches Entwicklungsmerkmal unserer Gesellschaft ist die Internationalisierung in den verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen. Nationale Grenzen werden aus unterschiedlichen Motivationen überschritten und es entstehen zunehmend stärker transnationale Kultur- und Wirtschaftsräume. Diese zunächst globalen Faktoren haben nicht unbedeutende Auswirkungen auf die in einer Gesellschaft lebenden Individuen. So wurde die Bevölkerungsentwicklung vieler europäischer Großstädte in den letzten vierzig Jahren durch Zuwanderung von Migrant*innen deutlich mitgeprägt.¹ Interkulturelle Interaktion und Kommunikation vollzieht sich in vielen Bereichen menschlichen Lebens, ob nun in der Wirtschaft, in Politik und Tourismus, im akademischen Bereich, in staatlichen Institutionen oder im alltäglichen Miteinander von Individuen.

Die Globalisierungs- und Pluralisierungsbestrebungen im gesamtgesellschaftlichen Prozess offerieren den Individuen viele verschiedene Gelegenheiten zur Begegnung zwischen Nationen, Kulturen und Ethnien. Diese Prozesse haben in den vergangenen Jahrzehnten auch zu einem tief greifenden Wandel der Formen und Konstellationen von Partnerschaften geführt. Eine der Konsequenzen besteht in der enormen Zunahme von binationalen Ehen.

Eine Partnerschaft ist für den Großteil der Bevölkerung ein fundamentales Bedürfnis und zugleich Spielraum intensiver Kommunikation. In der Paarbeziehung werden viele Lebensbereiche gebündelt, sie fungiert als Brennglas für die Wahrnehmung von Handlungsperspektiven, Interessen, Erwartungen und Bedürfnissen.

Eine Zweierbeziehung bzw. Partnerschaft ist die kleinste sozialstrukturelle Einheit, in der individuelle, soziale, politische und wirtschaftliche Faktoren zusammenfließen und in der das kollektive Miteinander auf Grund äußerer (makro- und mikrosoziologische) Einflüsse immer wieder neu verhandelt werden muss. Makrosoziologische Faktoren sind beispielsweise Veränderungen von konventionellen Normen (zum Beispiel Geschlechterverhältnis), Konsequenzen durch politische (zum Beispiel in der EU – offene Grenzen) und wirtschaftliche Entwicklungen (zum Beispiel die Durchdringung der sozialen Milieus). Die Interaktionen in der Familie, unter Freunden und in kleineren Institutionen wie Schule, Vereinen und Arbeitsstelle repräsentieren die mikrosoziologischen Faktoren. Diese äußeren Einflussgrößen wirken selbstverständlich, auch unabhängig von einer partnerschaftlichen Bindung, auf die Lebenswelt des Individuums. Mit den Worten der Soziologen Berger und Kellner erfährt der Einzelne eine „bestehende Wirklichkeit“, die durch die Gesellschaft bestimmt wird, in der er lebt. Jede Gesellschaft hat ihre spezifische Realität, ihre eigene Kosmvision und Symbole (z. B. die Sprache als das symbolische Fundament einer Gesellschaft), also ihre eigene

¹ Hinsichtlich der gegenwärtigen Tendenz (in verschiedenen wissenschaftlichen Sektionen) gleichzeitig den femininen und maskulinen Genus zu verwenden, habe ich mich hingegen, zu Gunsten der bequemen Les- und Schreibbarkeit, für die grammatikalisch neutrale Form, das generische Maskulinum, entschieden. Damit möchte ich weder einer ideologischen Haltung noch einer emotionalen Einstellung Ausdruck verleihen.

Art zu deuten und zu erfassen (Berger/Kellner 1965:221f.). In der Partnerschaft müssen alle Handlungen in Bezug zum anderen gesetzt werden und in Abstimmung mit ihm entworfen werden, d.h. die Definition der eigenen Wirklichkeit korreliert mit der Wirklichkeit des Partners (Berger/Kellner 1965:226). Die lebensweltliche Realität einer Partnerschaft ist demnach die Projektionsfläche der sich konstruierenden und schon konstruierten Wirklichkeit beider, die in unmittelbarer Auseinandersetzung mit der Gesellschaft und der gesellschaftlichen Wirklichkeit in Beziehung steht. Wie problematisch die Konstruktion einer gemeinsamen Wirklichkeit ist und welche bewussten und unbewussten Aushandlungsprozesse dazu nötig sind, zeigen nicht nur die unzähligen Ratgeberbücher in der Literatur, sondern auch unsere eigenen alltäglichen Erfahrungen (Jaeggi/Hollstein 1989:19).

Vor dem Hintergrund der genannten Faktoren (Globalisierung, steigende Tendenz zur binationalen Partnerschaft, die wissenschaftlichen Erkenntnisse über partnerschaftliche Konstruktion usw.) habe ich mir vorgenommen, in dieser Arbeit folgenden Fragen nachzugehen: Spielt die kulturelle Konstellation in der alltäglichen Wirklichkeit der Paare aus ihrer Sicht eine Rolle? Gibt es für die Partner so etwas wie eine kulturelle Differenz in ihrer Beziehung? Wie operieren die Partner selbst in Bezug auf ihre Beziehung mit dem Deutungsmuster ‚Kultur‘- was verstehen sie unter ‚Kultur‘, welche Aspekte der Beziehung werden mit dem Deutungsmuster ‚Kultur‘ erklärt und welche Verwendungspraktiken zeichnen das Deutungsmuster ‚Kultur‘ aus? Mit diesen Fragen soll versucht werden die Wirklichkeit binationaler Partnerschaften aus der Sicht der Beteiligten zu rekonstruieren. Dazu ist es notwendig, dass beide Betroffenen - und nicht, wie in den meisten (deutschen) Untersuchungen üblich, nur einer der Partner - zu Wort kommen und ihre jeweilige Erfahrung mit der Kultur des anderen zum Ausdruck bringen können. Die vorliegende Interviewstudie stellt einen Versuch dar, einen Beitrag zur Beantwortung dieser Fragen zu leisten.

Dazu habe ich die Arbeit wie folgt aufgebaut: Nach einer kurzen Information über die statistischen Daten zu binationalen Ehen in Deutschland (Kapitel 2) stelle ich die Literatur zu den zentralen Begriffen und Forschungsbereichen meiner Studie dar (Kapitel 3 und 4). Dabei gehe ich insbesondere auf den Kulturbegriff und die gemeinsame Wirklichkeitskonstruktion bei Paaren ein und gebe einen Überblick über neue Forschungen zu binationalen Partnerschaften. In Kapitel 8 stelle ich dar, warum ich das narrative Interview als Erhebungsmethode gewählt habe und diskutiere die Auswertungsmethodik meiner Untersuchung. Nach einer kurzen Korpusbeschreibung stelle ich die Ergebnisse meiner Interviewauswertung zu Inhalten und Verwendung des Deutungsmusters ‚Kultur‘ dar. Abschließend fasse ich meine Ergebnisse im Rückblick auf den Stand der wissenschaftlichen Diskussion zusammen.

2. Demografische Lage binationaler Ehen in Deutschland

In den Texten zur Thematik binationaler, interethnischer oder interkultureller Paare wird häufig der Begriff ‚Ausländer‘ zur Differenzierung zwischen deutsch und nichtdeutsch verwendet. Meines Erachtens vereint man in diesem Begriff zu viel Verschiedenes. Zum einen werden jegliche nichtdeutsche Nationalitäten subsumiert und zum anderen sind sämtliche Personen (inklusive Familien) inbegriffen,

die vielleicht schon seit 30 Jahren in Deutschland leben, deren Kinder und Enkelkinder hier geboren wurden und wohl eher als Immigranten, Einwanderer oder Migranten zu verstehen sind (Wolf-Almanaresh 1994:42). Im statistischen Teil bevorzuge ich die Unterteilung zwischen deutsch und nichtdeutsch, da die bisher erhobenen Daten nur Aussagen zur unterschiedlichen Nationalität machen, aber nicht über die ethnische Zugehörigkeit der Personen informieren, welche bei gleicher Nationalität eine andere sein kann.²

Nach den aktuellen Informationen der iaf (Verband binationaler Familien und Partnerschaften e.V.) gab es 1998 in Deutschland (bei 82.037.000 Einwohnern, darunter 7.491.700 Nichtdeutsche) insgesamt 417.420 Eheschließungen, davon waren 66.054 Eheschließungen (15,8 %) binational. Bei 59.229 Eheschließungen (14,2 %) besaß einer der Partner die deutsche Staatsangehörigkeit. Nach meinen Berechnungen müssen zu diesen 59.229 Eheschließungen noch 6825 weitere addiert werden, da auch die Ehen als binational gelten, bei denen die Partner unterschiedlicher Nationalität sind. Das sind immerhin innerhalb eines Jahres (1998) 2294 mehr Eheschließungen (insgesamt 6825) als unter Nichtdeutschen gleicher Nationalität (insgesamt 4531), die in Deutschland geheiratet haben. Demnach ist jede sechste Eheschließung in Deutschland eine binationale Ehe.

Dies zeigt, dass der Trend zu binationalen Partnerschaften nicht nur für Deutsche mit nichtdeutschen Partnern relevant ist, sondern eine allgemein Tendenz (durch obige Daten - zunächst für Deutschland) indiziert.

Vergleicht man die Zahlen (des statistischen Bundesamtes Wiesbaden) der generell binationalen Eheschließungen der letzten Jahre mit den Daten von 1955, zeichnet sich vor allem eine Zunahme der Eheschließungen zwischen deutschem Mann und nichtdeutscher Frau ab.

Jahr	deutsche Frau mit nicht-deutschem Ehemann	nichtdeutsche Ehefrau mit deutschem Mann
1955	15.074	2.708
1998	27.402	31.827

Abb. I.

Nicht unbedeutend ist, dass statistische Daten von binationalen Ehen erst seit den frühen Fünfzigerjahren erhoben wurden. 1955 war der Anteil der Eheschließung zwischen deutschen Frauen mit Partnern anderer Nationalitäten vorerst größer als der deutschen Männer mit Frauen anderer Staatsangehörigkeit. Dies ist nicht erstaunlich, da die meisten binationalen Ehen mit Angehörigen der in Deutschland stationierten Streitkräfte geschlossen wurden, d.h. zwischen Männern aus der USA und deutschen Frauen (iaf - Verband binationaler Familien und Paare e.V. 1999:22). Dieser Trend hielt noch bis 1990 an. Über ausgewanderte binationale Paare gibt es keine Daten, ebenso wenig über ehemals nichtdeutsche Ehepartner Deutscher, die sich nach der Eheschließung für die Annahme der deutschen Staatsangehörigkeit entschieden haben. Gleichermäßen unzuverlässig sind die Angaben für den gesamteuropäischen Wirtschaftsraum und die Europäische Uni-

² Zum Beispiel türkische Kurden, deutsche Sinti und Roma, marokkanische Beduinen, chilenische Mapuche. Zur Unterscheidung der Begriffe ‚Ethnie‘ und ‚Nationalität‘ siehe Kapitel 3.

on, da nicht in allen Staaten Statistiken zu binationalen Eheschließungen erhoben werden. Laut Auskünften der iaf (Verband binationaler Familien und Partnerschaften e.V.) belaufen sich die Zahlen von binationalen Familien und Partnerschaften in Europa 1995 auf circa 15 Millionen (Wolf-Almanaresh 1994:23). Allgemein führt man die Tendenz zu binationalen Eheschließungen (in den Staaten der Europäischen Union) auf die Öffnung der Grenzen, auf Urlaubs-, Studien- und Arbeitsaufenthalte im Ausland sowie auf die Anwesenheit von Migranten und Einwanderern im Inland zurück (siehe Einleitung).

3. Binational, interethnisch oder interkulturell?

Während der Literatursichtung zum Thema „binationaler, interethnischer oder interkultureller Paare“ bin ich immer wieder auf unterschiedliche Begriffsbestimmungen gestoßen, die häufig unklar bzw. parallel benutzt wurden. Deshalb diskutiere ich hier die Entscheidungsgründe für meine Begriffswahl.

Die Kategorisierung ‚Binationales Paar‘ besagt, dass es sich um eine Verbindung zwischen Menschen handelt, die sich durch das Merkmal der Nationalität, neben vielen anderen, voneinander unterscheiden. ‚Nationalität‘ ist aber kein so eindeutiger Begriff. Nicht selten verwechselt man ‚Ethnizität‘ mit ‚Nationalität‘, welches der Vorstellung vom ethnisch begründeten Nationalstaat, bei dem ethnische und staatliche Grenzen übereinstimmen, entspringt. Der zentrale Begriff für den ethnisch begründeten Nationalstaat ist das ‚Volk‘, der auf die Epoche der Aufklärung zurückgeht. ‚Volk‘ bzw. ‚Urvolk‘ wurde im Sinne einer auf „ursprünglichen, natürlichen Abstammung beruhenden kulturellen Gemeinschaft“ definiert (Heckmann 1991:66). Dieses Denken gilt auch für Deutschland und reicht bis in die Gegenwart hinein, was zum Beispiel die Diskussion zeigt, ob Deutschland eine Einwanderungsgesellschaft ist oder nicht. Einen anderen Hinweis liefern die Gesetze zur Staatsbürgerschaft. Es gelten die Personen als deutsche Staatsbürger, die Nachkommen von deutschen Staatsbürgern sind, auch wenn sie nie in Deutschland gelebt haben, d.h. die Staatsangehörigkeit wird auf Grund der Abstammung zuerkannt.³ Die Einbürgerung für Personen ohne abstammungsgeschichtlichen Hintergrund hingegen ist eher schwierig und mit vielen Einschränkungen verbunden.⁴

Ein Nationalstaat wird aber nicht nur auf Grund der ethnischen Zugehörigkeit gebildet, sondern oft auch aus politischen Interessen heraus (wie zum Beispiel Frankreich). Hier wird ‚Volk‘ (griechisch: *demos*) nicht ethnisch, sondern politisch („nicht klerikal“ und „nicht aristokratisch“) abgeleitet. Subjekt der Französischen Revolution war nicht der „Franzose“, sondern der „Bürger“ (Heckmann

³ Deutschen Minderheiten, die im Ausland leben oder gelebt haben wird die deutsche Staatsangehörigkeit zuerkannt wie Russlanddeutschen, Siebenbürgen aus Rumänien, Sudetendeutschen aus Tschechien, Schlesiern aus Polen usf.

⁴ Eine der Voraussetzungen zur Erlangung der deutschen Staatsbürgerschaft ist beispielsweise, dass man mindestens seit acht Jahre (ohne Unterbrechung) in Deutschland lebt. Nach den Paragraphen 8 und 9 des Staatsangehörigkeitsgesetz ist die Einbürgerung eine Ermessensfrage, d.h. wenn ein öffentliches oder gesellschaftliches Interesse vorliegt, wird die Einbürgerung vollzogen, vorausgesetzt es liegen keine Ausweisungsgründe vor (zum Beispiel Verstoß gegen das Betäubungsmittelgesetz, Betrug beim Bezug vom Sozialhilfe, Gewalttätigkeiten usw.). Ferner muss für die Antragsteller und Familienangehörigen genügend Wohnraum vorgewiesen werden usf. (iaf 1999:166-177).

1991:71). Der verbindungsstiftende Gemeinschaftssinn entspringt also nicht der ethnischen Zugehörigkeit, sondern resultiert aus der Vorstellung, dass die „Bürger“ ein gemeinsames Interesse besitzen (ebd.). Es gibt aber auch ethnisch plurale Nationalstaaten wie zum Beispiel die Schweiz. Das Grundmotiv zur Bildung eines Nationalstaates ist also nicht zwangsläufig an die ethnische Herkunft gebunden. Die Geschichte lehrt uns, dass das Hauptinteresse für die Schaffung eines Staates zunächst ein politisches ist.⁵

„Nation“ ist dem Lateinischen *nasci (natus sum)* entlehnt, was ‚geboren werden‘ bedeutet und mit dem ersten Genus (neutrum) - Geschlecht, Gattung - verwandt ist. Die Ausgangsbedeutung ist „die Gemeinschaft von Menschen derselben Herkunft“ (Kluge 1999:583) oder das „in einem Land geborene Volk“ (Hillmann 1994:591). Die Römer bezeichneten ‚fremde Völker“ zunächst als *nationes* oder *gentes*. Aber nach der Übernahme des Christentums galten für sie nur noch die „Heiden“ als *gentes* und dadurch bekam der Begriff *natio* eine engere und klarere Bedeutung (Kluge 1999:583). Lehnt man sich an diese Bestimmung von ‚Nation‘ an, gibt die Kategorie ‚Nationalität‘ faktisch nur Auskunft über die Staatsangehörigkeit einer Person.

Eine andere Begriffsbestimmung für binationale Paare bzw. Ehen ist der Terminus ‚Mischehe‘. Diesen auch in deutscher Vergangenheit verwandten Begriff begleitet seit dem dritten Reich eine negative Konnotation. Zwangsläufig erinnert diese Bezeichnung an das rassenhygienische Gedankengut der Nationalsozialisten. Ferner kann man aber auch andere rassistische Diskriminierungsgedanken mit diesem Begriff verbinden wie zum Beispiel für die Ehen zwischen „Farbigen“ und „Weißen“. Nicht selten werden die Kinder, die aus diesen Verbindungen hervorgehen, als „Mischlinge“ bezeichnet (Scheibler 1992:23). Deshalb sollte vor allem in wissenschaftlichen Untersuchungen einer diskriminierungsfreien Kategorisierung Vorrang gegeben werden.

Im Vergleich zum binationalen Paar kennzeichnet das interethnische Paar zwei Unterscheidungsmerkmale: ‚Nationalität‘ und ‚Ethnie‘. Diese Begriffsbestimmung findet man vor allem in amerikanischen Studien zur Zwischenheirat (*intermarriage*). Diese Tatsache ist nicht erstaunlich, bedenkt man, dass die nordamerikanische Gesellschaft (USA) eine Einwanderungsgesellschaft ist und sich aus einer Vielzahl von Einwanderern mit unterschiedlicher nationaler, religiöser und ethnischer Herkunft zusammensetzt.

Gordon (1964:24 - entnommen aus Thode-Arora 1999:17), ein soziologischer Vertreter der amerikanischen Sichtweise von ‚Ethnizität‘, kennzeichnet *ethnic group* durch das Gemeinschaftsgefühl einer Gruppe. Dabei bezieht er sich auf eine Art von Gruppe (innerhalb der nationalen Grenzen von Amerika), die über ‚Rasse‘, ‚Religion‘ oder den ‚nationalen Ursprung‘ oder irgendeine Mischung dieser Kategorien definiert oder einer solchen Definition ausgesetzt ist. Er weist aber auch ausdrücklich daraufhin, dass diese drei Begriffe nicht das Gleiche meinen. Gordon akzentuiert vor allem den gemeinsamen sozial-psychologischen Kern der Kategorien ‚Rasse‘, ‚Religion‘ und ‚nationalen Ursprung‘, also den Sinn des Zusammenhaltes der Menschen. Für den Bestimmungsort von diesem gemeinsamen Element definiert Gordon den Begriff *ethnic group* als „nützlich“ (ebd.). Die

⁵ Eine konkrete Bedeutung erfuhr der Begriff ‚Nation‘ im 15. Jahrhundert mit der Bezeichnung „Heiliges römisches Reich deutscher Nation“, obwohl unter den Fürsten noch nicht einmal „geistige Einheit“ bestand (Hillmann 1994:591).

Merkmale ‚Rasse‘ und ‚Religion‘ sollen ‚Kultur‘ symbolisieren, wobei das Merkmal ‚nationaler Ursprung‘ für die ‚Nationalität‘ steht.

Andere Forscher haben den Begriff *ethnic group* um einige Merkmale erweitert, die sich auf gemeinsame territoriale, politische, linguistische oder soziale Aspekte beziehen (vgl. Naroll 1964, Isajiw 1974, Barth 1969 und Mühlmann 1964 - entnommen aus Thode-Arora 1999:18f.).

Thode-Arora (1999:20) geht vom Begriff der ‚Ethnie‘ aus, wobei sie das Wir-Gefühl der Gruppe und die Selbstabgrenzung als wesentlichstes Merkmal kennzeichnet. Den Bestimmungsversuch von *ethnic groups* allein auf Grund der gemeinsamen ‚Kultur‘, die Endogamie⁶, die gemeinsame Sprache sowie „gemeinsame Landbasis“ oder „Rasse“ deutet sie als notwendige, aber nicht hinreichende Definition. Ihre Begriffserklärung fasst sie wie folgt zusammen:

Eine ethnische Einheit sei eine Kategorie von Personen, die sich - fußend auf der Ideologie einer gemeinsamen Abstammung und Kultur - von anderen Personenpluralen abgrenzt und/oder von anderen als verschieden abgegrenzt wird. Als Markierung dieser Abgrenzung dienen bestimmte kulturelle Merkmale (Thode-Arora 1999:20f.).

Trotz der hilfreichen Betonung des „Wir-Gefühls“ und der „Selbstabgrenzung“ ist diese Bestimmung noch zu unscharf, da Thode-Arora weder definiert, was sie unter ‚Kultur‘ noch unter ‚kulturellen Merkmalen‘ versteht.

Pusitz und Reif greifen den Begriff ‚intermarriage‘ (Abkürzung für *intercultural marriage*) von Cahill auf, der Ehen kennzeichnen soll, die *inter-ethnic*, *inter-racial* oder *inter-national* sind. Die Autoren haben unter dem Begriff der „Interkulturellen Partnerschaft“ alle drei Merkmale zusammengefasst (Pusitz/Reif 1996:1-12). Diese Kategorisierung entspricht der gleichen, die Gordon für seinen Begriff der *ethnic groups* verwendet. Auch die Autoren Haller und Weber (1993:24-28) führen die Diskussion über die kulturelle Identität einer Person entlang der Begriffsbestimmung zu ‚Ethnie‘ und ‚Ethnizität‘.

Ich bin der Ansicht, dass die Kategorisierungen ‚interethnisch‘ und ‚interkulturell‘ ebenso wissenschaftlich umstritten sind wie der Begriff ‚Kultur‘ selbst. Auf die von mir dargestellte Definition von ‚Kultur‘ übertragen bedeutet das, dass zwischen ‚Gruppen‘ im Sinne einer unterschiedlichen Lebensform differenziert wird, wobei unklar bleibt, welche konkreten Merkmale jeweils vorherrschen und relevant sind. Dieses ist meines Erachtens von dem jeweiligen Untersuchungsgegenstand und von der spezifischen Forschungsfrage abhängig. Deshalb verwende ich die Kategorie ‚binational‘ als Unterscheidungsmerkmal in meiner Studie, denn alle befragten Paare meiner Untersuchung sind mindestens auch binational, d.h. sie gehören einer unterschiedlichen Nation an bzw. haben eine unterschiedliche Staatsangehörigkeit (Pass) und sind unterschiedlicher nationaler Herkunft (in einem anderen Land geboren als ihr Partner).

⁶ Die Heiratsregel, innerhalb einer definierten Personengruppe zu heiraten.

4. Der Begriff ‚Kultur‘

4.1. Begriffsgeschichte

Was versteht man eigentlich unter ‚Kultur‘? Etymologisch betrachtet ist ‚Kultur‘ das Lehnwort vom lateinischen *cultura*, was sowohl „Landbau“ (Bebauung eines Ackers) als auch „Pfleger“ (des Körpers und Geistes) meinen kann. Wie der Kulturbegriff zu seinen vielschichtigen Bedeutungen gelangte, ist keine unbedeutende Frage, wird er doch gegenwärtig so mannigfaltig verwendet. Die lateinische Ursprungsform *cultura*, vorerst nur im Sinne der Bebauung von Acker, erfuhr im Laufe der Zeit ihre erste metaphorische Wendung zu *cultura animi* (Pfleger der Seele bzw. des Geistes), *tempora cultura* (kultivierte Zeiten) und *cultus litterarum* (Pfleger der Literatur), die seit Ciceros⁷ Charakteristik der *philosophia* als *cultura animi* geläufig wurden. Frühchristliche und mittelalterliche Schriftsteller verwandten *cultura* entweder wieder im ursprünglich landwirtschaftlichen Sinn oder als Synonym für die religiöse Verehrung Christi bzw. des christlichen Schmerzes (*cultura Christi*, *cultura Christianae religionis* oder *cultura dolorum*), da sie hinter der stoischen Aufforderung zur „Pfleger des Geistes“ (*cultura animi*) heidnische Frömmigkeit vermuteten. Zur Rückbesinnung auf die *cultura animi* kam es erst im 16. Jahrhundert in der humanistischen Cicero-Renaissance von Erasmus⁸ und Morus.⁹ Sie erweiterten die *cultura animi* zur Bildungsaufgabe des Geistes (*anima honestis artibus excolenda* - die Seele bzw. Geist muss durch die ehrwürdigen Künste erzogen werden) und zu kulturellen Fertigkeiten bzw. Techniken (*ingenii cultura*). Noch bei Bacon¹⁰ gehörte die *cultura animi* zur Ethik. Erst Pufendorf¹¹ setzt den *Cultura*-Begriff absolut, indem er den bisher theologisch als paradiesischen Urzustand Adams interpretierten Naturzustand als „glücklosen“ Status außerhalb der Gesellschaft interpretiert. Damit fügt er dem bisher klassisch-philosophisch diskutierten Kulturbegriff soziale Sinnaspekte hinzu (Ritter/Gründer 1976:1310).

⁷ Markus Tullius Cicero war ein römischer Politiker, Staatsmann, Jurist und Rhetoriker im 1. Jahrhundert vor Christus, der verschiedene Schriften zur Moral, zum Staat, Rhetorik und Geschichte verfasste. (Peters 1970:68/1994).

⁸ Erasmus von Rotterdam (1464 - 1536) war ein niederländischer Gelehrter, der für wahrhafte Gesinnung und Bildung durch die geistige Wiedererweckung des Altertums (Humanismus) warb (Peters 1970:97/1994).

⁹ Morus ist der lateinische Name des englischen Staatsmann und Schriftstellers Thomas More (1478 - 1535). Er sprach sich gegen das Privateigentum aus. Der Titel seines 1516 verfassten Buch „Utopia“ wurde später zum abwertenden Begriff des Bürgertums für kommunistische Pläne zur Schaffung einer neuen Ordnung [„utopisch“] (Peters 1970:247/1994).

¹⁰ Francis Bacon (1561 - 1626) war englischer Staatsmann und Philosoph. Er führt alles Wissen auf die Erfahrung zurück und erklärte Beobachtung und Experiment (Empirie) zur einzig verlässlichen Grundlage des Wissens (Peters 1970:35/1994).

¹¹ Samuel Pufendorf (1632 - 1694) war ein deutscher Historiker und Rechtsgelehrter (Richter). Er vereinigte die Grundsätze des Völkerrechts zu einem geschlossenen System des natürlichen Rechtes der Völker und befreite so das Naturrecht endgültig aus seiner kirchlichen Auslegung sowie von seiner formal-juristischen Interpretation und erhob es zu einer selbstständigen Wissenschaft. Er plädierte für das unbedingte Vorrecht des Staates gegenüber der Kirche und kritisierte den kirchlichen Gewissenszwang gegenüber dem Einzelnen (Peters 1970:290/1994).

Mit der Emanzipation der bürgerlichen Individuen aus der ständischen und religiösen Ordnung der Feudalherrschaft haben sich neue Fragestellungen im Denken über ‚Kultur‘ herausgebildet. Die neuen Systeme von Einrichtungen zur geistigen Produktion sowie zur gezielten Heranbildung der nächsten Generation dokumentieren den spezifisch modernen Charakter dieser Epoche, das erwünschte Verhalten einzig über selbstbestimmte Entscheidungen der Individuen zu bewirken. Eine der Grundüberzeugungen der Aufklärung war die „Perfektibilität“ des Menschen durch weltliche Bildung und Erziehung, auf der Basis einer vernunftgemäßen Ordnung der Gesellschaft. ‚Kultur‘ wurde nun als Fortschrittsprozess des Einzelnen und seiner sozialen Verhältnisse definiert. Darunter verstand man die „Veredlung der gesamten Geistes- und Leibeskräfte eines Menschen oder eines Volkes“, was die „Veredlung des Verstandes durch die Befreiung von Vorurteilen und Verfeinerung der Sitten“ bezeichnen soll (Sandkühler 1990:902). Auf dieser Basis entwickelte Herder¹² einen umfassenden Kulturbegriff, der ‚Kultur‘ als „Bildung des Menschengeschlechts zur Humanität“ versteht (Sandkühler 1990:902). Diese Bestimmung von ‚Kultur‘ deckt sich mit dem im romanischen und angelsächsischen Sprachraum verwendeten Begriff der ‚Zivilisation‘. Kant¹³ hat dieser rein äußerlichen Zivilisierung des Verhaltens „die Idee der Moralität“ von ‚Kultur‘ „im Inneren der Individuen entgegengestellt“. Zu diesem innerlichen Verständnis eines „Kulturideals des tätigen Strebens der Individuen nach Selbstvervollkommnung“ gesellte sich das Streben nach der Verbesserung der materiellen Lebensgüter (durch Wirtschaft, Technik, Industrie und Politik) in den kapitalistischen Ländern (Sandkühler 1990:902).

Eine grundlegende und schlüssig dargestellte Unterscheidung vollzieht die philosophische Kulturdiskussion (Sandkühler 1990:900ff). Man geht von der allgemeinen Unterscheidung zwischen „der Kultur“ und „einer Kultur“ aus. Erstere thematisiert den Menschen und die Menschheitsentwicklung. Diese Bestimmung rückt ‚Kultur‘ als Produkt und Lebensbedingung des gesellschaftlichen Menschen als solchem in den Vordergrund. Im zweiten Fall wird ‚Kultur‘ als „Verallgemeinerung von Verhältnissen des gesellschaftlichen Menschen“ definiert (Sandkühler 1990:901). Dabei wird versucht, Aussagen über die geistig-soziale Wirklichkeitsbewältigung der einzelnen „sozial unterschiedenen (zeitlich und räumlich) Daseinsgemeinschaften“ zu treffen (ebd.). Letztendlich bilden beide Betrachtungsweisen eine Einheit und beeinflussen sich gegenseitig: Erstens, da die „Kultur der Menschheit“ nur durch die „Vielfalt konkreter Kulturen“ existiert, und zweitens weil auch die unterschiedlichen Geschichts- und Menschauffassungen in die jeweilige konkrete Kulturanalyse einbezogen werden. Die verschiedenen Bestim-

¹² Johann Gottfried Herder (1744 - 1803) war ein deutscher Dichter, Geschichtsphilosoph und Theologe, der die Vernunft nicht als etwas Ursprüngliches interpretierte, sondern als etwas mit der Menschheitsentwicklung Gewachsenes verstand. Den Zweck der Geschichte sah er in der Humanität, dem gesetzmäßigen Fortschreiten zur Menschlichkeit. Er führte jede historische Einzelercheinung auf Naturbedingungen oder einen bestimmten Volkscharakter zurück (s. Peters 1970:152/1994).

¹³ Immanuel Kant (1724 - 1804) war ein deutscher Philosoph. Er sah die „Quelle der Erkenntnis“, ausgehend von „der Kritik der reinen Vernunft“, im Zusammenspiel von „Erfahrung und Verstand, Wahrnehmung und Denken“. Mut zur Kritik, Vernunft, geistige Freiheit und religiöse Toleranz sollten nach seiner Ansicht die Traditionen, religiöse Dogmatik und die kirchliche und staatliche Autorität (des Absolutismus) sowie moralische und ständische Vorurteile überwinden. Er sah in der „vernünftigen“ Bildung und Erziehung zur Humanität den Weg zum Fortschritt (Peters 1970:179/1994).

mungsversuche bzw. Ansätze zur Kulturanalyse verhandeln wesentlich zwei grundlegende Dimensionen: Erstens geht es um Systeme von gesellschaftlicher Vermittlung, d.h. die Regulation der menschlichen Tätigkeit, sei es symbolisch, rational, emotional, ideologisch etc. (d.h. Praxis- und Kooperationsformen), und zweitens um Normen, Werte, Ziele und Maßstäbe, Weltbilder (d.h. kognitiv), welche die Verhaltensorientierung spezifischer Kultursysteme strukturieren. Diese allgemeinen Bestimmungsversuche von ‚Kultur‘ lassen sich in folgende Dichotomie aufteilen: Erstens in eine „idealistische Sichtweise“, die in letzter Konsequenz ‚Kultur‘ als „Produkt geistiger Tätigkeit“ definiert und die „gesellschaftlich-historische Entwicklung“ der Menschen bestimmt, zweitens in einen materialistischen Kulturbegriff, der eine eigenständige Größe bezeichnet, und die tätige Gestaltung der Umwelt der Menschen sowie die Wechselwirkung von Individuum und Gesellschaft hinsichtlich „materieller Anforderungen und Mittel der kooperativ realisierten Reproduktion“ meint (ebd.).

Eine genaue Bestimmung bzw. Bedeutungsnuancierung von ‚Kultur‘ ist faktisch aber vom jeweiligen Untersuchungsgegenstand und der Fragestellung abhängig. Mit der Aufklärung (siehe oben) hat sich die Tendenz entwickelt, ‚Kultur‘ als ‚Zivilisation‘ im Sinne der römischen Verfeinerung und Lebenskultivierung zu deuten. Dies hat letztlich zu verschiedenen Ansätzen geführt, ‚Kultur‘ als ein geistiges Produkt zu determinieren. Entgegen dieser Ansicht, vertrete ich eine kultursoziologische Begriffsbestimmung (ähnlich wie in der Anthropologie und Ethnologie), bei der man von ‚Kultur‘ als Lebensform ausgeht. Dieser Begriff soll die unterschiedlichen Formen von gesellschaftlichen Leben beschreiben. Meines Erachtens gehört das geistige Produkt einer bestimmten Menschengruppe zu deren jeweiliger Daseinsform, und es wird ebenso durch räumliche und geschichtliche Ereignisse beeinflusst. Im Hinblick auf die aktuelle Kulturdiskussion beschränke ich mich auf Kulturtheorien aus dem Bereich der Anthropologie, Ethnologie und Soziologie, die Duranti (1997), ein Vertreter der linguistischen Anthropologie, in sechs wesentliche Kulturkonzepte unterteilt hat.

4.2. ‚Kultur‘ im Unterschied zur Natur

Dieser Ansatz geht davon aus, dass ‚Kultur‘ durch Erlernen erworben wird, nicht angeboren ist, dass man aber eine genetische Ausstattung braucht, um ‚Kultur‘ zu erwerben (zum Beispiel im Gegensatz zu der von Tieren). Das Erlernen und Vermitteln geschieht durch menschliche Handlungen, die sich oft in Form direkter Interaktion (*face-to-face-interaction*) vollziehen, und durch die Kultur von einer Generation an die Nächste weitergegeben wird. Dies erklärt, warum Kinder dem kulturellen Muster der Erwachsenen folgen, selbst wenn die Adoptiveltern einen anderen kulturellen Rahmen als den der genetischen Eltern haben. Die vorgefundene ‚Kultur‘ erwirbt das Kind besonders durch die sprachliche Sozialisation (Duranti 1997:24).

Boas, der von Kant und dem Idealismus des 19. Jahrhunderts beeinflusst wurde, separiert ‚Kultur‘ von der Natur. Er definiert ‚Kultur‘ als die Gesamtheit der geistigen und physischen Reaktion und Aktivität, welche das Verhalten der Individuen bezeichnet, die eine soziale Gruppe bilden, sowohl kollektiv wie auch individuell im Verhältnis zu ihrer natürlichen Umgebung, zu anderen Gruppen, zu Mitgliedern der eigenen Gruppe und sich selbst gegenüber. Diese Gesamtheit um-

fasst auch die Produkte ihrer Aktivitäten und ihre Rolle im Leben der Gruppe (Boas [1911] 1963:149 - entnommen aus Duranti 1997:25). Kant sah die Anthropologie als die Wissenschaft vom freien Handeln und setzte sie den Naturgesetzen (die die menschliche Physiologie beherrschen) entgegen. Für ihn lag ‚Kultur‘ in der Fähigkeit willkürliche, also nicht naturgegebene Zwecke zu setzen, deren Voraussetzung Kant in der Freiheit sah. Hegel hat diese Sichtweise erweitert, indem er ‚Kultur‘ als einen „Prozess der Entfremdung vom natürlichen Selbst“ (biologisch) definiert, unter das er auch „Selbstbezogenheit“ fasst. In diesem Kulturprozess sollte die Selbstbezogenheit überwunden werden und die Fähigkeit erlangt werden, die Perspektive des anderen zu übernehmen. Hegel versteht unter ‚Kultur‘ einen Bildungsprozess, bei dem es Selbst- und Fremdbewusstsein zu gewinnen gilt (Duranti 1997:25).

Die Vertreter dieses Ansatzes sind der Ansicht, dass der Prozess der Sozialisation, bei dem sie den Spracherwerb als ein wichtiges Element betonen, darauf abzielt, den Geist und das Verhalten eines Kindes auf Arten des Denkens, Sprechens und Handelns hin zu bilden, welche für eine Gemeinschaft akzeptabel sind, die über die Ursprungsfamilie des Kindes hinausreicht. Sie definieren Sprache als einen Teil der Kultur, der die Welt in bestimmter Weise kategorisiert. Nach dieser Betrachtungsweise hat jede Kultur ein spezifisches Klassifikationssystem (Vokabular). Daraus leiten die Vertreter dieser Kulturauffassung die These ab, dass dieses System einen besonderen Hinweis auf die Unterscheidungen geben kann, die für eine bestimmte Kultur wichtig sind (Duranti 1997:26).

4.3. ‚Kultur‘ als Wissen

Dieser Ansatz geht davon aus, dass Kultur als Weltwissen gelernt wird. Dieses Weltwissen umfasst Faktenwissen und die Fähigkeit zum Erkennen von Gegenständen. Das impliziert auch, dass die Mitglieder einer Kultur bestimmte Denkmuster teilen müssen, Arten, die Welt zu verstehen, Schlussfolgerungen zu ziehen und Vorhersagen zu machen. Ein Vertreter der kognitiven Sichtweise von ‚Kultur‘ ist Goodenough. Er ist der Ansicht, dass ‚Kultur‘ nicht aus dem Verhalten besteht, sondern aus dem Wissen, sich akzeptabel zu verhalten. Für ihn ist ‚Kultur‘ also ein Kompetenzbegriff. Im Gegensatz zum biologischen Erbe muss ‚Kultur‘ vom Menschen erlernt werden. Demzufolge definiert Goodenough ‚Kultur‘ als Endprodukt dieses Lernprozesses, es ist das Wissen in einem höchst allgemeinen Sinn. Dieses Wissen ist dennoch relativ, da jede Kultur etwas anderes darunter fasst (Goodenough 1964:36 - entnommen aus Duranti 1997:27). Diese Bestimmung von ‚Kultur‘ zeigt, dass hier nicht von einem materiellen Phänomen ausgegangen wird, also ‚Kultur‘ nicht aus Dingen, Emotionen, Menschen, Verhalten oder Gegenständen besteht, sondern vielmehr die Organisation aller dieser Dinge kennzeichnet. ‚Kultur‘ bezeichnet das Modell bzw. die Form, wie Menschen wahrnehmen, sich in Beziehung setzen und interpretieren (Duranti 1997:27f.).

4.4. ‚Kultur‘ als Kommunikation

Hier wird ‚Kultur‘ als Zeichensystem definiert. In ihrer allgemeinsten Version geht diese semiotische Auffassung davon aus, dass ‚Kultur‘ eine Repräsentation

der Welt ist und eine Art der Sinnggebung, die in Form von Geschichten, Mythen, Theorien, Sprichwörtern, Kunstprodukten usf. objektiviert wird. Von diesem Ansatz ausgehend, können die kulturellen Produkte der Menschen wie z. B. Mythen und Klassifikationen der natürlichen und sozialen Welt, als Beispiele für die Aneignung der Natur durch den Menschen auf Grund seiner Fähigkeit, symbolische Beziehungen zwischen Individuen und Gruppen herzustellen, angesehen werden. Bekannte Vertreter dieses Kulturansatzes sind Lévi-Strauss und Geertz. Der französische Anthropologe Lévi-Strauss geht von einem strukturalistischen Ansatz aus und betont, dass alle ‚Kulturen‘ Zeichensysteme sind, die aus der kognitiven Operationsweise, die Welt in Bezeichnungen von binären Gegenüberstellungen zu kategorisieren, entstehen. Seiner Ansicht nach ist der menschliche Geist überall gleich, da die Kulturen überall die gleichen, höchst abstrakten Denkeigenschaften benutzen, die aber an die unterschiedlichen Lebensbedingungen angepasst werden. Vor allem hat sich Lévi-Strauss gegen die Auffassung gewendet, die so genannten primitiven Kulturen mit einem kognitiv primitiven Denken zu identifizieren. Lévi-Strauss geht davon aus, dass es keinen grundlegenden kognitiven Unterschied zwischen dem abstrakten Denken der zivilisierten Kulturen und dem totemistischen Denken der primitiven Kulturen gibt. Für ihn wird Kultur weniger vom Menschen geschaffen, sondern sie entwickelt sich mehr oder weniger subjektlos (strukturalistischer Ansatz). Er begründet diese Auffassung mit der Entsprechung zwischen verschiedenen Kulturen, die keine geschichtlichen Berührungspunkte hatten. Deshalb sind Kulturen autonome und nicht von Subjekt gesteuerte Entwicklungen (Duranti 1997:33-36).

Der Ethnologe Geertz (1987:8) beklagt vor allem die Diffusität und Verwirrung des Kulturbegriffes. Sein Ziel ist es, den Kulturbegriff als engeren, präziseren und theoretisch tragfähigeren Begriff auszuarbeiten. Im Gegensatz zu Lévi-Strauss sieht er kulturelle Unterschiede nicht als Variation der gleichen Fähigkeit des Menschen zum abstrakten Denken. Geertz geht von einem interpretativen Ansatz aus, bei dem es um das Verstehen von menschlichen Kulturen geht und nicht um kausale Erklärungen durch Verhaltensgesetze.

Das Verstehen der Kultur eines Volkes führt dazu, seine Normalität zu enthüllen, ohne dass seine Besonderheit dabei zu kurz käme (ebd. 1987:21)

Geertz ist vor allem daran interessiert, eine Untersuchungsmethodik zu entwickeln, die den niemals endenden Interpretationsprozess betont, der für die menschliche Erfahrung charakteristisch ist (Duranti 1997:36f.). Sein Kulturbegriff ist wesentlich ein semiotischer, Max Weber entlehnter Begriff, der den Menschen als ein Wesen versteht, das „in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist“ (Geertz 1987:9). Dieses Gewebe ist dasjenige, was Kultur ausmacht. Deshalb sollte die wissenschaftliche Untersuchung nicht experimentell verlaufen und nach Gesetzen suchen, sondern interpretativ nach Bedeutung suchen. Diese Gewebe sollten durch genaue Unterscheidungen entdeckt werden, was dann auch zu unterschiedlichen Sichtweisen von Dingen führt, die zunächst als gleich erschienen. Um diesen Anspruch gerecht zu werden, plädiert Geertz für das Konzept der ‚dichten Beschreibung‘. Dem Ethnografen empfiehlt er, immer wieder an das gleiche Material zurückzugehen und Bedeutungsschichten hinzuzufügen sowie Dichte und Konzentration der Beschreibung anzureichern. Geertz führt drei zentrale Merkmale der dichten Beschreibung auf: Erstens, dass „sie deutend ist“,

zweitens, dass „der Ablauf des sozialen Diskurses“ das ist, was sie deutet, und drittens, dass „Deuten darin besteht, das Gesagte eines solchen Diskurses dem vergänglichen Augenblick zu entreißen“ (Geertz 1987:30). Ein anderes Kennzeichen der dichten Beschreibung, wie er sie praktiziert, ist die „mikroskopische“ Untersuchung.

...dass sich der Ethnologe typischerweise solchen umfassenden Interpretationen und abstrakteren Analysen von der sehr intensiven Bekanntschaft mit äußerst kleinen Sachen nähert (ebd.).

Kultur ist ein Produkt menschlicher Interaktion, für Geertz ein „öffentliches Dokument“, das nicht in irgendjemandes Kopf existiert, auch wenn es eine „unkörperliche Größe“ ist (Geertz 1987:16). Geertz meint damit, dass Kultur etwas Gegenständliches ist, also von Menschen produziert ist und zur Interpretation bereit steht. Wenn Menschen etwas miteinander machen, dann impliziert das nicht unbedingt bestimmte Kosmologien, über die sie schon von vornherein verfügen, sondern sie produzieren sie im Handeln und dabei auch Begriffe, die im Hier und Jetzt gelten (Duranti 1997:37).

4.5. ‚Kultur‘ als Vermittlungssystem

Diese Betrachtungsweise von ‚Kultur‘ geht auf Marx zurück, wobei Sprache und Kultur als Werkzeuge (Vermittlungsinstrumente) definiert werden. Die Werkzeuge vermitteln zwischen dem Benutzer und dem Gegenstand des Werkes (Mensch - Werkzeug - Umgebung). Kultur ist nun das, was den Werkzeuggebrauch in verschiedenen Aktivitäten (zum Beispiel Kochen, Bauen, Kämpfen) organisiert. Wieder andere Formen der Vermittlung sind Symbole, die benutzt werden, um die menschliche Umgebung zu beeinflussen. Aus dieser marxistischen Sicht heraus umfasst Kultur sowohl materielle Gegenstände als auch geistige. Die kulturellen Produkte sind zum Beispiel Sprache, Gespräche, Autos etc. Duranti (1997:41) kritisiert an diesem Ansatz, dass er recht vage ist, da mit ihm keine Methodik verbunden wird. Gleichwohl gibt diese Betrachtungsweise einen wichtigen Hinweis, dass nicht nur von einer ‚Kultur‘ gesprochen werden kann, sondern ‚Kultur‘ aus vielen verschiedenen Sachen besteht. Der marxistische Ansatz betont, dass sprachliche Ausdrücke nicht einfach nur Repräsentationen einer äußeren Realität sind, sondern im hohen Maß Teil dieser Realität. Sprachliche Ausdrücke sind aber auch Handlungsinstrumente, die dazu dienen, die Wirklichkeit zu reproduzieren und sie auch zu verändern. Zum Beispiel entsteht durch Sprache Freundschaft oder Feindschaft, mit Sprache löst man einen Konflikt oder verschärft ihn, anhand von Sprache passt man sich der Gesellschaft an oder versucht sie zu ändern.

Gegenüber der kognitiven Sichtweise unterscheidet sich dieser Ansatz in zwei Aspekten: Erstens, dass Kultur nicht in den Köpfen, sondern vor allem in den Aktivitäten der Menschen verortet wird (Kultur ist, was man tut) und zweitens wird der Gesichtspunkt der Repräsentation geringer bewertet und mehr Gewicht auf das Verändern und Gestalten der Welt gelegt (Duranti 1997:40-43).

4.6. ‚Kultur‘ als ein System von Praktiken

In den späten Sechziger- und frühen Siebzigerjahren haben französische Wissenschaftler (Lacan, Foucault, Derrida) begonnen, die Grundannahmen des Strukturalismus in Frage zu stellen. Sie kritisierten generalisierte Aussagen über ganze Kulturen und Abstraktionen, die auf einfachen symbolischen Oppositionen beruhen (wie bei Lévi-Strauss), als essenzialistisch und metaphysisch. Auf dieser Kritik beruht der poststrukturalistische Bestimmungsversuch von ‚Kultur‘. Die Forscher interessierten sich mehr für die dialogische und von Moment zu Moment geschehende Konstruktion von Interpretationen. Sie gehen davon aus, dass es eine „reine Kultur“ nicht mehr gibt, sondern dass sich auf Grund von Geschichtlichkeit und Zeitlichkeit alles vermischt. Die poststrukturalistische Auffassung hat vor allem das Interesse an Multikulturalismus und transnationaler Gemeinschaft im Blick.

Die Postrukturalisten beziehen sich in ihren Annahmen vor allem auf Heideggers Kritik, dass sich die wissenschaftlichen Untersuchungsgegenstände nicht mit den grundlegenden Einheiten menschlicher Erfahrungen decken. Heidegger verwirft auch die Ansicht der Aufklärungsphilosophen (wie Descartes und Kant), den Menschen durch die Vernunft bzw. die Fähigkeit zum abstrakten, expliziten und kategorisierenden Denken zu charakterisieren. Er vertritt die These, dass das menschliche „abstrakte, konzeptuelle und theoretische Verständnis der Welt nicht primär ist“, sondern von anderen „existenziellen Voraussetzungen“ abgeleitet wird (Duranti 1997:43). Diese bestehen nach Heidegger im „Inderweltsein“, in welchem Objekte als „unvermittelt, pragmatisch, nützlich“ begegnen, „Situationen im Kontext besonderer Stimmungen“ und „Menschen als Mitmenschen“ erfahren werden (ebd.).

Nach Heidegger ist die grundlegendste menschliche Verfassung das Zusammenspiel von Geschichtlichkeit und Befindlichkeit, die Kontextgebundenheit des Menschen. Heideggers Begriff der ‚Existenz‘ umfasst die besondere, dem Menschen eigene Seinsform des Über-sich-selbst-hinaus-Seins: Der Mensch ist immer auf etwas anderes, was er selbst nicht ist, gerichtet und zukunftsorientiert, er ist räumlich und zeitlich über sich selbst hinaus.

Bourdieu baut in seiner soziologischen Theorie der Praxis auf Heidegger auf und betont die unentwirrbare Verbindung zwischen Wissen und Handeln sowie zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Er ist der Ansicht, dass die „sozialen Akteure“ weder vollständig das „Produkt äußerer Bedingungen“ noch vollständig „bewusste intentionale Subjekte“ sind, deren „mentale Repräsentationen“ nur aus ihnen selbst heraus entstünden (Duranti 1997:44). Ein zentraler Begriff Bourdieus ist der ‚Habitus‘, welchen er als eine strukturierte und strukturierende Disposition versteht. Das strukturierte Element des Habitus meint, dass er historisch und gesellschaftlich geprägt und nicht vom Subjekt erfunden ist; strukturierend ist er, weil er auf die Welt einwirkt und ziel- und zweckbezogen organisiert ist. Der Habitus ist die verkörperte Geschichte, die als eine zweite Natur internalisiert und daher in ihrer Geschichtlichkeit vergessen wird. Er repräsentiert also die aktive Gegenwart der gesamten Vergangenheit, aus der er entstanden ist. Der Habitus ist das, was den Praktiken ihre relative Autonomie in Bezug auf die externen Gegebenheiten des unmittelbaren Gegenwärtigen verleiht. Bourdieu plädiert für das Überwinden der in den Sozialwissenschaften üblichen, Dichotomie von Subjektivismus und Objektivismus. Er betont, dass das Subjekt nur als Teilhabe in der ha-

bituellen Aktivität existiert und funktioniert, die von seinen individuellen Handlungen sowohl vorausgesetzt als auch reproduziert werden. Diese Reproduktion darf aber nicht als vollständig vorhersagbar gedacht werden, sonst wäre sie deterministisch. Kultur ist für Bourdieu weder etwas, was außerhalb des Individuums liegt (zum Beispiel tradierte Rituale und Symbole), noch was nur kognitiv bedingt ist, sondern Kultur existiert vielmehr durch das Routinehandeln, was die äußeren Bedingungen und auch die Erfahrungen der Handelnden einschließt (Duranti 1997:44-46).

4.7. ‚Kultur‘ als System der Teilhabe

Dieser Ansatz geht davon aus, dass ‚Kultur‘ etwas Kollektives und Individuen- und Zeitübergreifendes ist. Kultur ist also etwas Gemeinschaftsbildendes, wobei der Kommunikation eine zentrale Bedeutung zukommt, da durch sie Beziehungen und Gemeinschaften hergestellt und Ideen weitergegeben werden. Deshalb benötigt jedes System der Teilhabe (Partizipation) eine kognitive und eine körperliche Komponente. Einerseits muss der Mensch über Wissen und Erinnerungen verfügen, um zum Beispiel Schlussfolgerungen ziehen zu können, andererseits muss er auch in der physischen Umgebung mit materiellen Objekten funktionieren. Ferner bedeutet Partizipation das Teilen von Ressourcen, was aber nicht heißt, dass diese Ressourcen gleich verteilt sein müssen und in gleicher Weise kontrolliert werden (Duranti 1997:46f.).

4.8. Zusammenfassung des Kulturbegriffes

Die neuere Sichtweise definiert ‚Kultur‘ nicht mehr als homogenes Ganzes, sondern interpretiert sie als kontextspezifische und kontextabhängige Praktiken und Formen der Partizipation. Dieser Betrachtungsweise schließe ich mich an und verstehe unter ‚Kultur‘ unterschiedliche Formen von gesellschaftlichem Leben. In meiner Bestimmung von ‚Kultur‘ gehe ich von folgenden Aspekten aus:

- Kultur ist nichts Angeborenes, sondern wird in der direkten Interaktion vermittelt und über Medien und andere Objektivationen erworben,
- Kultur bezeichnet einen Bildungsprozess, bei dem die Fähigkeit zur Übernahme der Perspektive des anderen erworben wird (Selbst- und Fremdbewusstsein nach Hegel).
- Kultur umfasst auch Weltwissen (kognitiv), sich akzeptabel in einer Gemeinschaft zu verhalten (Goodenough).
- Kultur ist das Produkt menschlicher Interaktion und manifestiert sich in Zeichensystemen. Dabei vertrete ich die Ansicht Geertz, sich Kultur in der Form der dichten Beschreibung, also „interpretativ“ zu nähern.
- Kultur hat nicht nur ein kognitives Moment, sondern findet in der menschlichen Aktivität statt, und ist an einen prozessualen Verlauf (geschichtliche Entwicklung) gekoppelt.

- Kultur wird durch das Zusammenspiel von Geschichtlichkeit und Zeitlichkeit beeinflusst, d.h. dass die menschliche Existenz kontextgebunden ist (Heidegger) und räumlich sowie zeitlich über sich hinaus ist (zukunftsorientiert).
- Kultur ist nicht nur kognitiv oder nur außerhalb des Subjekts, sondern sie besteht wesentlich im Routinehandeln, welches die äußeren Bedingungen und Erfahrungen der Handelnden einschließt (Bourdieu).

5. Eigenes und Fremdes

Die Zuweisung von Eigenem und Fremden bzw. die Erfahrung der Fremdheit ist etwas so Alltägliches, dass es uns oft gar nicht bewusst ist, wann und vor allem wie man bestimmte Wahrnehmungen, Erfahrungen oder Eindrücke zuordnet. Ist uns ein Mensch fremd, weil er eine andere Staatsangehörigkeit, Religion oder einen anderen nationalen Ursprung besitzt (äußerlich nicht zwangsläufig feststellbare Merkmale), oder ist er uns fremd, weil er sich auf Grund äußerlicher Merkmale (Kleidung, Verhalten, Hautfarbe, Behinderung, Geschlecht usw.) von uns unterscheidet? Graumann (1997:41) ist der Ansicht, dass sich Fremdenhass vor allem gegen Menschen richtet, die auf andere „fremdartig wirken“, was nicht nur aus der anderen Staatsangehörigkeit resultiert, sondern vor allem Personen betrifft, die ihren „Feinden“ oder „Verfolgern“ fremd erscheinen, da sie nur „auffällig anders aussehen, sich kleiden und benehmen.“ Um zu klären, wie das Individuum andere als Fremde wahrnimmt, muss zunächst einmal definiert werden, was unter dem Begriff ‚fremd‘ verstanden wird.

5.1. Zur Etymologie von ‚fremd‘

Etymologisch wird das Adjektiv ‚fremd‘ auf das 8. Jahrhundert datiert und von dem mittelhochdeutschen *vrem(e)de* oder *vröm(e)de*, dem altdeutschen und alt-sächsischen *fremidi* abgeleitet. Das altsächsische *fremdi* erschließen die Etymologen aus der germanischen Adjektivbildung *framapja*, welches als (*fram-*) „fern von“ bzw. „weg von“ gedeutet und dem die Ausgangsbedeutung „fort seiend“ zugeschrieben wird (Kluge 1999:285). ‚Fern ab‘ bedeutet also, dass man von einem bestimmten Ort (der Nähe) ausgeht, d.h. ‚fremd‘ impliziert eine räumliche Dimension.

Im Französischen (*étrange*) und Englischen (*strange*) erfährt das Adjektiv ‚fremd‘ verschiedene Konnotationen wie ‚unbekannt, ungewohnt, merkwürdig, eigentümlich, seltsam, sonderbar und komisch.‘ Die englische Bezeichnung für den fremden Menschen lässt zwei Möglichkeiten zu: Erstens *stranger* (siehe oben) und *foreigner*, was konkret den Ausländer (eine Person aus einem anderen Land, mit einem anderen Pass) bezeichnet. Ferner hat die englische Sprache weitere Unterscheidungen für die Bezeichnung ‚des Fremden‘ im Sinne eines Nicht-dazugehörigen (*extraneous*) und Unbekannten (*unknown*).

In der deutschen Sprache kann ‚die Fremde‘ bzw. ‚der Fremde‘ drei wesentliche Sachverhalte bezeichnen: Erstens „der fremde Mensch“ (bzw. weiblich: die Fremde), zweitens die Fremde im Sinne einer territorialen Bestimmung, das „fremde Land“ (Ausland) oder ganz allgemein „die Ferne“ und drittens das Frem-

de, welches sich auf „Dinge, Ereignisse oder Sachverhalte“ bezieht, die uns fremd erscheinen (Graumann 1997:43).

5.2. Zur Semantik von ‚fremd‘

Graumann (1997:44) bezieht sich auf die semantische Studie von Beul (1968), die nachgewiesen hat, dass das deutsche ‚fremd‘ im Rahmen der Bibelübersetzungen als Äquivalent für spezifische lateinische Begriffe eingesetzt wurde und in religiöser Hinsicht zumindest eine moralische Konnotation impliziert. Zusammenfassend stellt Graumann verschiedene Entsprechungen von ‚fremd‘ vor, wobei ich mich hier aber auf vier wesentliche beschränken werde:

- ‚Fremd‘ als Entsprechung von *alienus*, der anderswo geboren wurde (*alienigenus*) und das Gegenstück zum *indigenus* (Eingeborenen) ist, was nicht zwangsläufig ein fremdes Land voraussetzt, sondern auch die andere Sippe, Religion oder Familie meinen kann. Dieser Bestimmung haftet eine negative Konnotation an, denn was hier als ‚fremd‘ erfahren wird, ist jemand, der „nicht von hier“ oder „keiner von uns“ ist und damit ein „potenzieller Feind“ sein kann. Das lateinische Wort für den Fremden ist *hostis*, der entweder Gastfreund oder Feind war (vgl. *hostipotis* (Gastherr) versus *hostilia* (Feindseligkeit), *host* (Gast) versus *hostage* (Geisel)). Diese semantisch beieinander liegende Begrifflichkeit für den Fremden, der entweder Gast oder Feind ist, gibt aber auch einen Hinweis auf die ambivalente Wahrnehmung des Fremden bzw. Erfahrung mit dem Fremden (Graumann 1997:44).
- Eine andere Entsprechung ist das lateinische Wort *extraneus*, das das von außen Kommende oder Äußerliche meint, das Korrelat zur eigenen Sippe oder Familie darstellt (ebd.). Dies zeigt sich auch im noch heute verwendeten englischen Wort *extraneous* (siehe oben).
- Die dritte Entsprechung ist dem griechischen Wort *bárbaros* (stammeln) entlehnt und wurde verwendet, um Griechen zu bezeichnen, die schlecht Attisch sprachen (Kluge 1999:80). Die Römer haben das Wort *barbarus* übernommen und ihre Bedeutung auf „Nicht-Römer“ und „Nicht-Christen“ übertragen, wobei vor allem auf das unklare, unverständliche Sprechen angespielt wurde, das wiederum als Ungebildetheit und Rohheit gedeutet wurde (Graumann 1997:44).
- Eine andere wichtige Übersetzung, die das deutsche Wort ‚fremd‘ leistet, betrifft das lateinische *peregrinus*, welches eigentlich die nach Rom wallfahrenden Ausländer bezeichnet und ‚der Fremde‘ bedeutete (Kluge 1999:632). Der Fremde als Pilger war lange Zeit hinweg die einzige Person, die in der Doppelperspektive gesehen wurde. Zum einen ist er der Fremde (der aus der Ferne kommt), der der Gastfreundschaft bedarf, und zum andern kann aber auch der Einheimische zum Pilger werden, wenn er auf Grund seiner Religion oder eines Gelübdes in die Ferne zieht. Diese Doppelperspektive ist später auch ins Interesse der sozialpsychologischen Attributionsforschung gerückt, wonach „Handelnde die Dinge anders sehen und beurteilen als deren Beobachter“ (Graumann 1997:45). Für Graumann ist der „Tourist“ die moderne Variante des „*peregrinen* Fremden“. Er weist zum Beispiel auch daraufhin, dass noch

bis in die Mitte des 20. Jahrhundert Bezeichnungen wie „Fremdenverkehr“, „Fremdenbetten“, „Fremdenführer“ und in der Schweiz die „Fremdenpolizei“ gängig waren (Graumann 1997:46).

Faktisch implizieren fast alle Entsprechungen des Fremden eine negative Konnotation, das Fremde ist die Negation des Eigenen, des Sicherem, des Heimischen und des Vertrauten. Das Fremde kann sowohl fern bleiben als auch sich uns nähern, wir können es als bedrohlich erfahren oder den Reiz an dem Neuen entdecken. Abhängig davon, wie wir das Fremde wahrnehmen, sei es als „*alienum*, *extraneum*, *barbarum* oder *peregrinum*“, löst es mehr Neugierde oder Angst aus (ebd.).

5.3. Zur Phänomenologie von Fremdheit

In der phänomenologischen Analyse wird ‚Fremdheit‘ unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses vom Eigenem (Selbst-Sein) und Fremden (Anders-Sein) thematisiert. Das Fremde ist keine Eigenschaft, sondern eine alltägliche Erfahrung, welche der Einzelne von Kindesbeinen an macht (Graumann 1997:47). Das Individuum lernt Neues kennen, macht verschiedene Erfahrungen, wobei viele zunächst fremde Dinge mit der Zeit vertraut werden. Andere Erfahrungen werden vergessen bzw. seltener, so dass sie uns später als fremd oder anders erscheinen. Allerdings muss nicht zwangsläufig alles, was ‚anders‘ ist, auch fremd oder andersartig sein. Graumann beruft sich hier auf die von Husserl eingeführte Begrifflichkeit, dass Erfahrungen immer auf neue mögliche Erfahrungen verweisen und letztlich „offene und unbestimmte Horizonte auffüllen“ (Graumann 1997:47/Husserl 1962:88). Prinzipiell muss aber nicht nur das aus der Ferne Fremde als fremd erlebt werden, es kann auch unmittelbar Nahes fremd bleiben, ganz abhängig von den Dingen, mit denen der ‚Horizont aufgefüllt‘ wird. Graumann schreibt, dass für Husserl nur das eigene Ich als original (oder primordial) zugänglich gilt und das andere Ich (*alter ego*) als „das an sich erste Fremde“ aufgefasst wird. Er definiert das Psychische des Anderen als original unzugänglich, es sei nur „als Analogon von Eigenheitlichem“ denkbar (Graumann 1997:48). Was man als fremd erlebt, erfährt man als verschieden von seinem Selbst-Sein, von seiner eigenen psychischen und sozialen Identität. Wenn also Fremd-Sein das Anders-Sein als man selbst meint, dann definiert das Fremd-Sein auch die eigene Identität, da das Selbst-Sein durch das Fremd-Sein mit konstituiert wird, indem man sich also als anders als andere begreift. Auch Hahn (2000) thematisiert die Konstitution von Fremdheit aus dem Standpunkt der Selbstbeschreibung: Sagt also jemand was er ist, geschieht dies in Abgrenzung zu dem, was er nicht ist. „Die paradoxe Funktion von ‚Fremden‘“ besteht für ihn darin, dass sie Selbstidentifikationen gestatten: Um so mehr sich das Selbst als positiv beschreibt, desto zahlreicher werden die ausdrücklichen Ausgrenzungen und desto mehr Fremdheitstypen entstehen. Demnach sind Eigenes und Fremdes korrelative Begriffe, die Fremde (Ferne) ist das Korrelat der Heimat, das Fremde ist das Andere des Eigenen, der Fremde ist anders als ich selbst. Diese Korrelativität impliziert für Graumann auch: „je unsicherer eine Person ihrer selbst (ihrer Identität) ist, sie desto eher die Begegnung mit Fremden verunsichern wird“ (Graumann 1997:49).

Etwas als fremd zu erfahren, setzt einen Blickwinkel des „Nicht-Fremden“ voraus, was der Person aber nicht immer bewusst ist. Umso weniger ist einer Person bewusst, dass die Kategorisierung, Beschreibung und Beurteilung des Fremden immer schon den eigenen Kategorisierungen und Konstruktionen entspringt. Das Faktum, dass die Fremdheitserfahrung die Erfahrung des Selbst-Seins mitkonstituiert, macht sie auch zum Teil unserer Reflexivität, wobei hier nicht nur das eigene Anders-Sein hinsichtlich der eigenen Identität angesprochen wird. Die Geschichte der okzidentalen Kultur zeigt, dass Europa sich auch vieles aus anderen Kulturen angeeignet hat, sei es nun auf Grund der Faszination des Fremden oder als Resultat der Eroberung, Unterwerfung oder Ausbeutung (Gewürze, Pflanzen, Menschen, Früchte). Auch für Europa gilt die Einflussnahme durch eingewanderte oder eingedrungene Fremde, die sich mit der Zeit assimiliert und Wechselwirkungen hervorgerufen haben, die heute auch zur kulturellen Identität Europas zählen. Fremdes ist insofern ständig in die eigene Kultur eingegangen, fasst man die früheren, historischen Erfahrungen mit der Fremdheit ins Auge. Wenn das Fremde, das zunächst unbekannt und unzugänglich war, zugänglich wird, verliert es seinen Fremdheitscharakter. Gelingt die Aneignung nicht, bleibt es nur aus unserer Perspektive heraus unzugänglich (für andere möglicherweise nicht). Manchmal sind die Bezeichnungen für Fremde (Wilde, Indios, Kannibalen, Barbaren, Heiden, usf.) oder Eigenschaften, die wir ihnen attribuieren, nur Gegensätze oder Negationen von dem, was wir uns selbst zuschreiben, oder Projektionen, was wir uns versagen (Graumann 1997:50).

Ein anderer wichtiger Aspekt ist die Ambivalenz der Faszination der Fremdheit. Einerseits ist man neugierig auf das Fremde (zum Beispiel Unbekanntes kennen zu lernen – Tourismus, Neues zu erlernen, Berge zu besteigen usw.) und darauf, Unzugängliches zugänglich zu machen. Andererseits ist damit aber auch das Risiko verbunden, etwas nicht zu bestehen, zu erreichen, erlernen zu können oder Dinge zu erleben, die eher das Gefühl von Unbehagen oder Angst hervorrufen. Der emotional und motivational konstituierte Ambivalenzcharakter des Fremden veranlasst das Ich (*ego*) zu Schwankungen, die häufig zwischen Anziehung und Bedrohung, zwischen Hinwendung und Ablehnung verlaufen, und nicht selten schlägt das eine in das andere um. Oft sagen die Valenzen mehr über die Gefühle und Motive aus (wie man das Fremde erlebt) als über das Fremde selbst (Graumann 1997:50f/Rakelmann 1988:136).

Vom phänomenologischen Standpunkt aus lässt sich zusammenfassend konstatieren, dass die enge Bindung zwischen Fremden und Eigenem sowie die Verfestigung dieser perspektivischen Sicht im eigenen Selbstverständnis eine Ambivalenz der Fremdheitserfahrungen mitbedingen, die sich im Verhältnis des Menschen zu seiner Um- und Mitwelt manifestiert.

5.4. Der Fremde als Mitglied der Gesellschaft

Simmel (1992) konzipiert den Fremden sowohl als Außenseiter als auch als beeinflussendes Mitglied der Gesellschaft. Er betrachtet den Fremden aus der Perspektive des Sesshaften und Bleibenden. Dabei akzentuiert Simmel vor allem die „positive“ Wechselbeziehung zwischen dem Fremden und der jeweiligen Gesellschaft, indem er ein „Element der Gruppe“ wird. Ausgehend von der Erfahrung der Emigration während der NS-Zeit sieht Simmel den Fremden in seiner Nähe

zur Gesellschaft prinzipiell als beweglicher als den Einheimischen: Er kommt „gelegentlich mit jedem einzelnen Element in Berührung, ist aber mit keinem Einzelnen durch die verwandtschaftlichen, lokalen, beruflichen Fixierungen verbunden“ (Simmel 1992:766). Die „positive Beziehung“ des Fremden zu der vorherrschenden Gesellschaft, die Einheit von Nähe und Distanz, muss jedoch von den Fremden selbst bewältigt werden und geht auf Kosten seiner Identität. Der Mehrheitsgesellschaft sind die Fremden nur als Fremde nah: sie werden „eigentlich nicht als Individuen, sondern als die Fremden eines bestimmten Typus überhaupt empfunden“ (Simmel 1992:770). Die vorherrschende Gesellschaft definiert den Fremden als nah und bekannt, in seiner Rolle als Fremder. Diesen Typus veranschaulicht Simmel am Beispiel der gesellschaftlichen Position der Juden, der seine „soziale Position“ als Jude hat, aber nicht „als Träger bestimmter sachlicher Inhalte“ (ebd.).

Schütz (1971) hat die von Simmel herausgearbeitete Paradoxie, die Bestimmung des Fremden als Fremden durch die Mehrheitsgesellschaft, übernommen und amplifiziert. Auch Schütz schreibt aus der Perspektive des Exilanten. Der Fremde, der in der Einwanderungsgesellschaft neu ankommt, kann sein Alltagswissen („Denken-wie-üblich“) in der Interaktion mit der neuen Gruppe nicht teilen. Er kann ebenso wenig auf seine aus dem Alltagswissen stammenden Ressourcen zurückgreifen und sie selbstverständlich und unhinterfragt einsetzen. Schütz ist der Ansicht, dass diese neue Erfahrung den Fremden in Bedrängnis versetzt. Bei der Bewältigung dieser Krise ist ihm die Mehrheitsgesellschaft aber weniger nützlich, da sie den Fremden als einen spezifischen Typus („der Fremde“) definiert und von ihren (selbstverständlichen) Ressourcen ausgrenzt. Das heißt, die (Einwanderungs-)Gesellschaft ist dem Fremden bei der Umgestaltung seines bisherigen Alltagswissens sowie der Anreicherung mit neuen Perspektiven deshalb nicht hilfreich, weil die Gesellschaft ihn als Neuankömmling determiniert und eine Art von Fremdheit herstellt, die auf der Zuschreibung eines spezifischen Wissens (des Anders-Seins) beruht, was vom Fremden gegebenenfalls sogar akzeptiert wird (Apitzsch 1999:8).

Diese Denkweise vertreten auch Park und Stonequist, wobei sie vor allem auf den doppelten Charakter des Fremden hinweisen: Dem Fremden ist die neue ‚Kultur‘ noch fremd, er hat sich seiner alten ‚Kultur‘ aber auch schon teilweise entfremdet (Graumann 1997:52/Park 1928/Stonequist 1937, Apitzsch 1999:7f.). Sie verstehen den Fremden als eine Person, deren „psychologische Unsicherheit“ sich in zwei Welten bewegt und „in seiner Seele die Dissonanzen und Harmonien, das Abstoßende und Anziehende dieser Welt widerspiegelt“ (Stonequist 1937:8 - entnommen aus Graumann 1997:52).

Zusammenfassend wird deutlich, dass das Fremdsein auf einer Wechselseitigkeit beruht. Der Fremde erlebt die neue Gesellschaft als fremd, zugleich ist er aber für die Mitglieder der vorherrschenden Gesellschaft ein Fremder und wird gegebenenfalls als „Eindringling“ oder potenzieller Feind (s.5.2) erlebt. Einer potenziellen Gefahr begegnet man häufig mit Misstrauen und Ablehnung (Maletzke 1996:31). Oder aber wird der Fremde als vertraut erlebt, da man auf mehr Gemeinsamkeiten zurückgreifen kann? Ein Schweizer, Niederländer oder Däne wird von Deutschen oft näher erlebt als ein Inder, Japaner oder Burmese. Die einen sind „näher“ als die anderen. Maletzke (1996:33) spricht damit eine Distanz an, die für die Wahrnehmung des Einzelnen wichtig ist und eine große Rolle in der

„interkulturelle(n) Begegnung“ spielt. Diese „interkulturelle Distanz“ definiert er als „Kulturdistanz“, die es zu hinterfragen gilt, indem man versucht zu klären, worin sich die einzelnen Kulturen voneinander unterscheiden (ebd. 42-107).

6. Konstruktion oder Wirklichkeit der Differenzfahrung

Wenn wir herausfinden wollen, ob eine Erfahrung (hier: die Differenz zwischen den Kulturen) wirklich oder konstruiert ist, muss zunächst geklärt werden, in welchem Verhältnis Wirklichkeit und Konstruktion zu einander stehen. Der Beantwortung dieser Frage widmet sich Berger und Luckmanns (1987) bekanntes Werk „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“. Sie gehen davon aus, dass die Wirklichkeit (des „gesellschaftlichen Normalverbrauchers“) die Alltagswelt ist, eine „Wirklichkeit, die von Menschen begriffen und gedeutet wird und ihnen subjektiv sinnhaft erscheint“, wobei „jedermanns Gedanken und Taten in ihr Vorhandensein und ihren Bestand“ einfließen (ebd. 21f.). Um diese Alltagswirklichkeit beschreiben zu können, reicht nicht die Sicht des Beobachters. Man muss man sich mit jedermanns Interpretationen seiner Wirklichkeit auseinander setzen, da Bewusstsein „intentional“ ist (d.h. es hat immer etwas ‚im Sinn‘ und ist auf Objekte gerichtet) und diese Bewusstseinsleistungen grundlegend für seine Wirklichkeitserfahrung sind.

Diese Wirklichkeit ist jedoch nicht einheitlich. Einem Menschen sind in der Regel mehrere Wirklichkeitsbereiche (wie Traum, Religiosität, Theater etc.) zugänglich. Unter allen hebt sich allerdings die Wirklichkeit der Alltagswelt als „Wirklichkeit *par excellence*“ ab, die den primären Rang für die Wirklichkeits- und Identitätsbestimmung und als Handlungsorientierung einnimmt und in die das Individuum immer wieder zurückkehrt (Berger/Luckmann 1987:24). Die Alltagswelt wird also im vollen Wachsein erfahren, was vom Individuum als normale und selbstverständliche ‚natürliche‘ Einstellung wahrgenommen wird. Von der Wirklichkeit der Alltagswelt grenzen sich die anderen Wirklichkeiten („Enklaven“) als geschlossene Sinnzusammenhänge ab (ebd. 28). Diese Enklaven (geschlossenen Sinnstrukturen) haben das charakteristische Merkmal, dass sie von der Alltagswelt ablenken, ihr die Aufmerksamkeit entziehen.

In der Alltagswelt der natürlichen Einstellung scheinen die Erscheinungen für das Subjekt unabhängig davon zu sein, wer und wie man sie erfährt. Die Wirklichkeit der Alltagswelt erlebt man nicht in Form von vergänglichem perspektivischen Erlebnissen, sondern objektiviert, also als Erfahrung von Objekten und Ereignissen, die für jeden in gleicher Weise existent und verfügbar sind. Diese Objektivität ist dem Erfahrenden in der Regel fraglos gegeben, sie wird nicht auf ihre Gültigkeit oder ihr Entstehen hin hinterfragt. Dies geschieht erst in der religiösen oder theoretischen Reflexion, oder wenn Krisen, Meinungsverschiedenheiten und Fremdheitserlebnisse entstehen, die nicht mit Routinewissen bewältigt werden können.

Ein weiterer Aspekt der Wirklichkeit der Alltagswelt ist die Intersubjektivität der Welt, die die Alltagswelt von anderen Wirklichkeiten trennt, derer man sich bewusst ist (zum Beispiel Träume). In der Welt der Träume ist man allein, die Alltagswelt hingegen teilt man mit anderen Subjekten, für die diese Alltagswelt genauso wirklich ist wie für einen selbst. Jedes Subjekt geht also von der Annahme aus, dass der andere die Objektivationen so erfasst wie es selbst (Ber-

ger/Luckmann 1987:26). Natürlich sind die Perspektiven der Subjekte nicht identisch, aber dennoch leben sie in einer gemeinsamen Welt, und teilen in wesentlichen Zügen eine gemeinsame Auffassung der Wirklichkeit. Das Wissen jedermanns ist das Wissen, welches man in der normalen, selbstverständlichen Routine des Alltags mit anderen teilt. In der Alltagswelt begegnet man also Sequenzen, die unproblematisch sind, da sie routinemäßig begriffen werden können, andere erfordern vom Subjekt die Aneignung neuen Wissens. Solange aber die Routinewirklichkeit der Alltagswelt nicht zerstört wird, sind auch solche Probleme unproblematisch.

Für die individuelle und gesellschaftliche Wirklichkeitskonstruktion spielt die Sprache als vorgegebene „symbolische Basis“ die wesentliche Rolle (Berger/Kellner 1965:221). Sie sorgt unter anderem für die Objektivität der Alltagswelt und ihre Intersubjektivität. Dies leistet die Sprache durch einen Bestand von Typisierungen, die Objektivationen, d.h. einen sowohl für das Selbst als auch Andere zugänglichen Ausdruck von subjektiven Sinn (-inhalten) bzw. Intentionen darstellen. Die Typisierungen, die im Vokabular einer Sprache gründen, anonymisieren das konkrete, einzigartige subjektive Erlebnis, lösen es vom Hier und Jetzt ab und machen es intersubjektiv kommunizierbar: „So subsumiert Sprache spezielle Erlebnisse ständig unter allgemeine Sinnordnungen, die objektiv und subjektiv wirklich sind“ (Berger/Luckmann 1987:41). Für das Individuum werden Erlebnisse und Ereignisse sinnhaft durch ihren Bezug auf solche Typisierungen, die im gesellschaftlichen Wissensvorrat bereit gestellt werden und als sedimentierte Erinnerungen in anderen Situationen verfügbar sind und an spätere Generationen tradiert werden (ebd. 72ff.). Die Sprache bildet daher den wichtigsten Teil des Vorrats an gesellschaftlichem Orientierungswissen, das Grundlage für Handeln und Identitätsbestimmung ist (ebd. 43). Über die alltägliche Sprache werden Objektivationen vermittelt, die dem Individuum die Ordnung vorgeben, in der die Alltagswelt sinnhaft erscheint (zum Beispiel die Beziehung zwischen Eltern und Kind, der alltägliche Gebrauch von Werkzeugen usw.). Die Sprache prästrukturiert somit die Wirklichkeit des Alltags. Die Alltagssprache bildet auch die Brücke zwischen Alltagswelt und „Enklavenerlebnissen“, da letztere in ihr besprochen werden, um vergegenwärtigt und mitgeteilt zu werden.

Die fundamentalste Erfahrung des Anderen in der Alltagswelt macht das Subjekt in der *face-to-face*-Interaktion (*Vis-à-vis*-Situation): Man befindet sich mit dem Anderen in einer ständigen Reziprozität, der eigene Ausdruck orientiert sich am anderen und umgekehrt. Der Andere ist als *Vis-à-vis* präsent, was er ist, nimmt das Subjekt im Gegenüber wahr und ist in der Gegenwart „präreflexiv“. Hingegen ist die Selbstvergewisserung des *ego* nur durch eine „Reflexion“ möglich, indem sich das Subjekt von dem Anderen ab- und auf sich selbst „absichtlich rückwärts“ hinwendet (Berger/Luckmann 1987:32). Diese Situation tritt dann ein, wenn sich das Subjekt die Stellung des Anderen ihm gegenüber vergegenwärtigt.

Das Einmalige an der *face-to-face*-Situation ist die unmittelbare Präsenz des Anderen, der sich als „einzigartiges“ und daher auch „atypisches Individuum“ präsentieren kann. Umso anonymere eine Interaktion¹⁴ ist und umso weniger spezifische biografische Kenntnisse die Beteiligten voneinander haben, desto mehr verstärkt sich die Typisierung. Die Sprache der Alltagswelt verfügt über Typisierung

¹⁴ Hierzu sei noch angemerkt, dass jede andere Interaktionsform (zum Beispiel Korrespondenz) von der *face-to-face*-Situation abgeleitet ist (s. ebd. 31).

gen bzw. Kategorisierungen, mit denen das Ich den Anderen wahrnimmt. Die Reaktionen des Subjekts werden von diesen Typisierungen so lange geleitet, wie der Andere sie nicht problematisiert oder durch sein Verhalten das Subjekt zu ihrer Modifikation veranlasst.

Die Bewahrung, Absicherung und Verwandlung der subjektiven Wirklichkeit geschieht vor allem durch sprachliche Interaktion, besonders mit signifikanten Anderen (Berger/Luckmann 1987:157ff.):

Das Alltagsleben ist wie das Rattern einer Konversationsmaschine, die ihm unentwegt seine subjektive Wirklichkeit garantiert, modifiziert und rekonstruiert (ebd. 163).

In der Konversation wird die implizite Voraussetzung einer selbstverständlich geltenden Welt permanent reproduziert; Probleme entstehen allerdings, wenn Wirklichkeitsentwürfe nicht (routinemäßig) übereinstimmen. Das Gespräch ist entscheidend, um subjektiver Wirklichkeit Kontur und Dauerhaftigkeit zu verleihen: Was nicht besprochen wird, verflüchtigt sich. Umgekehrt erzeugt das Gespräch Klarheiten und Realitätsgehalte, die zuvor für das Subjekt nicht da waren:

Durch die Errichtung dieser Ordnung [der Erfahrung; Cl.M.] verwirklicht die Sprache eine Welt im doppelten Sinne: sie begreift sie und sie erzeugt sie. (...) Im weitesten Sinne sind alle, die dieselbe Sprache sprechen, füreinander wirklichkeitswahrende Andere (Berger/Luckmann 1987:164).

Die Sprachgemeinschaft ist also eine wirklichkeitsgarantierende Gemeinschaft, die die Erfahrungen sinnvoll objektiviert. Subjektive Wirklichkeit bleibt nur so lange bestehen, wie man mit den Personen kommunikativ verbunden bleibt, die die entsprechende Wirklichkeitssicht mit vertreten und kommunikativ reproduzieren. Im Gespräch findet der größte Teil der „Wirklichkeitsunterhaltung“ implizit statt: Das Wesen der Welt wird nicht explizit – mit vielen Worten – thematisiert, sondern „die Wirklichkeitsbestimmung vollzieht sich vielmehr vor dem Hintergrund einer Welt, die schweigend für gewiss gehalten wird“ (Berger/Luckmann 1987:163).

Subjektive Wirklichkeit ist immer an gesellschaftlich gegründete Plausibilitätsstrukturen gebunden. Das Vokabular der Sprache, Alltagstheorien (zum Beispiel Sprichwörter, Alltagsweisheiten, Redefiguren), explizite (vor allem wissenschaftliche) Legitimationstheorien und symbolische Sinnwelten (Religionen, Weltanschauungen, Ideologien) schaffen eine Ordnung in der Erfahrung und sichern Identität und Sinnggebung. Sie stellen eine normative, erklärende und relevanzsetzende Ordnung her (Berger/Luckmann 1987:100ff). Bei der Sicherung der Plausibilitätsstrukturen spielen gesellschaftlich anerkannte Experten (zum Beispiel Wissenschaftler, Therapeuten, Priester) und Sozialisationsinstitutionen (wie Schule, Ausbildung, Medien) eine wesentliche Rolle, da sie eine von der Gesellschaftsordnung autorisierte (und verbürgte) Macht zur Wirklichkeitssetzung haben. Die gesellschaftlich anerkannte Wirklichkeit bleibt aber permanent von Chaos und Fremdem, sowie von alternativen Sinnwelten (zum Beispiel andere Weltanschauungen, Wertesysteme) bedroht (ebd. 116). Die Gesellschaft und die professionellen Agenten (Spezialisten) der sozialen Sinnordnung reagieren darauf mit Ausschluss des Abweichenden (Leugnung, Ausstoßung) und oder mit seiner Einverleibung (Erklärung oder Integration im Rahmen der eigenen Theorie).

Von diesem theoretischen Hintergrund ausgehend, interessiert mich nicht die Frage, ob ‚Kulturdifferenz‘ bzw. ‚interkulturelle Distanz‘ eine faktische und für alle Mitglieder der Gesellschaft gültige Relevanz hat, sondern wie der Einzelne ‚kulturelle Distanz‘ erlebt und für sich deutet. Dieser Gedanke wird ausführlich in Kapitel 8.4 diskutiert.

7. Forschungsüberblick

Im Rahmen der Diplomarbeit habe ich mich auf relevante empirische Studien in Deutschland beschränkt.

Aufschlussreiche Statistiken zur steigenden Tendenz zu binationalen Eheschließungen in Deutschland enthalten vor allem die Werke von Wolf-Almanasreh (1994) und iaf (1999). Diese Bücher richten sich vor allem an eine Leserschaft, die einen Wegweiser und Ratgeber zur Problematik binationaler Paare sucht, da sie sich insbesondere mit rechtlichen Grundlagen und Diskriminierungstendenzen in Deutschland auseinandersetzen.

Scheibler (1992) hat ihre empirische Studie auf der methodischen Grundlage einer Kombination aus narrativem Interview und Leitfadenterview durchgeführt. Es wurden 30 Paare befragt (Paarbefragungen), wobei der nicht-deutsche Partner aus einem EG-Staat stammt (ebd. 56f). Sie konstatiert, dass die interviewten Paare besonders das Merkmal der modernen und freien Partnerwahl aufweisen, die durch eine erhöhte geografische Mobilität und die gestiegene Bedeutung von Emotionalität und Spontaneität im Partnerwahlprozess gekennzeichnet ist. Ferner stellt sie fest, dass das Ausmaß der kulturellen Differenz zu Beginn der Partnerschaft eine geringe Rolle gespielt hat, aber im Verlauf der Ehe (insbesondere nach der Heirat) an Bedeutung gewinnt. Aus dem Blickwinkel der kulturellen Unterschiede und aus der Sicht der Befragten rekonstruiert Scheibler, dass die unterschiedlichen kulturellen Formen vor allem im Familienalltag eine Rolle spielen, wobei die unterschiedlichen Wertvorstellungen, Umgangsformen und Verhaltensleitlinien beider Kulturen in den Alltag integriert werden (zum Beispiel Ess-, Fest- und Gesprächskultur). Als ein auffälligen Aspekt stellt sie heraus, dass sich die südländisch-deutschen Paare im Gegensatz zu den westeuropäisch-deutschen Paaren im stärkeren Maße an den deutschen Gewohnheiten und Verhaltensweisen ausrichten (insb. die Spracherziehung der Kinder). Diesen Unterschied führt Scheibler auf bildungs- und schichtspezifische Fakten zurück. Sie weist daraufhin, dass ihr Sample die demografischen Besonderheiten der in Deutschland lebenden Ausländerpopulation widerspiegelt und die in der Stichprobe interviewten deutsch-niederländischen, deutsch-französischen und deutsch-englischen Paare zu einer höheren Bildungsschicht gehören als die deutsch-italienischen und deutsch-spanischen Paare.

Im Einzelnen führten die befragten Paare ihre Probleme in der Ehe weniger auf die unterschiedliche nationale Herkunft zurück, sondern verstärkt auf individuelle Aspekte (Charakter, Altersunterschied, etc.). Die Paare betonten allgemein stärker die Vorteile der binationalen Verbindung (zum Beispiel das Hinterfragen der eigenen Wertmaßstäbe, die persönliche Bereicherung durch das Wissen um kulturelle Besonderheiten etc.). Im Allgemeinen konstatiert Scheibler, dass die Befragten die Probleme in der Ehe zwar auch auf individuelle Aspekte zurückführen, aber verstärkt die mangelnde gesellschaftliche Akzeptanz und Wertschätzung der

Kultur des ausländischen Partners verantwortlich machen. Die Ergebnisse ihrer Studien widersprechen daher der These der bisherigen Forschung, die davon ausgeht, dass binationale Ehepaare im Spannungsfeld zweier Kulturen leben. Scheibler betont, dass bikulturelle Partnerschaften stärker durch das gesellschaftliche Umfeld belastet werden (ebd. 127-131).

Die soziologische empirische Studie von Wießmeier (1993) wurde anhand eines Leitfadenterviews mit offenen und geschlossenen Fragen durchgeführt. Die Interviews wurden auf Grund der großen Stichprobe nicht mit Tonträgern aufgezeichnet. Stattdessen wurden die Kernaussagen festgehalten und Gedächtnisprotokolle erstellt.¹⁵ Das theoretische Konzept ihrer Arbeit orientiert sich an der Systemtheorie nach Bateson,¹⁶ der als Naturwissenschaftler und Anthropologe die systemische Sichtweise in die Sozialwissenschaft einführte (Wießmeier 1993:18). Das systemische Denken richtet den Blick auf Subsysteme von Gesellschaftssystemen, deshalb stellt sich Wießmeier die Aufgabe, bikulturelle Ehen im Gesamtkontext des Verhältnisses zu anderen sozialen Systemen (wie Herkunftsfamilie, Nachbarn etc.) zu betrachten (ebd. 19). Die Autorin analysierte insgesamt 68 Gespräche, von denen 40 als Einzel- oder Paargespräche organisiert waren. Die befragten Personen unterteilte sie in fünf Gruppen.¹⁷ Den Schwerpunkt ihrer Studie verortet Wießmeier in der Analyse der Angaben zur Herkunftsfamilie und Partnerschaft. Dabei richtet sich ihr Interesse vor allem auch auf die kulturspezifische Gegenüberstellung der untersuchten Gruppen (ebd. 17). Die Ergebnisse ihrer Studien offeriert Wießmeier als Anregungen zur Beratung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Die zentralen Aspekte ihrer Arbeit beschäftigen sich mit dem Stellenwert zweier verschiedener Kulturen in der Partnerschaft, mit der Charakterisierung der Partnerwahlmotivationen, den erlebten Reaktionen der Gesellschaft (auf diese Beziehung) und mit der spezifischen Verbindung zwischen Partnerwahl und Kultur (ebd. 163). Wießmeier kommt zu dem Ergebnis, dass die Interviewten der unterschiedlichen Herkunftskultur weniger Bedeutung beimessen als es bei problemorientierten Berichten (derzeitig in der wissenschaftlichen Literatur propagiert) oder Gesprächen mit Paaren in einer Krise der Fall ist. Insbesondere wurde der unterschiedliche religiöse Hintergrund als problemlos („nicht konflikthaft“) beschrieben (ebda. 164). Dass der Kulturunterschied im Alltag ihrer Befragten relativ bedeutungslos ist, definiert Wießmeier als das herausragende Ergebnis ihrer Untersuchung. Ihre Beobachtungen veranlassten sie dazu, die Wahl eines ‚Frem-

¹⁵ Hierzu sei nur kurz angemerkt, dass es gerade der Vorteil der Tonbandaufzeichnung ist, die Rolle des Interviewers im Gespräch mit erfasst zu können, was eine Grundvoraussetzung für eine adäquate Analyse ist (siehe Witzel 1982:91). Deppermann (1999) weist explizit daraufhin, dass die passiv registrierende Methode der Datenaufzeichnung unverzichtbar ist und Gedächtnisprotokolle (oder andere Formen wie Selbstauskünfte, Kodierschemata usw.) als Ausgangsdaten für die Gesprächsanalyse unbrauchbar sind, weil sie von den Interpretationen und Selektionen der Befragten und des Forschers geformt sind und Rückschlüsse auf die genauen Eigenschaften des Gesprächs unmöglich machen (ebd. S.21).

¹⁶ Bateson (1987): „Lineares Denken wird immer entweder den teleologischen Trugschluss (dass das Ende den Prozess determiniert) oder den Mythos von irgendeiner übernatürlichen Kontrollinstanz hervorbringen. Wenn aber kausale Systeme zirkulär werden, dann kann eine Veränderung in irgendeiner Variable irgendwo in dem Kreis angesehen werden“ (ebd. 80). Die Erklärung geistiger Phänomene muss immer auf der Ordnung und Wechselwirkung vielfältiger Teile beruhen (ebd. 115) – entnommen aus Wießmeier (1993:18).

¹⁷ Deutsch-Asiatisch (18 Paare); Deutsch-Orientalisch (8 Paare); Deutsch-Lateinamerikanisch (13 Paare); Deutsch-Europäisch (11 Paare); Deutsch-Afrikanisch (3 Paare) (ebd. 33-38).

den' als sehr wesentlich einzuschätzen (ebda. 141).¹⁸ Die ausschlaggebenden Motive für die Partnerwahl orientiert sie am „Zugang zum ‚fremd‘ erlebten Menschen“. Wießmeier ist der Ansicht, dass

je mehr unbewusste Anteile diesen Zugang prägen, desto ‚fremder‘ wird der Partner gewählt, was letztlich bedeutet, dass der Zugang zum ‚eigenen Fremden‘ dem der ‚anderen Fremden‘ entspricht (ebd. 164f).

Als weitere Faktoren für die Wahl eines ausländischen Partners favorisiert sie die Geschwisterkonstellation, die Rolle im Elternhaus, die erlebte Ehe der Eltern, Fremdsprachenerwerb und Auslandserfahrung. Diese Faktoren sind ihrer Ansicht nach auch für die Strukturmerkmale monokultureller Ehen ausschlaggebend. In ihnen findet nach Meinung der Autorin ebenfalls eine Auseinandersetzung mit ‚dem Fremden‘ als ‚dem Anderen‘ statt zum Beispiel zwischen Paaren unterschiedlicher Subkulturen oder Schichten (ebd. 165). Die unbewusst vorgenommene Partnerwahl hinsichtlich der spezifischen Kultur des Partners schreibt sie u.a. der stereotypen Vorstellung von Menschen aus anderen Kulturen zu. Sie beobachtete vor allem, dass die deutschen Befragten (Männer und Frauen) insbesondere während der Kennlernsituation von stereotypen Bildern Asiens, Lateinamerikas und des Orients ausgegangen sind. Ebenso verhält es sich bei dem ausländischen Partner hinsichtlich der Wahl seines deutschen Partners im Herkunftsland („Ausland“). Die stereotype Vorstellung ist dann geringer, kennt sich das Paar schon länger zum Beispiel bei einer späteren Heirat oder längeren Aufenthalt im Herkunftsland („Ausland“) des Partners (Wießmeier 1993:167). Die gesellschaftliche Einstellung gegenüber bikulturellen Paaren betrachtet Wießmeier unter verschiedenen Blickpunkten. Zunächst konstatiert sie, dass die bisherige Forschung und Literatur zu diesem Thema von einer problembehafteten Verbindung ausgeht, die auf Grund zweier unterschiedlicher Kulturen bedingt ist. Ferner stellt sie heraus, dass die ‚Betroffenen‘ selbst von einer ähnlichen Sichtweise ausgehen, da einerseits Probleme oder Sachverhalte „tabuisiert und verleugnet“ werden und andererseits „in groben Zügen problematisiert“ wird. Die gesellschaftlichen Unterschiede zwischen bikulturellen und monokulturellen Ehen verortet Wießmeier vor allem in der Rechtsprechung. In der politisch-historischen und juristischen Haltung spiegelt sich ihres Erachtens der „kollektive Umgang mit dem Fremden“ wider (ebd. 165f). Das fehlende Verständnis mancher Gesellschaften (nicht nur Deutschlands) für bikulturelle Verbindungen, die alltägliche Lebenswelt in Deutschland und die fehlende Erfahrung im Herkunftsland haben nach Wießmeier zur Folge, dass die ‚Fremde‘ oft idealisiert wird. Die Paare selber schreiben sich dann, in Wechselwirkung mit der Gesellschaft, eine „Opferrolle“ (das kulturelle Anders-Sein) zu, die innerhalb der Paarbeziehung aufgegriffen wird und bei Konflikten zum Tragen kommt (zum Beispiel Abgrenzung). Nach Wießmeier entstehen Probleme in bikulturellen Ehen nicht, weil die Partner von ihren jeweiligen Kulturen derart

¹⁸ Die Motivation ihrer empirischen Arbeit gründet sich in der eigenen Betroffenheit im Umgang mit „dem Fremden“ (dem ihr fremd gebliebenen Vater – ebd. vgl. 167f.). Inwieweit ihre Beobachtungen von der eigenen Betroffenheit beeinflusst wurden, kann nicht konkret nachvollzogen werden. Jedoch vermute ich, dass die eigene Betroffenheit einen erheblichen Einfluss auf die Herangehensweise und zentralen Fragestellungen hatte. Des Weiteren verwendete Wießmeier nur Gedächtnisprotokolle und Kernaussagen, die trotz Forschungstagebuch mit Einschränkung nur eine notwendige, aber nicht hinreichende Kontrolle der eigenen Einflussnahme auf das Untersuchungsmaterial darstellen (vgl. Wießmeier 1993:18).

Kulturen derart geprägt wurden, sondern weil kulturellen Unterschieden eine wesentliche stellvertretende Bedeutung (für anderen Einflussgrößen wie kommunikative Missverständnisse, Genderaspekte, individuelle Eigenschaften oder gesellschaftliche Einflüsse etc.) beigemessen wird (ebd. 166).

Kieneckers (1993) ethnologische Studie beschäftigt sich ausschließlich mit deutschen Frauen, die einen ausländischen Partner geheiratet haben. Die zentralen Fragen ihrer Arbeit sind: das Partnerwahlmotiv („warum es bestimmte Menschen vorziehen, ihren Partner außerhalb der eigenen Gruppe zu wählen“), das Motiv deutscher Frauen, die mit einem ausländischen Partner verheiratet sind und die einen größeren Anteil an interethnischen Eheschließungen in Deutschland haben als deutsche Männer, die Frage nach der Generalisierbarkeit (weltweites Phänomen) und andere Zweite und sozialen Einflussgrößen, die diese Ehen begünstigen. Die Material- und Literaturlauswahl dieser Arbeit basiert auf zwei Ebenen: Erstens auf amerikanischen Theorien zur Partnerwahl und deutschen Untersuchungen¹⁹, die sich vor allem mit der Problematik deutsch-ausländischer Ehen auseinander gesetzt haben, und zweitens auf ihrer eigenen Datenerhebung von Erfahrungen deutscher Frauen in interethnischen Partnerschaften in Hamburg (Kienecker 1993:7). Ihre eigene empirische Untersuchung basiert auf der Befragung von 15 Frauen anhand eines nichtstandardisierten Leitfaden-Interviews. Das Ziel ihrer Untersuchung lag in der Erforschung der spezifischen Erfahrung deutscher Frauen in interethnischen Partnerschaften (Kienecker 1993:68. Ihre Ergebnisse lassen sich wie folgt zusammenfassen: Als motivationale Faktoren zur Partnerwahl hat Kienecker verschiedene Faktoren ermittelt:

Das Außenseitertum in der eigenen Kultur, die Solidarität mit anderen Außenseitern, Wunsch nach Ergänzung und Erweiterung der eigenen kulturellen Erfahrung und die Möglichkeit zum wechselseitigen kompensatorischen Austausch und das bewusste oder unbewusste Bedürfnis danach (ebd. 105).

Nach Kienecker erklären die unterschiedlichen Ansätze angloamerikanischer Theorien (einzeln betrachtet) hinsichtlich des Partnerwahlmotivs die motivationalen Faktoren nicht hinreichend. Sie konstatiert, dass sich diese Faktoren nicht verallgemeinern lassen und einzeln, alle zusammen oder in verschiedenen Kombinationen in interethnischen Ehen auftauchen können. Kienecker stellt fest, dass deutsche Frauen viel häufiger an interethnischen Ehen beteiligt sind als deutsche Männer.²⁰ Dieses Phänomen zeigt sich auch in den Vereinigten Staaten, wo überwiegend Ehen zwischen weißen Frauen und schwarzen Männern geschlossen werden (Kienecker 1993:105f). Als Erklärung für dieses Phänomen erweitert

¹⁹ Statistischem Datenmaterial, juristischem Material und Veröffentlichungen der iaf, sowie die Studien von Samama 1977, Devitre 1978, Brandenburger 1981, Singer/Klausning 1983; Vaughn 1983; Hecht-El Minshawi 1988, Inci 1985 – entnommen aus Kienecker 1993, Tab. S.67.

²⁰ Kienecker geht von einer jahresübergreifenden (summarischen) Berechnungsgrundlage aus. Sie hat alle aufgetretenen Fälle von binationalen Eheschließungen in der Zeit von 1950-1990 zusammengefasst (vgl. dazu Kienecker 1993:5/135, Tab.1). Zum einen vernachlässigt sie damit den Fakt der Ehen zwischen den in Deutschland stationierten Streitkräften der Alliierten und deutschen Frauen (es gab verhältnismäßig wenig Frauen bei den Streitkräften, die als mögliche Heiratskandidatinnen in Frage gekommen wären) und zum anderen unterschlägt bzw. verdunkelt sie die Beobachtung der steigenden Tendenz binationaler Ehen zwischen deutschen Männern und Frauen mit einer anderen Nationalität (vgl. dazu Kapitel 2, Abb. I.), gleichwohl die steigende Tendenz sogar aus ihrer eigenen Quellenangabe (u. zitierten Daten) evident hervorgeht (Kienecker 1993:135, Tab. 1).

Kienecker die These des kompensatorischen Austauschmodells (Tauschfaktor: „Rassenstatus“ der Frau und „Klassenstatus“ des Mannes) von Davis (1941) – entnommen aus Kienecker 1993:105f) auf die interethnischen Ehen in Deutschland, wohingegen sie den Tausch zwischen der Kultur des ausländischen Mannes und die soziale und rechtliche Absicherung der deutschen Frau als relevant erachtet. Ferner interpretiert sie die Außenseiterrolle der deutschen Frau (in einer patriarchalischen und leistungsorientierten Gesellschaft) als weiteren Faktor, der ein Bedürfnis nach einer anderen Lebensweise und nach anderen Werten weckt.

Die Dissertation von Gómez Tutor (1995) verhandelt in erster Linie pädagogische Maßnahmen und Perspektiven für bikulturelle Ehen in Deutschland und gibt eine Übersicht kommunikationstheoretischer Aspekte. Ihre Arbeit ist keine empirische Studie, sondern basiert auf dem Material der bis dahin veröffentlichten Untersuchungen und Theorien zu binationalen Paaren.²¹ Sie geht von der These aus, dass bikulturelle Paare aus differierenden Kultursystemen stammen und damit auch unterschiedliche Kommunikationssysteme verinnerlicht haben. Gómez Tutor vertritt die Ansicht, dass sich bikulturelle Paare bei der Konstruktion der ehelichen Realität vor allem mit den Aspekten Kultur, Kommunikation und Konflikt austragung auseinandersetzen müssen (ebd. 178). Ferner haben Faktoren wie Macht und geschlechtsspezifische Sozialisation eine starke Auswirkung auf binationale Verbindungen (ebd. 13/179). Diese Schlussfolgerung zieht Gómez Tutor unter anderem auf Grund unterschiedlicher Heiratsregeln (Monogamie/ Polygamie; Endogamie²²/ Exogamie²³), die bei den beteiligten Personen eventuell erst ausgehandelt werden müssen oder denen unterschiedliche Vorstellungen über Definitionen und Funktionen von Ehe zu Grunde liegen (ebd. 17). Ein weiterer ungünstiger Faktor ist die „kulturelle Überschneidungssituation“ der betroffenen Paare. Sie vertritt die These, dass trotz Lockerung des Endogamiegebotes in Deutschland kaum Modelle für die Gestaltung einer bikulturellen Lebenswelt vorhanden sind. Bikulturelle Paare müssen deshalb größere Anstrengungen unternehmen, um ihren eigenen Lebensformen gesellschaftliche Akzeptanz zu verschaffen, da bikulturelle Ehen immer noch eine Abweichung von den allgemeinen und tradierten Heiratsregeln darstellen (ebd. 178/vgl. 17). Ein zentraler Gesichtspunkt ist für Gómez Tutor der Einfluss der vorherrschenden Sprache im Aufenthaltsland. Für den Partner aus der ‚Fremde‘ ist dieses Zeichensystem eine Fremdsprache. Die Kommunikation zwischen bikulturellen Paaren wird also nicht nur durch einen unterschiedlichen Gebrauch verbaler und nonverbaler Mittel beeinträchtigt. Der unterschiedliche Grad der Sprachbeherrschung führt zu einer ungleichen Machtverteilung. Die Reaktionen des sozialen Umfeldes (des bikulturellen Paares) definiert Gómez Tutor als eine weitere zentrale Komponente, nicht selten nehmen die Akteure eine ethnozentristische, wenn nicht sogar rassistische oder sexistische Haltung ein (ebd. 180). Gómez Tutor erarbeitet vier Grundbau-

²¹ Zur Thematik bikultureller Paare vor allem die Werke von: Hecht-El Minshawi 1988; Müller-Dincu 1981; Scheibler 1992; Wießmeier 1993; Wolf-Almanasreh 1980 u. 1982. Zur Konstruktion ehelicher Wirklichkeit: Berger/Kellner 1965. Zur Kommunikationstheorie: Watzlawick 1985; Schulz von Thun 1991.

²² Die Partner stammen aus der gleichen sozialen, nationalen, religiösen etc Gruppe (Kastensystem usf.).

²³ Die Partner stammen aus unterschiedlichen sozialen, nationalen, religiösen etc. Gruppen (soziale Vermischung).

steine, die sie als relevante Perspektiven und Maßnahmen für die Erwachsenenpädagogik definiert:

- den Kulturbegriff und das interkulturelle Lernen, wo es um die Auseinandersetzung mit Fremdheit und Ethnozentrismus²⁴ gehen soll,
- die Analyse der interkulturellen Kommunikation bikultureller Paare und ihrer ehelichen Wirklichkeitskonstruktion,
- sich mit der eigenen Konfliktsituation und ihrer Handhabung auseinander zu setzen, indem potenzielle Problemfelder bikultureller Paare beleuchtet werden,
- die Vermittlung von Konzepten zur konstruktiven Konfliktbewältigung (Gómez Tutor 1995:180).

Dengler (1996) erhebt ihre Daten mit der Methode des narrativen Interviews und einer anschließenden Gesprächsleitfadenerhebung. Sie hat insgesamt 6 Paare mittels Gruppen- bzw. Paarbefragung interviewt (ebd. 38), aber keine Einzelinterviews durchgeführt. Die ermittelten Grundschwierigkeiten und Konfliktbereiche führt sie auf die Migrationssituation und die interkulturellen Kommunikationsprobleme zurück. Diese gehen ihres Erachtens hauptsächlich zu Lasten des italienischen Partners. Die männlichen Partner sind italienischer Herkunft, die weiblichen deutscher Herkunft (s. ebd. 113). Sie ist der Ansicht, dass die italienischen Männer, die mit deutschen Frauen verheiratet sind, stärker an der deutschen Gesellschaft partizipieren als andere italienische Männer, die auch in Deutschland leben. Sie macht aber nicht kenntlich, anhand welcher Daten sie zu diesem Ergebnis kommt. Ihre These erklärt Dengler mit dem partnerschaftlichen Arrangement (nach Tseng 1977 – entnommen aus Dengler 1996:23) der interviewten Personen. Dengler geht von drei Typen partnerschaftlicher Beziehungsregelung aus:

- dem einseitigen italienischen Arrangement, d.h. die Hinwendung zu italienischen Kulturmustern,
- dem alternativen Arrangement, welches aus einer Mischung beider kultureller Muster besteht,
- dem einseitig deutschen Arrangement, d.h. die Hinwendung zum deutschen Kulturmuster.

Das Zustandekommen dieser Arrangements deutet Dengler über die Identifikationsleistung der Partner mit der eigenen Kultur und der Einstellung zur Kultur des Partners (Dengler 1996:114).

Die Autorin kommt zu dem Schluss, dass der qualitative Einfluss von Kultur und Migration auf die Partnerschaft von Paar zu Paar verschieden ist. Ferner unterscheiden sich die Paare im Umgang mit Kultur und Migration. Als weitere Ein-

²⁴ Mit dem Thema ‚Ethnozentrismus‘ setzen sich zum Beispiel auch die Autoren Mecheril und Teo (1994) auseinander. Ausgehend von der These, dass die Kategorien ‚Kultur‘, ‚Nationalität‘, ‚Abstammung‘ und ‚Rasse‘ allgemein unter dem Begriff ‚Ethnie‘ zusammengefasst werden (s.Kapitel 3), stellen sie explizit dar, dass der Begriff ‚Rasse‘ durch ‚Kultur‘, ‚Ethnie‘, ‚Volk‘, ‚Nation‘ etc. ersetzt wird. Ferner diskutieren sie die Tendenz, dass die Kategorie ‚Ethnie‘ von bestimmten Gruppen (zum Beispiel mit einer neorassistischen Ideologie) als Maßstab missbraucht wird, um sich als höherwertig gegenüber anderen Gruppen zu definieren. Diese Tendenz kennzeichnen die Autoren als Ethnozentrismus (ebd. 16-19).

flussgrößen ermittelt sie den Bildungsgrad, Rückkehrabsichten, Reaktionen aus dem sozialen Umfeld und die Einstellung des Paares zur Modernisierung (ebd. 117). Ihre Studie gründet Dengler auf festgelegten Kulturmustern, die durch bestimmte kulturelle Merkmale gekennzeichnet sind wie Machtdistanz (Machtgefälle), Kollektivismus versus Individualismus, Feminität versus Maskulinität, Unsicherheiten – d.h. Risikofreudigkeit versus Pünktlichkeit oder Präzision als Strategie zur Vermeidung von Risiko (ebd. 13-22). Diese Betrachtungsweise leitet sie aus der Theorie der ‚kulturellen Dimension‘ (nach Hofstede 1993 – entnommen aus Dengler 1996:13ff.) ab. Dabei geht man von der Annahme aus, dass ‚kulturelle Dimensionen‘ Auskunft über die vorliegenden Tendenzen einer Gesellschaft geben (Dengler 1996:14). Dengler überträgt diese Dimensionen auf die italienische und deutsche Kultur und setzt beide Modelle in Relation zueinander (vgl. ebd. 15, Tab.). Die Aussagen der befragten Paare werden also in vorgefertigte Typisierungen (kulturelle Merkmale) eingeteilt und ins Verhältnis gesetzt (Dengler 1996:100-106).

Eine Studie ganz anderer Art demonstriert die soziologische Arbeit Daftaris (1998). Sie interessiert sich für die Möglichkeiten der Vermittlung verschiedener Konstruktionen von Wirklichkeiten bei bikulturellen Paaren. Die Forschungsgrundlage ihrer Arbeit basiert auf der wissenschaftlich theoretischen Literatur (zur Thematik bikultureller Paare) und auf autobiografischen und fiktiven Romanen, Interviews und Erfahrungsberichten. Ferner beruft sich Daftari auf ihre eigene Lebenssituation (als Kind persisch-deutscher Eltern)²⁵ sowie ihre sechswöchigen Erfahrungen als Praktikantin bei der iaf (Verband binationaler Ehen und Partnerschaften e.V.) in Frankfurt am Main (Daftari 1998:6 und 172). Daftari geht davon aus, dass Wahrnehmung und Vermittlung verschiedener Situationsdefinitionen zusammen wirken und sich vermischen, abhängig davon, welche Werte und persönlichen Eigenarten der Partner in dieser Situation angesprochen werden. Diese vorgegebenen und sozialisierten Wirklichkeiten legen den „Rahmen für das Verstehen“ jeder Situation (Daftari 1998:10). Die sozialisierte Wirklichkeitskonstruktion interpretiert Daftari als eine „wichtige Dimension der Wahrnehmung“, konstatiert aber zugleich, dass „verschiedene Wirklichkeiten auch noch in dem Prozess der Vermittlung der eigenen Wirklichkeit“ entstehen zum Beispiel durch unter-

²⁵ Angemerkt sei hier, dass die eigene Betroffenheit der Autoren vom Thema als Expertenwissen interpretiert wird, was allein die Tatsache zeigt, dass die eigene Lebenssituation neben den angewandten Methoden und Literaturmaterial erwähnt wird. Ich halte diese Einstellung dahingegen für bedenklich, da Expertenwissen (im wissenschaftlichen Kontext) in erster Linie in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit einem Thema erarbeitet wird und nicht *a priori* durch die Betroffenheit selbst gegenwärtig ist. Selbstverständlich halte ich eine gewisse Sensibilität und eigene Erfahrungen für vorteilhaft bei der Vertiefung von wissenschaftlichen Themen. Beispielsweise macht Deppermann (2000) darauf aufmerksam, dass spezifisches ethnografisches Wissen (nicht Expertenwissen sondern Wissen auf Grund der Zugehörigkeit zu der untersuchten Ethnie, Gruppe, Subkultur usw.) bei der Analyse besonders hilfreich für eine Sensibilisierung auf bestimmte Phänomene und zur Schließung von Interpretationslücken ist sowie einen Schutz vor Fehlinterpretationen bietet. Ethnografisches Wissen birgt aber auch die Gefahr, dass bestimmte, dem ethnografischen Vorwissen widersprechende Details nicht oder verstellt interpretiert werden (Deppermann 2000:114-117). Ferner kann die eigene Betroffenheit, zum Beispiel auf Grund unbewusster Voreingenommenheit, wichtige Aspekte ausblenden oder zu einseitigen Vorstrukturierungen führen (vgl. Wießmeier 1993:164f.).

schiedliche Kommunikationsstile, unterschiedliche Gewichtung von Äußerungen oder divergierende Begriffswendungen (ebd. 167).²⁶

Auf Grund der vielen verschiedenen Möglichkeiten eine Situation wahrzunehmen, kommt Daftari zu dem Schluss:

Je reicher die Wahrnehmungsmöglichkeit und ausgeprägter die Fähigkeit, sich nicht festlegen zu müssen, umso vertrauter kann Fremdes werden (Daftari 1998:168).

Die Autorin vergleicht bikulturelle und monokulturelle Paarstrukturen und zeigt auf, dass für das gegenseitige „Nicht-Verstehen“ nicht nur kulturelle Komponenten verantwortlich sind, wobei sie betont, dass diese Kategorisierung ohnehin ein stereotypes Erklärungsmuster ist. Für ‚Missverständnisse‘ unter den Partnern bikultureller Paare können ebenso wie bei monokulturellen Paaren genderspezifisches und sprachspezifisches Kommunikationsverhalten sowie divergierende Kommunikationsstile verantwortlich gemacht werden (ebd. 171).

Das jüngste Werk zur Thematik interethnischer Partnerschaften ist die Dissertation von Thode-Arora (1999) aus dem Fachbereich Ethnologie. Die Autorin beschäftigte sich mit bisherigen empirischen Studien und theoretischen Konzepten zum Schwerpunkt der Zwischenheiratsforschung. Ziel ihrer theoretischen Studie war es, (insgesamt) 420 Arbeiten der bisherigen entwickelten Ansätze (weltweit) zur Partnerwahl auf ergänzende oder widersprechende Konzepte hin zu prüfen und ihre methodischen Begründungen kritisch zu betrachten (ebd. 11 und 411). Die empirischen Studien (von 1920 – 1996) und hat Thode-Arora zur besseren Übersicht in einer abschließenden Tabelle zusammengestellt, die sie (vermutlich) nach dem Konzept Kieneckers (1993:67) entwickelt hat. Ferner erinnert der Aufbau hinsichtlich verschiedener Begriffsdefinitionen und theoretischer Ansätze an Kieneckers Arbeit, die Thode-Arora um einiges amplifiziert (vgl. Kienecker 1993:10-33 u. 34-45 sowie Thode-Arora 1999:16-35 u. 111-127). Umso erstaunlicher ist es, dass die Studie von Kienecker (wenn schon in der Tabellenübersicht fehlend) noch nicht einmal im Literaturverzeichnis aufgeführt wird. Ebenso wenig werden die Arbeiten von Scheibler (1992), Wießmeier (1993) und Dengler (1996)

²⁶ Daftari identifiziert hier mit Einschränkung fälschlich den Begriff der ‚Wirklichkeit‘ mit dem Wissensvorrat, der einzelnen Gesellschaftsmitgliedern in unterschiedlicher Weise zur Verfügung stehen kann. Außerdem stellt sie subjektive und sozialisierte Wirklichkeit nebeneinander, als handele es sich um zwei getrennte Sachverhalte. Nach Berger/Luckmann (1987) entstehen aber die Grundzüge der subjektiven Wirklichkeit gerade durch die Internalisierung der sozialen Wirklichkeit. Vermittlungsprozesse werden also innerhalb der alltäglichen Wirklichkeit vollzogen und betreffen die Integration unterschiedlicher Perspektiven und Wissensbestände. Kommunikationsstile und Begriffswendungen gehören zu dem jeweiligen gesellschaftlichen und subjektiven Wissensvorrat, d.h. „aus der Verknüpfung des gesellschaftlichen *a priori* (der empirischen Priorität) des gesellschaftlichen Wissensvorrat einerseits, mit dem subjektiven Ursprung (der strukturellen Priorität) des subjektiven Erfahrungs- und Auslegungsortes gesellschaftlichen Wissens andererseits“ (Soeffner 1999:35). Demnach impliziert das Zusammentreffen von Personen aus ‚unterschiedlichen sozialen Realitäten‘ immer auch eine mögliche unterschiedliche Interpretation und Wahrnehmung des Anderen bzw. der anderen sozialen Realität (einschließlich Kommunikationsverhalten und Begrifflichkeit etc.). Das Problem der möglichen divergierenden Wahrnehmung der Alltagswelt wird zum Beispiel von Simmel (1992) und Schütz (1971) evident veranschaulicht (vgl. Kapitel 5). Es geht hier also nicht um den Vermittlungsprozess verschiedener Wirklichkeiten in der eigenen Wirklichkeit, sondern um den Vermittlungsprozess von verschiedenem Alltagswissen („Denken-wie-üblich“) in einer (zumindest für einen Partner ‚neuen‘ – *de facto* existenten) Wirklichkeit.

in der tabellarischen Darstellung erwähnt, gehören aber ohne Zweifel zu den nennenswerten empirischen Studien der letzten Jahre im deutschsprachigen Raum.

Die zentralen Ergebnisse ihrer theoretischen Studie organisiert Thode-Arora in drei Themenblöcken:

- Die bisher diskutierten Kernbegriffe erklärt sie als mangelhaft (vor allem die Kategorien ‚Rasse‘ und ‚bikulturelle Ehen‘) und schlägt die Neudefinition ‚Ethnie‘ als eine „Selbst- und Fremdklassifizierung“ vor.²⁷
- Die methodische Qualität der vorliegenden Studien unterteilt Thode-Arora nach der Erhebungsform. Sie konstatiert, dass die meisten U.S.-amerikanischen Studien auf Auswertungen von statistischem Datenmaterial beruhen und sich mit der Auffindung von Häufigkeit und Korrelation beschäftigen, aber mit Kategorien arbeiten, die eher eine Verzerrung der amtlich klassifizierten, interethnischen Ehen indizieren, da die verwendeten statistischen Kategorien (Klasse, Rasse, u. Ethnie) nicht den sozialwissenschaftlichen (die durch Selbst- u. Fremdzuschreibung) entsprechen und der angewandte (mathematische) Vergleich zwischen der tatsächlichen Anzahlen interethnischer Eheschließung und den (rechnerisch ermittelten) zu erwartenden Eheschließungen (vgl. dazu Beispiel der Hawaiianischen Bevölkerung – ebd. 414). Die deutschen empirischen Studien wurden ihrer Meinung nach oft anhand biografischer Interviews erstellt, deren Untersuchungsgegenstand meist die deutsch-ausländische Ehe ist, wobei die Forscher häufig selbst interethnisch gebunden sind. Fragebogenuntersuchungen wurden vor allem in der Psychologie und Soziologie erstellt, wohingegen Interviews in allen Fachbereichen angewandt wurden. Die Ethnologie arbeitet zuzüglich noch mit der Methode der Feldforschung (Thode-Arora 1999:412f.). Insbesondere machen deutsche Examensarbeiten deutlich, dass Interviewpartner bevorzugt (vor allem Mitglieder der iaf) zur Befragung überredet wurden. Ferner kritisiert sie, dass für eine Vielzahl von Studien nicht der Untersuchungsgegenstand die Methode bestimmt hat, sondern umgekehrt, die leichte Zugänglichkeit zum Material (amtl. Statistiken, Patienten, Studenten, Probanden und iaf-Mitglieder) ausschlaggebend war (ebd. 414). Im Allgemeinen vermisst Thode-Arora bei allen Arbeiten Wiederholungsstudien, Kontrollgruppen (monokulturelle Paarbefragungen) und Langzeitstudien (ebd. 416).
- Inhaltlich gliedert sie ihre Ergebnisse in drei größere Bereiche: die Partnerwahl (ebd. 416), die eheliche Dyade (ebd. 420) und die Beziehung des Paares zu seiner sozialen Umwelt (ebd. 425). Zusammenfassend diskutiert die Autorin, dass das Forschungsgebiet zu interethnischen Ehen zwar viel untersucht worden ist, dass aber die Forschungen nur von bedingt guter Qualität sind. Das Hauptproblem erkennt sie in der unklaren Konzeption der Arbeiten, die entweder wenig theorieorientiert, methodisch problematisch oder ideologisch geprägt sind (ebd. 429).

Wenn man die dargestellten empirischen Studien auf ihr methodisches Erhebungsdesign hin prüft, weisen sie einige Gemeinsamkeiten auf. Bei den meisten Untersuchungen handelt es sich um Paarbefragungen (Scheibler, Wießmeier,

²⁷ Ethnie – und damit ethnische Selbst- und Fremdklassifizierung – sei „für Akteure ein wandel- oder sogar manipulierbares, kein statisches Gefüge“ (Thode-Arora 1999:412).

Dengler), deren Daten mit einem Leitfaden oder einer Kombination aus Gesprächsleitfaden und einer Erzählaufforderung (narratives Interview) erhoben wurden. Kienecker führt zwar Einzelbefragungen durch, interviewt aber nur einen Partner (die deutsche Ehefrau) der bikulturellen Paare. Bei Befragungen nur eines Partners fehlt die zweite Perspektive, es wird also nur einseitig von der Partnerschaft berichtet und der andere Partner kann nur durch die Fremdpräsentation erfasst werden. Auf dieser Basis lassen sich keine Aussagen über die partnerschaftliche Konstruktion machen. Die Autorin Scheibler hat sich für die Paarbefragung entschieden, da sie gerade die Wirklichkeitskonstruktion, Handlungsabstimmungen oder Entscheidungsfindung des Paares ermitteln wollte (Scheibler 1992:55f.). Dengler hält sogar die „gegenseitige Kontrolle und Korrektur des Gesagten“ für einen Faktor, der den Wahrheitsgehalt der Aussagen erhöht (Dengler 1996:37f.).

Meines Erachtens weist aber auch die Paarbefragung Problematisches auf:

- In einer sozialen Situation (Interviewsituation) hat die Selbstdarstellung des Paares gewöhnlich Vorrang gegenüber einer problematisierenden Reflexion. Das bewirkt, dass das Machtverhältnis innerhalb des Paares entscheidet, was dargestellt wird, und dass das Paar in einer Öffentlichkeitssituation ist (hier: gegenüber dem Interviewer), in der es Loyalität zu einander bekundet. Der Interviewer wird nicht vorrangig als Unbeteiligter erlebt, dem man (ohne mit Konsequenzen rechnen zu müssen) Meinungen, Erzählungen oder Situationen anvertrauen kann: Erstens ist ein Kontrollorgan (der Partner) anwesend und zweitens wird der Forscher in dieser Konstellation als Beobachter der partnerschaftlichen Inszenierung wahrgenommen.²⁸
- Oft wird im Paarinterview zu vielen Aspekten nur die Sicht eines Partners offenkundig, da meist nur eine Person spricht. Wenn der andere Partner nicht widerspricht, kann man aber noch nicht daraus schließen, dass beide Partner gleicher Meinung sind.²⁹ Deshalb hat man hierbei die Einschränkung, dass nur begrenzt über die partnerschaftliche Wirklichkeitskonstruktion des Paares Aussagen getroffen werden können.

Abschließend möchte ich die subsumptive Verwendung des Kulturbegriffs bei einigen der Studien (Dengler, Wießmeier, Kienecker) kritisieren. Meines Erachtens wurden alle Befunde (zum Beispiel Paarprobleme, Persönlichkeitsmerkmale, soziale Eigenschaften der Beteiligten etc.) einseitig auf die Kategorie ‚Kultur‘ hin interpretiert und oft fehlte der Beweis, dass Auffälligkeiten tatsächlich etwas mit der Kulturkategorie zu tun haben. Ferner ist zu bemängeln, dass vorgefertigte Fragestellungen der Untersuchung bzw. der Fragebögen und Interviews zu Artefakten und zur Überbewertung der Kulturkategorie sowohl in den Antworten der Befragten als auch in der Auswertung führen. Vor allem sind auch die Aussagen über angebliche Besonderheiten bikultureller Paare nicht belegt worden. Dazu wä-

²⁸ Selten werden Außenstehende in den Interaktionsverlauf intimer Beziehung (ohne weiteres) integriert. Die sich nahstehenden Personen lassen häufig die Beziehungsdynamik in den Vordergrund treten und demonstrieren gegenüber ‚Fremden‘ zunächst ihre Vertrautheit bzw. intimere Beziehungskonstellation zum Beispiel wird dem ‚Fremden‘ seine Distanz zur Zweierbeziehung veranschaulicht (verbal oder non-verbal, oft genügt eine Körperhaltung).

²⁹ Um bei Gruppendiskussionen die Meinung von „Schweiger“ erfassen zu können, müsste man in die der Interviewer in die Gesprächsdiskussion eingreifen und abfragen. Das bedeutet aber, dass auf Kosten der Spontaneität und der stimulativen Funktion des Gesprächsvorganges eingegriffen wird (Witzel 1982:88).

ren empirische Vergleichsgruppen (Kontrollgruppen) mit monokulturellen Paaren nötig gewesen.

8. Der verwendete Ansatz

Im Folgenden stelle ich Theorien und Untersuchungen zur gemeinsamen Konstruktion von Wirklichkeit bei Paaren und zur Rolle und zu Problemen ihrer Kommunikation dar. Diese Forschung bildet den Ausgangspunkt für meine eigene Untersuchung, da in ihrem Zentrum die partnerschaftliche Wirklichkeitskonstruktion und die Selbstdeutung der befragten Paare stehen soll.

8.1. Wie Paare gemeinsame Realitäten konstruieren

Für die meisten Menschen ist die Beziehung zu anderen Menschen der wichtigste Teil ihres Lebens. Dazu gehören „funktionale Beziehungen“, die sich aus wechselseitigen Rollenerwartungen ergeben (Lehrer – Schüler), in erster Linie aber die „persönlichen Beziehungen“ (Asendorpf/Banse 2000:1). Die Partnerschaft ist eine elementare und vielschichtige Form des Zusammenlebens. Das Charakteristische an einer Partnerschaft ist, dass zwei Menschen freiwillig eine Beziehung eingehen, die durch psychologische Merkmale wie Bindung, Intimität, Dauer und Abgrenzung charakterisiert wird (Fröhlich 1997:9). Ein Paar lebt zusammen und gestaltet gemeinsam wichtige Bereiche des Alltags (wie Familie, Urlaub, Haushalt, Freizeit etc.). Diese Definition der Gestaltung einer gemeinsamen alltäglichen Wirklichkeit kennzeichnet sowohl die herkömmliche Form der Ehe als auch andere Formen dyadischer Lebensgemeinschaft (vgl. dazu Asendorpf, Banse 2000:40-42 einschl. Abb. 2.1. u. Tab. 2.1.u. 2.2. sowie Nave-Herz 2000:12). In dieser Arbeit wird also nicht nur die Ehe als „nomosbildendes Instrument“ (Berger/Kellner 1965:220) verstanden, sondern auch andere Beziehungsformen, die der Voraussetzung entsprechen, ihre Beziehung zueinander auf Dauer und in Abgrenzung zu Anderen (d.h. sich gegenseitig als wichtigste Bezugsperson zu erkennen) konstituieren. Einen wichtigen Beitrag zum „veränderten Muster des Ehe- bzw. Familienlebens in Deutschland“ leistet Schneewind (1999). Zum einen weist er daraufhin, dass trotz eines Wandels der traditionellen Beziehungsform Ehe nach wie vor die „Zwei-Eltern-Familie“ (aus der Sicht des Kindes) der vorherrschende Familientyp ist (ebd. 57). Zugleich definiert er aber auch die neuen Beziehungskonstellationen als „wechselseitig befriedigende, wachstumsorientierte und dauerhafte Beziehungen“. Diese Beziehungen werden vor allem durch einen „selbstkonstruktiven Prozess gemeinsamer Entwicklung“ gebildet und aufrechterhalten und stehen zudem im Einklang mit einer „sozialverträglichen autozentristischen Mentalität“ (ebd. 6).

In Lebensgemeinschaften bringen Menschen ihre Erfahrungs- und Handlungsweisen in Übereinstimmung zueinander, da sich in der Partnerschaft zwei „Fremde“³⁰ begegnen, die sich durch die intensive Interaktion in der Partnerschaft neu definieren (Meßmer 1999:4). Berger und Kellner (1965) konstatieren, dass in der Partnerschaft alle Handlungen in Bezug zum anderen gesetzt und in Abstimmung

³⁰ „Fremde“ bezieht sich auf Personen, die aus unterschiedlichen *face-to-face*-Situationen kommen, d.h. aus unterschiedlichen Gesprächsumgebungen (vgl. Berger/Kellner 1965:223).

mit ihm entworfen werden, d.h. „die Definitionen der Wirklichkeit durch den einen müssen fortwährend in Korrelation zu denen des anderen gesetzt werden“ (ebd. 226). Die lebensweltliche Realität einer Partnerschaft ist demnach die Projektionsfläche der sich konstruierenden und schon konstruierten Wirklichkeit beider, die in unmittelbarer Auseinandersetzung mit der Gesellschaft und ihrer Wirklichkeitssicht steht (s. Kapitel 6).

Die fundamentalste Erfahrung des Anderen in der Alltagswelt macht das Subjekt in der *face-to-face*-Interaktion. Man befindet sich mit dem „signifikant Anderen“ in einer Wechselbeziehung: Der Einzelne bedarf der Bestätigung seiner „Welt“ und orientiert sich deshalb in der Interaktion am Anderen und umgekehrt (Berger/Kellner 1965:222 u. Berger/Luckmann 1987:157ff.). Diese Bestätigung der subjektiven Wirklichkeit (Welt) findet vor allem durch sprachliche Interaktion (Gespräche) mit dem „signifikant Anderen“ statt, d.h. also dass die Realität der Welt durch das Gespräch mit dem Anderen erhalten wird (ebd.). Berger und Kellner weisen daraufhin, dass die Ehe in „unserer Gesellschaft“ einen „privilegierten Status“ gegenüber anderen signifikanten Beziehungen einnimmt: Die Ehe ist „gesellschaftlich legitimiert“ und wird schon vor der Ehe (von dem Einzelnen) „innerlich antizipiert“.³¹ Darunter fallen aber nicht nur die Plausibilitätsstrukturen, sondern auch die bestehenden Lebenseinstellungen wie romantische Liebe, Sexualität, Familie, Selbstbestätigung und Selbstverwirklichung usw.(ebd. 223). Ein wichtiges Ziel des Individuums ist die Selbstverwirklichung, die der Einzelne vor allem in der privaten Sphäre sucht. Die Privatsphäre teilt das Subjekt mit Familienmitgliedern, Freunden und anderen freiwilligen Zusammenschlüssen (Nachbarn etc.), den größten Teil des Privaten teilt der Einzelne aber mit seinem Partner (ebd. 224). In der Partnerschaft wird der Lebensgefährte der bedeutendste „signifikant Andere“. Beide Individuen kommen aus einer unterschiedlichen Vergangenheit und treten nunmehr in Beziehung zueinander. Die Partner erleben hinsichtlich der „Einzelbiografie“ einen „nomischen Bruch“, indem sie in eine signifikante und verbindliche Beziehung zu dem Anderen treten (ebd. 226). Beispielsweise ist den Partner nicht bewusst, wie sich die „Welt“ um sie herum und mit ihnen verändert. Oft gehen sie davon aus, dass alle bisherigen (also vor der Verbindung bestehenden) Kontakte zu anderen Mitmenschen unverändert bestehen bleiben, und sie glauben, dass sie sich selbst nicht verändert haben – abgesehen davon, dass ein wichtiger Mensch in die eigene Welt hinzugetreten ist. Andere (zum Beispiel Freunde) hingegen bemerken aber die „nomische Umwälzung“ und kritisieren sie gegebenenfalls, beispielsweise dann wenn der neue Partner den Status der Freunde in Frage stellt oder Relevanzverschiebungen zu Gunsten des neuen Partners vollzogen werden. Die entstehenden Konflikte oder Probleme innerhalb des Paares (oder mit Freunden, Familienangehörigen etc.) werden aber nicht sofort als Resultate der „nomischen Umwälzung“ erkannt, sondern häufig als von außen kommende Schwierigkeiten gedeutet (vgl. Berger/Kellner 1965:227). Die Ehe (Partnerschaft) begründet anhand verbaler Interaktion eine gemeinsame „neue Wirklichkeit“. Ebenso wie die Reziprozität des Subjekts mit dem „signifikant Anderen“ ist auch die Beziehung zwischen den Partnern eine dialektische: Der Einzelne produziert die neue Wirklichkeit in Einklang mit seinem Partner wie die neue Wirklichkeit auf den Einzelnen

³¹ Die Legitimation hat sich im sozialen Kontext zwar auch auf dauerhafte Partnerschaft ausgeweitet, wobei aber der Ehe aus der gesellschaftlich-juristischen Position heraus immer noch eine stärkere Bedeutung zukommt (s. Gesetzgebung).

neue Wirklichkeit auf den Einzelnen zurückwirkt. Dass heißt also, dass aus zwei Realitäten eine neue Realität entsteht, die für beide Partner relevant ist und für andere Gruppen sichtbar wird. Es werden die Beziehungen zu anderen Mitmenschen aufrechterhalten, aber im Laufe der Zeit unterhält das Paar nur noch zu den Gruppen engeren Kontakt, die die Eigendefinition nicht gefährden bzw. ihre Welt stützen (ebd. 227). Die eigene neue Wirklichkeit wird, wie oben schon besprochen, durch das Gespräch aufrechterhalten. Probleme, neue Eindrücke, d.h. also die eigene Konzeption wird in der Beziehung besprochen, wenn es sein muss, mehrmals. Damit wird die eigene Konzeption „durch den Gesprächsapparat objektiviert“ (ebd. 228). Je häufiger und intensiver also die Gespräche anhalten, desto realer werden den Beteiligten die Objektivierungen. Dieser Prozess bezeichnet den Verlauf, wie Dinge und Konzepte, die der Einzelne erlebt oder denkt bzw. vom Anderen getrennt erfährt, in der Ehe ständig konkretisiert werden und zur Stabilität der gemeinsamen objektiven Realität des Paares beitragen. Dieser Stabilisierungsprozess kann auch auf die Selbstdefinition übertragen werden (zum Beispiel bei der Übernahme der politischen Einstellung des Partners etc.). Ein weiterer Aspekt betrifft die Vergangenheit der Partner. In den Gesprächsapparat fließen nicht nur gegenwärtige Erfahrungen ein, sondern ein Großteil erlebter (vergangener) Erfahrungen aus der Einzelbiografie wird im Gespräch mit dem Partner erörtert und neu interpretiert. Im Laufe der Zeit werden (auch vergangene) Aspekte und Wahrnehmungen so interpretiert, dass sie mit der durch die partnerschaftlichen Beziehungen objektivierten Selbstdefinition harmonieren. So wird auch die Vergangenheit ebenfalls eine neu interpretierte vergangene Wirklichkeit. Beispielsweise dadurch präsent, dass ein Partner eine Episode aus seiner Vergangenheit schildert und der andere Partner ihn daran erinnert, wie es wirklich war (vgl. Berger/Kellner 1965:229).

Die gängige aktuelle paartherapeutische Literatur basiert auf der Annahme der von Berger und Kellner postulierten partnerschaftlichen Wirklichkeitskonstruktion (Meßmer 1999:5). Ein Vertreter dieser Richtung ist Willi (1991), der die partnerschaftliche Wirklichkeit als „dyadisches Konstruktsystem“ definiert (ebd. 273). Die Partnerschaft ist aber nicht nur eine Zweierbeziehung, die durch eine Wechselbeziehung gekennzeichnet ist, sondern ihre Qualität ist maßgeblich von der gemeinsam geschaffenen Welt („der inneren stabilen Behausung“) abhängig. Das Paar konstruiert also einen „geistigen Mikrokosmos“ (Ideen und Themen, gemeinsame Erfahrungen, Werte, Normen und Bedeutungen), welcher ihrer „geistigen Welt“ die Struktur und den Zusammenhalt gibt (Willi 1991:268, vgl. auch Neuburger 1999:23u.26). Willi weist vor allem daraufhin, dass sich die Lebenspartner aneinander ihre persönlichen Konstrukte „validieren“ und ihre Ideologien (d.h. politischen, religiösen und philosophischen Einstellungen) bis hin zu den kleinsten Details des alltäglichen Lebens abgleichen, derer sie sich oft nicht bewusst sind bis zum Zeitpunkt, an dem sie von ihrem Partner daraufhin angesprochen werden (Willi 1991:270). Für das Funktionieren der Beziehung (u.a. zur Verhinderung von schmerzlichen Verletzungen und Missverständnissen) und zur Vermeidung von „kräfteaubenden Auseinandersetzungen“ ist das Festlegen und Klären bestimmter Regeln des Zusammenlebens notwendig. Zu diesen Regeln gehören sowohl die Vorstellungen über den Sinn und die Bedeutung der Beziehung als auch Spielregeln in wichtigen Bereichen wie Sexualität, Kindererziehung, Finanzen, Sozialkontakte, Verteilungen von Aufgaben etc.(ebd. 273). Häufig wer-

den aber dyadische Konstrukte nicht explizit ausformuliert, sondern vielmehr im Kommentieren und Mitteilen von alltäglichen Begebenheiten metaphorisch umschrieben. Zum Beispiel sind sexuelle Außenbeziehungen häufig das Paradebeispiel für verbindliche Vorstellungen, dennoch ist es schwierig die Spielregeln konkret festzuschreiben. Was billigt man dem Partner zu? Ist Flirten oder Küssen einer anderen Person erlaubt? Wo werden die Grenzen gesetzt? (Willi 1991:274). Im Falle der Vernachlässigung der Klärung dyadischer Konstrukte kann es zwischen den Partnern zu schmerzlichen Missverständnissen kommen zum Beispiel bei Untreue (vgl. vor allem Mees/Schmidt 2000:70-74 – eine empirische Untersuchung zur Eifersucht). Deshalb muss das dyadische Konstruktsystem durch immer wieder neue Erfahrungen aufgefüllt werden, um die innere Behausung zu stabilisieren. Ein anderer Aspekt des dyadischen Konstruktsystems betrifft die Persönlichkeitsentwicklung der Partner, die zu Gunsten des kompatiblen Zusammenlebens dahindriftet. Im Einzelnen heißt das nicht, dass das dyadische Konstruktsystem vorgibt, wie der Einzelne sein Leben zu gestalten hat, sondern es gibt vielmehr vor, was nicht möglich ist (Spielregeln). Es setzt sozusagen die Rahmenbedingungen und kanalisiert die Entwicklung der Partner im Bereich des Zulässigen. In diesem Bereich stabilisiert und festigt sich dann die Persönlichkeit der Partner. Somit wirkt das dyadische Konstruktsystem auch in Abwesenheit des Partners (Willi 1991:278). Das heißt aber nicht, dass das dyadische Konstruktsystem statisch ist. In der dyadischen Interaktion werden auf Grund von Missverständnissen und Auseinandersetzungen oft Konstrukte neu definiert. Aber die „innere und äußere Welt“ (Hausbau, Familiengründung, Anlegen von Besitz, gemeinsamer Freundeskreis etc.) entsteht nicht nur in der Interaktion der Partner, sondern wird auch durch internalisierte Konstrukte der Herkunftsfamilie beeinflusst (Willi 1991:286-296; vgl. Kaiser 2000:113-146). Gleichmaßen leben die Partner aber nicht nur in der dyadischen Welt, sondern stehen auch anderen Welten gegenüber wie Beruf, Vereine, Religionsgemeinschaft usf. (vgl. dazu auch Neuburger 1999:62ff.). Diese äußeren Welten mit ihren Vorstellungen und Restriktionen haben einen nicht unwesentlichen Einfluss auf die Persönlichkeitsentfaltung und kollidieren ggf. mit den Anforderungen des Partners oder der jeweiligen Welten untereinander. Zusammenfassend kann aber gesagt werden, dass die dyadisch konstruierte Welt in ihrer Gestaltungsmöglichkeit den anderen Welten gegenüber eine dominierende Position einnimmt und damit eine besondere Wertigkeit erfährt (Willi 1991:297f.).

8.2. Relevante Aspekte aus der Paarpsychologie

Schneewind, Graf und Gerhard (2000) sehen die Partnerschaft aus dem Blickpunkt wiederkehrender Interaktionen zwischen zwei Personen, in die entsprechende Beziehungserfahrungen einfließen. Die Beziehungserfahrungen verdichten sich zur gemeinsamen Beziehungsgeschichte, die wiederum die Grundlage für die zukunftsorientierte Beziehungserwartung darstellt (ebd. 97). Als generelle kennzeichnende Merkmale für enge Beziehungen führen die Autoren folgende „verhaltensnahe Indikatoren“ auf:

- (1.) Verantwortung zeigen, (2.) Achtung zeigen, (3.) innere Verpflichtung zeigen, (4.) sich kümmern (fürsorglich sein), (5.) offen (selbstöffnungsbereit) sein, (6.) sich sicher fühlen beim Geben und Empfangen von Feed-back, (7.) Verstehen zu

erkennen geben, (8.) Ärger konstruktiv gebrauchen, (9.) Konflikte gemeinsam regeln, (10.) nicht-ausbeutender Sex, (11.) gemeinsame Aktivitäten, (12.) Zeit zusammen verbringen. Sind diese Kriterien nicht erfüllt, sind dies laut Schneewind, Graf und Gerhard Merkmale für schlechte, belastete unglückliche oder misslungene Beziehungen (ebd. 98). Die Autoren haben die beziehungsrelevanten Merkmale auf ein höheres Abstraktionsniveau übertragen und folgenden Katalog erstellt:

- das Ausmaß an Geben und Nehmen im Sinne von Symmetrie und Komplementarität,
- das Muster der Ähnlichkeit bzw. Unähnlichkeit beziehungsrelevanter Merkmale wie Persönlichkeit, Interessenlagen, Lebensstile der Beziehungspartner,
- die unterschiedlichen Formen von Machtausübung und Konfliktregulierung,
- die Ausprägung von Selbstöffnung und Privatheit,
- die Besonderheiten der Selbst- und Fremdwahrnehmung im interpersonalen Geschehen,
- das Ausmaß an Vertrauen,
- die Intensität der erlebten Verpflichtung bezüglich der Aufrechterhaltung der Beziehung (ebd. 99).

Diese Aspekte verweisen laut den Autoren auf zwei grundlegende Bedürfnisse: das Bedürfnis nach Verbundenheit und nach Autonomie, die wiederum ihren Ausdruck in den unterschiedlichen Bindungsstilen wiederfinden. In der Beziehung wird ein mehr oder minder großes Maß an Passung und Flexibilität oder wechselseitiger Anpassung gefordert, die durch das gemeinschaftliche Austarieren der Befriedigung von Verbundenheit und Autonomie der Partner bewirkt wird (ebd.). In Anlehnung an Karney und Bradbury (1995 – entnommen aus Schneewind/Graf/Gerhard 2000:101ff.) verweisen die Autoren auf das „Vulnerabilitäts-Stress-Adaptationsmodell“ der Paarbeziehung, welches zu Aussagen über die Paarstabilität und Paarzufriedenheit führen soll. Als zentrale Einflussgrößen werden vor allem Anpassungsprozesse, belastende Ereignisse und überdauernde Eigenschaften unterschieden. Eine wichtige Stellung nehmen vor allem die Anpassungsprozesse ein, die Strategien bezeichnen, welche die Partner im alltäglichen Zusammenleben einsetzen, um insbesondere krisen- und konflikthafte Situationen zu bewältigen, wie Emotionsregulation und Stressbewältigung als Antwort auf paarinterne Unstimmigkeiten und paarexterne Stressoren (Schneewind/Graf/Gerhard 2000:102). Belastende Ereignisse sind kritische Lebensereignisse wie Umweltkatastrophen, Krankheiten, Unfälle, Arbeitslosigkeit, Scheidung und Todesfälle, die alle auf der Makroebene zu verorten sind. Belastende Ereignisse auf der Mikroebene definieren die Autoren als „tägliche Unannehmlichkeiten“, die einerseits paarintern als Meinungsverschiedenheiten über Sexualität, Geld, Aufgabenteilung im Haushalt und (in der Funktion als Eltern) Unstimmigkeiten in der Kindererziehung eintreten können und andererseits paarextern tägliche Widrigkeiten betreffen, wie Auseinandersetzungen im Berufsleben oder mit der Nachbarschaft, Zeitdruck, unzuverlässige Verkehrsverbindungen etc., die belastend auf das Paar einwirken. Die belastenden Ereignisse entstehen entweder ohne persönliches Zutun (Umweltkatastrophen etc.) oder werden durch die überdauernden Eigenschaf-

ten bzw. Verhaltensdispositionen der Partner wie Aggressivität, emotionale Labilität oder mangelnde Ich-Kontrolle beeinflusst oder ausgelöst (ebd. 106).

Unter überdauernden Eigenschaften verstehen die Autoren vor allem relativ stabile Persönlichkeitseigenschaften, die von den Partnern in die Beziehung eingebracht werden. In Anlehnung an die Längsschnittstudie von Karney und Bradbury (1995) hat sich erwiesen, dass Neurotizismus respektive emotionale Labilität langfristig ein wichtiger Einflussfaktor für das Ge- bzw. Misslingen von Paarbeziehung ist (Schneewind/Graf/Gerhard 200:107).³² Weitere spezifische Aspekte der Beziehungspersönlichkeit sind das Ausmaß an Beziehungskompetenz, Empathiefähigkeit und Verletzlichkeit. Die Qualität der Paarbeziehung wird ferner von den unterschiedlichen Bindungsstilen (sicher, abweisend, ängstlich oder besitzer-greifend) beeinflusst, die wiederum auf Beziehungserfahrungen mit der Herkunftsfamilie beruhen und insofern vormals die Basis für die persönliche Beziehungsgeschichte gebildet haben (ebd. 108). Die Autoren konstatieren, dass bisherige bindungstheoretische Ansätze deutlich machen, dass Paare mit einem sicheren Bindungsstil eher zu konstruktiven Konfliktlösungsstrategien (weniger Negativität, angemessene Affektregulation und kompetente Formen der Beziehungsinstandsetzung (wie Abbrechen von eskalierenden Konfliktinteraktionen, Sich-Einlassen auf die Position des anderen, Verwendung von Humor etc.)) tendieren als Paare, bei denen einer oder beide einen unsicheren Bindungsstil aufweisen. Außerdem fassen sie vier weitere überdauernde Merkmale zusammen, die ein Gewicht für die Paarqualität und Paarstabilität haben:

- beziehungsspezifische Motive (wie zum Beispiel das individuelle Bedürfnis nach Autonomie und Bindung),
- grundlegende beziehungsorientierte Einstellungen (zum Beispiel die Spielregeln hinsichtlich Verpflichtung und Investition in die Beziehung oder ein Beziehungskonzept auf der Basis des Austauschprinzips),
- dysfunktionale Überzeugungen (zum Beispiel hinsichtlich eines blinden Verständnisses oder sexueller Perfektion zwischen den Partnern),
- kommunikationsbeeinflussende Attributionsmuster zum Beispiel habitualisierte konfliktverstärkende bzw. –entlastende Attributionen des Partnerverhaltens wie Ursachen- bzw. Verantwortlichkeitszuschreibungen (ebd. 109).

Schneewind, Graf und Gerhard kritisieren an den bisherigen bindungstheoretischen Ansätzen, dass im Wesentlichen nur zwei Paarbeziehungstypen evaluiert werden, genauer gesagt glückliche und unglückliche Paare. Die Autoren favorisieren vor allem die von Gottman (1993) und Fitzpatrick (1988) analysierten „drei Typen von funktionalen Paarbeziehungen“:

Die Traditionellen (Konstruktiven, n. Gottman) bevorzugen es, Auseinandersetzungen zu vermeiden, streiten sich aber dennoch über wichtige Konfliktpunkte in ihrer Ehe. Ihr Rollenverständnis ist geschlechtsspezifisch und entspricht der traditionellen Vorstellung der Rollenaufteilung. Beide Partner akzentuieren das Gemeinsame („Wir“) gegenüber individuellen Zielen und Werten. In der häuslichen Umgebung halten sie sich im gleichen Raum auf und gestalten die freie Zeit

³² Vgl. dazu auch Asendorpf, Banse 2000 hinsichtlich der genetischen Komponente des Neurotizismus (im Hinblick auf das Scheidungsrisiko).

gemeinsam. Ferner tendieren die Partner zu einem geregelten Tagesablauf (Schneewind/Graf/Gerhard 2000:110).

Die Unabhängigen (Impulsive, n. Gottman) akzentuieren in ihrer Partnerschaft stärker die Individualität, die eigene Privatheit und Unabhängigkeit der Partner. Konflikte werden als beziehungsfördernd interpretiert, wobei Unstimmigkeiten offen zur Sprache gebracht werden. Die Partner favorisieren weniger tradierte geschlechtspezifische Rollenmuster, sie sehen sich vielmehr als androgyne und gleichberechtigte Partner. Konflikte werden ausgehandelt und Kompromissen eingegangen. Es werden sowohl positive als auch negative Gefühle besprochen. In der häuslichen Umgebung halten sie sich eher in getrennten Räumen auf, tendieren mehr zu einem unregelmäßigen Tagesablauf.

Die Separierten (Konfliktvermeidenden, n. Gottman) zeichnen sich durch ein hohes Maß an Getrenntheit und interpersonaler Distanz aus. Ferner haben sie wenig Interesse an Gemeinschaftlichkeit oder wechselseitigen Austausch. Trotz der eher traditionellen Wertvorstellungen (wie bei den Traditionellen) legen sie großen Wert auf Unabhängigkeit und Autonomie, was zum Beispiel bei der Nutzung der Wohnung bedeutsam ist. Konflikte versuchen sie so viel wie möglich zu vermeiden (ebd.).

Die Autoren weisen daraufhin, dass trotz der unterschiedlichen Beziehungstypen in allen drei Typen eine in etwa gleiche hohe Zufriedenheit mit der Partnerschaft besteht. Ein anderer wesentlicher Faktor ist die inzwischen als „Gottman Konstante“ bekannte Relation zwischen positiven und negativen Interaktionen (Gottman 1994 – entnommen aus Schneewind/Graf/Gerhard 2000:110). Im Falle von glücklichen (funktionalen) Partnerschaften ist das Verhältnis 5:1, d.h. dass ein negativer Verhaltensakt durch mindestens fünf positive Interaktionen ausgeglichen werden muss, um nicht die Zufriedenheit der Partnerschaft zu gefährden. Bei unglücklichen (dysfunktionalen) Partnerschaften sinkt dieser Quotient auf eins oder weniger, d.h. dass positive Interaktionen kaum oder wenig stattfinden. Die von Gottman gefundenen instabilen (dysfunktionalen) Beziehungstypen teilt er als feindselige (*Hostiles*) und Abgelöst-Feindselige (*Detached-Hostiles*) und konstatiert, dass sie häufiger negative Interaktionsmuster aufzeigen (ebd. 111).

8.3. Kommunikationstheoretische Aspekte

Kommunikation dient zur Verständigung zwischen Menschen, indem Informationen über symbolische Interaktionen (also in wechselseitigem Austausch) weitergegeben werden. Dabei unterscheiden Watzlawick et al. zwischen einem einzelnen Kommunikationsakt (Mitteilung *message*) und wechselseitigen Abläufen zwischen zwei oder mehreren Personen (Interaktionen) (Watzlawick/Beavin/Jackson 1985:50f.).³³ Die Autoren haben fünf pragmatische Axiome herausgearbeitet, die als Grundeigenschaften der Kommunikation gelten und den Ablauf der Kommunikation zwischen den Individuen darstellen:

- die Unmöglichkeit, nicht zu kommunizieren,
- die Inhalts- und Beziehungsaspekte der Kommunikation,

³³ In Bezug auf ‚Kommunikation‘ unterscheiden Watzlawick/Beavin/Jackson nicht zwischen Verhalten und Handlung (Auer 1999:41).

- die Interpunktion von Ereignisfolgen,
- digitale und analoge Kommunikation,
- symmetrische und komplementäre Interaktion (Watzlawick/Beavin/Jackson 1985:50-71).

Wenn die Autoren davon sprechen, dass man sich nicht nicht verhalten bzw. nicht nicht kommunizieren kann, gehen sie davon aus, dass jedes Verhalten Mitteilungsscharakter hat (Handeln oder Nichthandeln, Worte oder Schweigen). Jedes Verhalten oder Handeln hat also einen informativen Charakter einschließlich verbaler als auch nonverbaler Akte und kann von der empfangenden Person interpretiert werden. Diese Auffassung entspringt der Annahme, dass Kommunikation nicht nur durch Worte stattfindet, sondern auch alle paralinguistischen Phänomene, Körperhaltung, Körpersprache usf. innerhalb eines bestimmten Kontextes umfasst (ebd. 51).

Die Inhalts- und Beziehungsaspekte einer Kommunikation beziehen sich auf den Inhalt einer Mitteilung (die Information) und den Hinweis, den der Sender mit seiner Äußerung gibt, wie er die Beziehung zwischen sich und dem Empfänger definiert. Die Zeichen auf der Beziehungsebene geben die Verstehensanweisung für das inhaltlich Gesagte. Demnach bestimmt der Beziehungsaspekt den Inhaltsaspekt und ist eine Metakommunikation, weil der Beziehungsaspekt eine Kommunikation über eine (sachliche) Kommunikation darstellt (ebd. 55).

Ferner gibt es sprachlich-kommunikative Formen, die zwar kaum einen Inhaltsaspekt haben, dafür aber dem Beziehungsaspekt nützen wie zum Beispiel *small talk* – phatische Kommunikation (Auer 1999:45).

Eine Interaktion erscheint als ununterbrochener Mitteilungsaustausch. Jeder Teilnehmer legt der Interaktion aber eine eigene Struktur zu Grunde und schafft sich eine vom anderen unterschiedene Wirklichkeit, indem er die Ereignisfolge unterschiedlich gliedert und dadurch abweichende Auffassungen über die Ursachen-Wirkungsabfolge entwickelt. An welchem Punkt der Teilnehmer nun bestimmte Ereignisfolgen interpunktiert, wird von dessen subjektiver Auffassung über die Ursachen- und Wirkungsabfolge bestimmt. Diese Abfolge definieren die Autoren als Interpunktion von Ereignisfolgen (Watzlawick/Beavin/Jackson 1985:57). Dabei ist den Kommunikationsteilnehmern das interaktive Zusammenspiel sowie der Rückkopplungskreis zwischen Aktionen und Reaktionen nicht bewusst. Watzlawick et al. betonen nicht nur die Wirkung des Senders auf den Empfänger, sondern auch umgekehrt die Rückwirkung des Empfängers auf den Sender (Rückkopplung). Kommunikationsabläufe sind also nicht teilbar, nur den Einzelnen zuzuordnen, sondern „übersummativ“, d.h. „ein Interaktionssystem kann nie additiv durch die Betrachtung seiner Bestandteile analysiert werden“ (Auer 1999:42). In Rückkopplungskreisen verliert die Suche nach dem Ursachen-Wirkungsmodell seinen Sinn, da alle kommunikativen Ereignisse zusammenhängen und kein erstes, kausales Ereignis eruiert werden kann. Das Dilemma der ständigen Schuldzuschreibung entsteht nach Ansicht der Autoren durch die Annahme, dass alles einen Anfang habe (Watzlawick/Beavin/Jackson 1985:60f.).

Eine dem Inhalts- und Beziehungsaspekt verwandte Differenzierung ist das Begriffspaar ‚analoge versus digitale Information‘. Die Autoren sind der Ansicht, dass beide Kommunikationsformen nur im menschlichen Bereich ihre Anwendung finden und sich auf Grund ihrer Übertragung unterscheiden, sich aber den-

noch in sehr komplexer Form ergänzen bzw. durchdringen (ebd. 61 u. 63). Die digitale Kommunikation beschreibt die Informationsübermittlung anhand konventioneller Symbole (Auer 1999:45). Die digitale Kommunikationsform zeichnet sich durch eine komplexe, vielseitige, logische Syntax aus. Die Beziehung zwischen dem Wort und dem Objekt, das es bezeichnen soll, besteht aber lediglich in einer willkürlichen Konvention (Watzlawick/Beavin/Jackson 1985:62 u.68). Analoge Informationen hingegen werden durch Ausdrucksmittel, die in einer Ähnlichkeitsbeziehung zum Ausgedrückten stehen (zum Beispiel eine Zeichnung), übermittelt. Oft lassen sich die Informationen relativ leicht aus Ausdrucksgebärden oder aus verwendeten Zeichen ableiten (ebd. 62f.). Analoge Symbole sind deshalb allgemein gültiger, archaischer und grundlegender als digitale Symbole. Sie sind aber auch ungenauer bzw. weniger eindeutig und auf verschiedene und manchmal sogar widersprüchliche Weise interpretierbar (Auer 1999:45). Watzlawick, Beavin und Jackson gehen davon aus, dass die Inhaltsaspekte digital sowie die Beziehungsaspekte analog übermittelt werden (Watzlawick/Beavin/Jackson 1985:64). Die Autoren machen also folgende Zuweisung:

- Inhaltsaspekt - digitales Zeichen - kommunikativ
- Beziehungsaspekt - analoges Zeichen – metakommunikativ (Auer 1999:46).

Das letzte Axiom umfasst das von Bateson (1935– entnommen aus Watzlawick, Beavin und Jackson 1985:68) beschriebene Phänomen, welches er als Differenzierungsprozesse der Normen individuellen Verhaltens definiert, die durch die Wechselbeziehungen (Schismogenese) zwischen Individuen verursacht werden (Watzlawick/Beavin/Jackson 1985:68). Bateson unterteilt Beziehungssysteme von Individuen und Gruppen in komplementäre und symmetrische Schismogenese. Watzlawick et al. haben diese Unterteilung modifiziert und beschreiben die Beziehungsformen als symmetrische und komplementäre Interaktion, deren Wesen entweder auf Gleichheit oder Unterschiedlichkeit beruht. Verhalten sich Partner (oder Gruppen) „spiegelbildlich“, sprechen die Autoren von einer symmetrischen Interaktion. Die Interaktionspartner zeichnen sich durch das Streben nach Gleichheit und Minimierung von Unterschiedlichkeit aus. In komplementären Interaktionen hingegen ergänzt das Verhalten eines Partners das des anderen, was auf Unterschiedlichkeit beruht (ebd. 69f.). Im ersten Fall, der symmetrischen Interaktion, wird das Handeln einer Person durch das gleiche Handeln einer anderen Person verstärkt (positive Rückkopplung) (Auer 1999:43). Bateson veranschaulicht diese Beziehungsform mit dem Beispiel des Prahlens: „Wenn zum Beispiel Prahlen das kulturbedingte Verhalten einer Gruppe ist und die andere Gruppe darauf ebenfalls mit Prahlen antwortet, so kann sich daraus ein Wettstreit entwickeln, in dem Prahlen zu mehr Prahlen führt“ (Bateson 1958:176f. - entnommen aus Watzlawick/Beavin/Jackson 1985:69). Die komplementäre Interaktion bezeichnet sozusagen asymmetrische Beziehungen zwischen superiorer, primärer (dominanter) Stellung und inferiorer, sekundärer (unterlegener) Stellung. Dabei zwingt aber nicht der eine Partner dem anderen die komplementäre Beziehung auf, sondern beide verhalten sich so, dass das eine Verhalten das andere voraussetzt und es gleichzeitig bedingt. Die Autoren bezeichnen gesellschaftliche oder kulturelle Kontexte als komplementär zum Beispiel wie die Beziehung zwischen Mutter und Kind, Arzt und Patient, Lehrer und Schüler (Watzlawick/Beavin/Jackson 1985:69). Den Dominanten wird ihr Status und das bestehende Machtgefälle so-

lange bestätigt wie die Unterlegenen bereitwillig ihre Rolle übernehmen (dominante negative Rückkopplung) (Auer 1999:43).

Ein wesentliches Problem der zwischenmenschlichen Interaktion liegt nach Ansicht der Autoren vor allem in der gestörten oder ggf. paradoxen Kommunikation, welche sie zum großen Teil auf die unzureichende Trennung von Inhalts- und Beziehungsaspekten zurückführen. In vielen Fällen verhandeln die Individuen zwar über den Inhalt ihrer Kommunikation, da sie darin die Lösung ihres Konfliktes vermuten, aber nicht über den Beziehungsaspekt (ebd. 47). Die von den Autoren postulierte Trennung zwischen Inhalts- und Beziehungsaspekt hat Schulz von Thun (2000) amplifiziert, indem er die Inhalts- und Beziehungsebene mit dem dreidimensionalen Kommunikationsmodell von Bühler (1934) verbindet. Bühler unterteilt die sprachlichen Zeichen in drei Dimensionen: Ausdruck, Appell und Darstellung, wobei jede der drei Dimensionen eigene sprachliche Ausdrucksmittel hat (Auer 1999:25). Schulz von Thun (2000:14u.30) veranschaulicht die von Bühler herausgearbeiteten Dimensionen, wenn auch trivialer, am Beispiel seines Kommunikationsmodells der vier Aspekte (Seiten) einer Nachricht:

- Sachinhalt (Darstellung nach Bühler und Inhaltsaspekt nach Watzlawick),
- Selbstoffenbarung (Ausdruck nach Bühler),
- Beziehung (Teil des Beziehungsaspektes nach Watzlawick),
- Appell (Appell nach Bühler und Teil des Beziehungsaspektes nach Watzlawick).

Der Sachinhalt enthält die sachbezogene Mitteilung bzw. Nachricht. Die Selbstoffenbarung gibt Informationen über den Sender, die in jeder Mitteilung enthalten sind, ob nun als gewollte Selbstdarstellung oder unfreiwillige Selbstoffenbarung. Der Beziehungsaspekt einer Nachricht verrät etwas über die Beziehung zwischen dem Sender und Empfänger. Während die Selbstoffenbarung nur eine Ich-Botschaft übermittelt, kann die Beziehungsseite sowohl Du-Botschaften als auch Wir-Botschaften enthalten. Die Appellseite hat die Funktion den Empfänger zu beeinflussen, muss aber getrennt vom Beziehungsaspekt betrachtet werden, da mit dem gleichen Appell unterschiedliche Beziehungsbotschaften verbunden werden können (ebd. 26-30). Zusammenfassend kann ausgesagt werden, dass die interpersonelle Kommunikation die Funktion hat, verschiedene Botschaften zu übermitteln: Aussagen werden über den Sender weitergegeben, die Beziehung zum Empfänger wird verdeutlicht, ein Anliegen wird vorgebracht und eine sachliche Information wird artikuliert. Das Problematische an einer Nachricht ist nun, dass ein und dieselbe Nachricht viele Botschaften enthält, die nicht nur vom Sender abhängig sind, sondern auch davon, wie der Empfänger sie entschlüsselt. Das heißt, dass sich die einzelnen Aspekte einer Nachricht bei ihrer Kodierung und Dekodierung gegenseitig beeinflussen und das Verhältnis zwischen den Kommunikationsteilnehmern bestimmen. Die Voraussetzung für eine reibungslose Verständigung zwischen Individuen basiert deshalb nicht nur auf einem gemeinsamen sprachlichen Fundament, sondern es sind lebensweltliche Erfahrungen erforderlich, damit die Interpretation einer Nachricht Gewähr leistet ist. Insgesamt betrachtet ist der Kommunikationsprozess für verschiedene Störungen anfällig, die zum Beispiel bei Enkodierungen bzw. Dekodierungen einer Mitteilung u.a. durch soziale oder

intrapyschische Vorgänge (Vorerfahrungen, Vorurteile etc.) verursacht werden können (Gómez Tutor 1995:68 –70).

Tannen (1992:33) bezeichnet die von Watzlawick et al. postulierte Metakommunikation als Metamitteilungen und definiert sie folgendermaßen: Metamitteilungen sind Mitteilungen über die Information der Wortbedeutung, die etwas über die Beziehung zum anderen aussagen, zum Beispiel welche Haltung der Sender zum anderen, zur Situation und zu dem Gesagten einnimmt. Die Metamitteilungen wiederum hängen in ihren Bedeutungen von subtilen sprachlichen Signalen und Mustern ab. Gesprächssignale sind zum Beispiel Tempo, Pausen, Tonhöhe, Lautstärke und Intonation. Diese Signale sind dafür verantwortlich, wie Aussagen interpretiert werden, und ihr Zusammenwirken repräsentiert den jeweiligen Gesprächsstil bzw. das Gesprächsmuster (zum Beispiel ausdrucksstarke Reaktion, Fragen, Entschuldigungen usw.). Je nachdem, wie die Signale eingesetzt werden, sind sie erfolgreich – bei gleichen Gesprächsstilen oder führen zu Missverständnissen – bei unterschiedlichen Gesprächsstilen (ebd. 54). Während diese Signale also das „Wie“ eines Gespräches ausmachen, gibt der Inhalt (das „Was“) auch Auskunft über die Absicht, wenn auch nicht explizit formuliert.³⁴ Tannen meint damit die in der Sprachwissenschaft formulierte indirekte Kommunikationsform. Indirektheit ist im Sinne der Metamitteilung die Art und Weise, wie etwas gesagt wird, und damit Grundvoraussetzung der Kommunikation. Sie ist der Ansicht, dass die indirekte Form zwei Vorteile hat: Erstens schafft es das Gefühl einer harmonischen Übereinstimmung und zweitens dient es dem Selbstschutz, zum Beispiel zur Vermeidung von Konfrontation, Zurückweisungen, denn man kann Gesagtes revidieren, zurücknehmen etc. (Tannen 1992:77-96). Eine wichtige Komponente von Kommunikationsproblemen sind für Tannen (1993) vor allem die unterschiedlichen geschlechtsspezifischen Kommunikationsformen. Sie geht davon aus, dass Frauen eine Bindungs- und Intimitätssprache, Männer aber eine Status- und Unabhängigkeitssprache sprechen. Für die unterschiedlichen Kommunikationsstile macht Tannen die geschlechtsspezifische Sozialisation verantwortlich ist (Tannen 1993:40/Tannen 1992:169f.). Erwachsene erlernen ihr Gesprächsverhalten schon als Kinder in getrennten Welten sozialer Peer-Kontakte und demnach ist die Kommunikation zwischen den Geschlechtern für Tannen eine interkulturelle Kommunikation(Tannen 1993:46/Tannen 1992:171). Dabei betont sie die Tatsache, dass die unterschiedliche Sprachsozialisation zunächst nicht offenkundig ist, sondern erst in der genauen Analyse und Beobachtung von Situationen evident wird (Tannen 1993:40). Während der Intimitätsstil sich vorwiegend mit Themen der Beziehungswelt auseinander setzt und über komplexe Netzwerke von Freundschaften verhandelt, Unterschiede minimiert, nach Übereinstimmungen sucht und alle Konkurrenzverhalten eher vermeidet, zeichnet sich der Unabhängigkeitsstil dadurch aus, dass die Personen eher daran interessiert sind Befehle zu erteilen, Status anzustreben und in Konkurrenz miteinander zu treten (ebd. 21f.). Die intimitätsorientierten Kommunikationsteilnehmer sind also mehr an Beziehung und dementsprechend an Nähe und Gleichheit interessiert, hingegen legen die Unabhängigkeitsorientierten stärker Wert auf Differenz und Distanz (ebd. 24). Ferner erläutert Tannen, dass Frauen auf Grund ihres Bestrebens nach Übereinstimmung, Solidarität, die indirekte Kommunikationsform wählen und Männer

³⁴ Appell bei Bühler u. Schulz von Thun

eher direkt kommunizieren und ihre Macht demonstrieren. Das Komplementäre an dieser Beziehung ist, dass Frauen, um Solidarität zu bekunden, sich beispielsweise besonders „nett“ verhalten, aber von machtorientierten Männern als „unsicher“ und „unterwürfig“ wahrgenommen werden.³⁵ Das liegt an der Tatsache, dass Macht und Solidarität komplementäre Verhaltensstile aufweisen: Sprechweisen, die auf Solidarität abzielen, setzen gleichzeitig den Rahmen für Machtdemonstrationen (Tannen 1992:161).

Tannen kommt zu dem Fazit, dass zwar die unterschiedlichen Gesprächsstile nicht einfach verschwinden, aber das Wissen darum hilft Missverständnisse und Schuldzuweisungen zu vermeiden. Selbst wenn man die Haltung anderer Personen nicht teilen kann, ist es aber hilfreich zu verstehen, warum sich Freunde, Partner und Fremde auf eine bestimmte Art und Weise verhalten (Tannen 1993:46f).

8.4. Fragestellungen der eigenen Untersuchung

Meine Untersuchung soll in erster Linie die partnerschaftsbezogenen Konzeptionen bzw. Wirklichkeitskonstruktionen binationaler Paare aus der Sicht der Beteiligten rekonstruieren. Eine weitere zentrale Frage der Untersuchung ist, wie in diesem Zusammenhang ‚Kultur‘ als Erklärungsmuster eingesetzt wird. Im Unterschied zu den oben dargestellten Untersuchungen wird also ‚Kultur‘ von mir nicht als wissenschaftliche Kategorie zur Beschreibung und Erklärung von Eigenschaften, Motiven und Problemen der Partner bzw. des Paares eingesetzt. Es geht stattdessen darum, wie die Untersuchten selbst den ‚Kultur‘-Begriff verwenden: Was verstehen sie unter ‚Kultur‘ und inwieweit halten sie ‚Kultur‘ für relevant, um Prozesse der eigenen Partnerschaft zu deuten?

Ich gehe davon aus, dass soziale (hier: partnerschaftliche) Wirklichkeit in Prozessen sinnhaften Handelns konstruiert wird. Da soziale Wirklichkeit also in fortlaufenden Interaktionsvorgängen hervorgebracht wird, sind somit die Wirklichkeitskonzeptionen (die alltagsweltlichen Theorien der Gesellschaftsmitglieder) selber konstitutiv für ihr Handeln (s. Kapitel 6). Die wissenschaftliche Untersuchung kann bei der Analyse dieser Deutungsmuster auch Zusammenhänge aufdecken, die den Handelnden selbst unter Umständen verborgen geblieben sind (vgl. Fischer 1978). Die Untersuchung beschränkt sich also nicht auf die Wiedergabe der bewussten Meinungen der Untersuchten.

Die Motive für die Wahl der biografischen Methode des narrativen Interviews werden in Kapitel 3 dargestellt. Eine partnerschaftliche Wirklichkeitskonstruktion ist meines Erachtens nur valide rekonstruierbar, befragt man beide Partner. Auf Grund der oben dargestellten Nachteile der Paarbefragung habe ich mich für eine Einzelbefragung beider Partner entschieden. Das hat den Vorteil, dass die Partner Erlebnisse, Meinungen und eigene Perspektiven unkontrolliert darstellen und selbst thematisieren können, da sie dem Zwang zur Loyalität zu einander in geringerem Maße ausgesetzt sind (s. Kapitel 7). Ferner kann der Forscher die von den Partnern vorgenommenen Thematisierungen innerhalb des Paares und fallübergreifend mit anderen Paaren vergleichen. Dies macht es vor allem möglich zu prü-

³⁵ Geschlechtspezifische Gesprächsgewohnheiten führen nach ihrer Ansicht zur komplementären Schismogenese (nach Bateson siehe oben) und damit zu Missverständnissen in Beziehungen (Tannen 1992:159).

fen, inwieweit die Paare unabhängig voneinander Themen ähnlich oder verschieden darstellen, d.h. inwieweit für beide Partner eine gemeinsame partnerschaftliche Wirklichkeitskonstruktion gilt.

9. Interviewtechnik und Auswertungsmethodik

9.1. Das narrative Interview

Für die vorliegende Arbeit wurde das narrative Interview, ein Ansatz aus der biografischen Methode, gewählt. Das narrative Interview wurde Mitte der 1970er Jahre von Schütze (1975/1977) entwickelt, ausgehend von der Annahme, dass sich biografische Selbstpräsentationen in Erzählungen, der Textform für die Vermittlung selbst erlebter Ereignisse, am überzeugendsten darstellen lassen. Schütze hat die Erhebungsmethode, das narrative Interview, auf der Grundlage genauer Untersuchungen von alltäglichen Erzählstrukturen und Kompetenzen erarbeitet und konstatiert, dass das Erzählen eine alltäglich vertraute und von allen Gesellschaftsmitgliedern beherrschte Fähigkeit ist (Lucius-Hoene/Deppermann 2002). Die Anregungen für die Entwicklung des narrativen Interviews holte er sich vor allem aus der Erzählforschung und Linguistik (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997b:136). Die Schützesche Konzeption der textanalytischen Methode wurde von verschiedenen Autoren (Inowlocki 1992/Dausien 1994 u. 1996/Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997a/Glinka 1998) aufgegriffen und weiterentwickelt, vor allem zu Methoden zur Rekonstruktion von Lebensgeschichten (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997b:136).

9.1.1. Theorie des narrativen Interviews

Das narrative Interview zielt darauf ab, autobiografische Darstellungen von Befragten zu gewinnen, in denen sie die wesentlichen Erlebnisse und Erfahrungen ihres Lebens aus ihrer subjektiven, heutigen Sicht einem Zuhörer vermitteln. Das leitende Hintergrundkonzept der Datenanalyse ist die abduktive Idee. (Unter Abduktion verstehe ich in diesem Zusammenhang: Die explizite Rekonstruktion von stillschweigend schon gewussten Regeln mittels Einzelfällen. – vgl. Glinka 1998, S.37). Der Forscher geht nicht von deduktiven Annahmen aus, wie vorab definierten Hypothesen oder vorliegenden Theorien. Das Hauptinteresse des Forscher liegt gerade darin, neue Erkenntnisse und theoretische Konzepte biografischer Prozesse und Lebenserfahrungen in einem jeweils konkreten empirischen Feld zu gewinnen. Dabei stehen Subjektivität und Handlungszusammenhänge im Vordergrund. An ihnen sollen sich die Forschungsprobleme orientieren und vor allem solche Lebenswirklichkeiten untersuchen, über die noch keine etablierten Theorien bestehen (Dausien 1994:138f.). Leitfadeninterviews sind dagegen eher angebracht, wenn es um schon bekannte relevante Dimensionen der Lebenswirklichkeit geht, die nur noch in bestimmten individuellen Ausprägungen untersucht werden sollen. Das narrative Interview eignet sich als Erhebungsinstrument, will der Forscher komplexe Sachverhalte in der sozialen Wirklichkeit rekonstruieren, die als Geschichte erzählt werden können, wie lebensgeschichtliche Prozesse, in-

teraktive oder auch Alltagssprachliche Sachverhalte (Glinka 1998:25). Der Erzähler hat im narrativen Interview die Möglichkeit seine Geschichte nach eigenen Prioritäten und Perspektiven zu gestalten. Dabei orientiert sich der Interviewte an der Chronologie seiner Lebensgeschichte. Erzählungen weisen eine Kette von Ereignissen auf, die ein zeitliches Gefälle haben, d.h. der Erzähler schildert die Ereignisse entlang einer Abfolge von Zustandsveränderungen (ebd. 53). In Berufung auf Kallmeyer und Schütze (1976, 1977 – entnommen aus Glinka 1998:50) betont Glinka (1998) die Besonderheit des Erzählens: die zwei Zeitebenen. Die Erzählebene der Haupterzähllinie definiert Glinka als retrospektiv, da auf ihr zurückliegende Handlungs- und Ereigniszusammenhänge dargestellt werden und die Erzählebene der Nebenerzähllinie als final und damit zweckorientiert, da auf ihr die aktuelle Erzählkommunikation verläuft (ebd. 50). Diese Zuordnung doppelter Zeitperspektive zur Haupt- und Nebenerzähllinie teilen Lucius-Hoene und Deppermann (2002) nicht, da alles, was erzählt wird (in Haupt- und Nebenerzähllinie), sich in der Vergangenheit abspielt. Den Unterschied zwischen Haupt- und Nebenerzähllinie sehen die Autoren in der Differenz zwischen dominanter Thematik und exkursartigen Erklärungen. Die dominante Thematik ist zum Beispiel die Erzählung der beruflichen Entwicklung, wobei zur Explikation evt. irgendwelche Krankenhausaufenthalte nötig sind, diese dann den Exkurs darstellen, damit der Zuhörer bestimmte Zusammenhänge verstehen kann. Die Autoren, Lucius-Hoene und Deppermann, erklären die doppelte Zeitperspektive des Erzählens hinsichtlich zweier Aspekte: Zum einen erzählen die Informanten ihre Geschichte aus der Gegenwartsperspektive, indem vergegenwärtigte Vergangenheit erzählt wird und zum anderen richtet sich die Erzählung an einen bestimmten Zuhörer. Die Gegenwart ist demnach die Erzählzeit, d.h. die Zeit, in der erzählt wird, und die Vergangenheit repräsentiert die erzählte Zeit, d.h. die Zeit, über die erzählt wird. Lucius-Hoene und Deppermann (2002:24) beschreiben dies wie folgt:

Erzählen von Selbsterlebtem bedeutet, dass wir uns eine vergangene Erfahrung vergegenwärtigen und sie als Geschichte wiedergeben. Im Erzählen der Erfahrung verfügt der Erzähler jedoch über eine grundlegend andere Erkenntnisperspektive als während des Erlebens. Schließlich weiß er in der Situation des Erzählens, wie die Geschichte ausgegangen ist – was damals Handelnden während des Ereignisablaufs noch nicht möglich war. Gleichzeitig erinnert er sich aber auch, wie er sich während der Ereignisse gefühlt hat, als der Zeit- und Ereignishorizont noch offen stand; was er gedacht, wie er alles interpretiert und warum er sich so verhalten hat. Die doppelte Zeitperspektive impliziert also auch eine Verdopplung des Ich (Engelhardt 1990): Das erzählende Ich der aktuellen Erzählsituation stellt sein vergangenes Ich, das erzählte Ich als erinnerten Handlungsträger dar. Es rekonstruiert in seiner Erzählung die damals aktuellen Handlungsorientierungen, ohne die es den Gang der Ereignisse und seine eigene Beteiligung daran nicht plausibel machen kann.

Die biografischen Selbstdarstellungen als Konstruktionen zu verstehen hat nach Dausien (1994) den Vorteil, dass sich die (unbeantwortbare) Frage nach dem wirklichen Leben erübrige. Sie unterstützt damit die Annahme von Schütze, der die Lebensgeschichte eines Subjektes in einer konkreten biografischen und sozialen Situation als Konstruktion definiert, welche nicht einfach frei erfunden ist, sondern eine Handlungsorientierung für das Subjekt darstellt. Dabei geht es ohnehin nicht um die objektive Wahrheit, sondern um die subjektive Weltsicht und die

Handlungsorientierungen der Befragten und ihre Handlungsbedingungen (ebd. 145f.).

Im Vergleich zu anderen Methoden hat das narrative Interview mehrere Vorteile, die auch für die Untersuchung der Deutungsmuster binationaler Paare günstig sind:

- Die Erzähler können ihre Themen und Relevanzen hinsichtlich einzelner Schlüssepisoden oder Lebensaspekte frei wählen. Sie haben im Interview die Möglichkeit ihre subjektive Perspektive darzustellen, indem sie ihre alltäglichen Deutungen, Bewertungen thematisieren. Dabei können sie im Erklären, Begründen oder Entschuldigen von biografischen Handlungen ihre emotionale Beteiligung ausdrücken (s.o.).
- Ferner ist den Erzählern das alltagsweltliche Darstellungsschema, das autobiografische Erzählen, vertraut und erleichtert die Ereignisdarstellung in Form der Stegreiferzählung (Glinka 1998:9/Lucius-Hoene 2000:12-14).
- Die Informanten schildern geschichtliche und handlungsbezogene Ereignisse und Erfahrungen. Die Methode des narrativen Interviews begünstigt (im Gegensatz zu Fragekatalogen) die Selbstthematization, d.h. es werden keine abstrakten Einstellungen und Meinungen der Informanten abgefragt. Das Forschungsinteresse richtet sich gerade darauf, wie die Befragten konkrete Erfahrungen darstellen und über diese argumentieren und diese bewerten, was wiederum ihre Deutungsmuster erkennbar werden lässt.

Zugegebenermaßen hebt sich das letzte Argument von dem Forschungsziel der Narrationsanalyse ab, wie es Fischer-Rosenthal und Rosenthal (1997a/b) postulieren. Nach Ansicht der Autoren zielt das Forschungsinteresse der Analyse von erzählter Lebensgeschichte auf theoretische Verallgemeinerungen über Wirkungsmechanismen erlebter und erzählter Wirklichkeiten ab. Sie formulieren deutlich, dass damit nicht die Analyse der Einstellungen, Argumentationen und Deutungsmuster der Biografen gemeint ist. Es geht also um die Rekonstruktion von Handlungsabläufen, d.h. die Analyse des Prozesses sozialen Handelns, und die Rekonstruktion von Handlungsgeschichten, d.h. um die Frage, wie sich lebensgeschichtliche Erfahrungen im Verlauf der erlebten Lebensgeschichte herstellen und zur aktuellen Handlungsorientierung (im „Hier und Jetzt“) dienen (Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997b:156 f.). Zu diesem Argument gilt es zwei Aspekte zu bedenken:

- Fischer-Rosenthal und Rosenthal sind der Auffassung, dass die erzählte Lebensgeschichte nicht nur eine Rekonstruktion der aktuellen individuellen Sinngebung möglich macht, sondern auch die des faktischen Lebenslaufs. Für die Autoren konstituiert sich sowohl das Vergangene aus der Gegenwart als auch die Gegenwart aus dem Vergangenen und dem Zukünftigen. Sie stützen ihre Annahme auf die empirischen Arbeiten von Schütze, dessen Analysen „die Korrespondenz der Erzählstrukturen mit den Erlebensstrukturen, der Strukturen der Erfahrungsaufschichtung mit denen des Erzählaufbaus“ aufzeigen (ebd. 137-139). Meines Erachtens ist für die Rekonstruktion von erzählter Lebensgeschichte nicht die historische Wirklichkeit (hier: eines Paares) bzw. das Eruiieren der tatsächlichen früheren Motive und Erfahrungen etc. von Bedeutsamkeit, sondern eine Rekonstruktion der aktuellen Selbstdeutung,

was wiederum von der jeweiligen Forschungsfrage abhängig ist. Damit komme ich zum zweiten Aspekt, dem Ziel meiner eigenen Untersuchung.

- In meiner Fragestellung geht es nicht um die biografische Lebensgeschichte und daraus abzuleitende Handlungsbezüge bzw. Handlungsorientierungen, sondern um die Untersuchung von Deutungsmustern. Trotz dem Einwand Fischer-Rosenthals und Rosenthals halte ich die biografische Methode dafür für eine besonders valide Erhebungsform, weil nur in der autobiografischen Erzählung (Selbstthematization) eine aktuelle und alltagsnahe Schilderung konkreter Erfahrungen Gewähr leistet ist, anhand derer sich die Deutungsmuster der Befragten rekonstruieren lassen. Das direkte Abfragen von Deutungsmustern anhand eines Fragenkataloges, wie in der Psychologie Zum Beispiel üblich, gibt nur abstrakte Ansichten von Personen wieder, wobei nicht klar ist, inwieweit sie handlungs- und erfahrungswirksam sind.³⁶ Will man etwas über die Deutungsmuster von Personen erfahren, ist es wichtig zu wissen, wie die Befragten die Deutungsmuster für die Interpretation konkreter Handlungen einsetzen, wie sie mit ihnen argumentieren und bewerten. Deshalb bin ich der Ansicht, dass Deutungsmuster in der lebensgeschichtlichen Darstellung von konkreten Handlungen und Ereignissen besonders gut zum Ausdruck kommen.

Ein weiterer Aspekt, der hinsichtlich autobiografischer Erzählungen diskutiert werden sollte, sind die Bewältigungsprozesse, die sich während des Erzählens vollziehen. Die Eingangs- bzw. Aufforderungsfrage erzeugt kein Artefakt, wie es in manchen Kritiken zum narrativen Interview vernehmbar ist, sondern die Erzählung kann für die Befragten selbst einen Erkenntniswert haben. Zum Beispiel werden Dinge und Ereignisse in einem anderen Licht betrachtet oder den Beteiligten werden Aspekte klar, die ihnen vorher verborgen geblieben und nicht reflektiert worden sind. Es wird also durch das narrative Interview bzw. durch das Erzählen etwas ausgelöst und entwickelt, was für die Informanten Gültigkeit hat. Die Begleiterscheinungen bzw. Ergebnisse des Interviews sind also nicht nur Selbstdarstellung bzw. Selbstpräsentation, sondern es erzeugt auch Selbsterkenntnisse (Lucius-Hoene 2000:12-36).

9.1.2. Interviewdurchführung

Bei der Darstellung der konkreten Interviewdurchführung halte ich mich an die in der Literatur angegebene Vorgehensweise. Damit ist Gewähr leistet, dass die einzelnen Schritte nachvollzogen werden können und dass meine Vorgehensweise überprüfbar ist. Zur besseren Unterscheidung zwischen Theorie und konkretem Vorgehen kennzeichne ich Letztes in kursiv.

Ausgangspunkt des narrativen Interviews ist eine offene erzählgenerierende Eingangsfrage, d.h. der Informant wird aufgefordert, seine Erlebnisse als Geschichte zu erzählen. Die Erzählung wird in Form einer Stegreiferzählung gegeben, d.h. der Informant darf vor dem Interviewgespräch keine Angaben erhalten,

³⁶ Abgeleitet von Nisbett und Wilson (1977) diskutieren Potter und Wetherell (1987:177 ff.), dass Aussagen über Handlungsmotive und Einstellung von Personen bei Befragungen oft unzutreffend sind. Die Personen benutzen stattdessen meist konventionelle und Stereotypen wiedergegebene Annahmen.

die eine systematische Vorbereitung auf die Erzählthematik möglich gemacht hätten (Glinka 1998:9ff.). Bei Steigreiferzählungen kann es zu Abbrüchen, Wiederaufnahmen und Widersprüchen kommen.³⁷ Wichtig dabei ist, dass der Befragte vom Interviewer nicht unterbrochen wird, also keine Detaillierungsfragen während der Eingangserzählung gestellt werden. In der zweiten Phase des Gespräches kann der Informant mit Hilfe von erzählgenerierenden Nachfragen zu weiteren Erzählungen bzw. Explikationen motiviert werden (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997b:140ff.). Konkret heißt das, dass der Informant spricht, während der Interviewer nur zuhört und durch Mimik, oder kurze emotionale Rückmeldung wie Lachen, Seufzen und mitgehende Formulierungen (aha, hmhm...) den Erzähler bestätigt. Unklare Passagen oder Erzählungen bzw. Aspekte, die der Interviewer nicht verstanden hat oder nicht in Zusammenhang mit gemachten Aussagen bringen konnte, werden notiert und erst im Nachfrageteil thematisiert (Glinka 1998:14f./Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997b:140 – 147).

Alle Interviews wurden in den Wohnungen der Befragten durchgeführt, um ihnen die vertraute und natürliche Atmosphäre ihres Umfeldes zu bewahren. Vor Beginn des Interviews habe ich nochmals die Forschungsfrage, den Ablauf und das Wesen des narrativen Interviews erklärt und die Einverständniserklärung unterschreiben lassen. Alle Paare erhielten die gleiche Vorinformation, dass ich das gemeinsame Leben in einer binationalen Partnerschaft rekonstruieren möchte (s. Anhang I. A). Ich habe die Vorgehensweise, die zentrale Rolle des Befragten und den Vorteil (Selbstthematisierung, Steigreiferzählung etc.) des narrativen Interviews erklärt und die Datenschutzbestimmungen (s. Anhang I. C) erläutert. Die Eingangsfrage³⁸ war der Erzählstimulus zum Hauptteil des Interviews. Bei den meisten Interviews mit kurzer Haupterzählung wurde ich von den Informanten aufgefordert, gezielt nachzufragen. Ich hatte für diesen Fall zehn Fragestellungen erarbeitet (s. Anhang I. B).

In der Literatur zur biografischen Methode wird das Problem der Fähigkeit zur freien Steigreiferzählung unterschiedlich diskutiert. Einerseits verortet man die Vorzüge des narrativen Interviews darin, dass die Informanten eine Erzählform benutzen können, die alltagsnah ist (Glinka 1998/Lucius-Hoene 2000). Andererseits thematisieren einige Autoren (Fuchs 1984:210/Glinka 1998:39) die Schwierigkeiten, die Erzählende mit der offenen Darstellungsform haben können. Vor allem Fuchs betont die unterschiedlichen Motive, die eine freie autobiografische Erzählung verhindern können.³⁹

³⁷ Das Interview wird per Tonband aufgezeichnet, was gleichzeitig die Voraussetzung für die spätere Analyse ist.

³⁸ Die Einleitungsfrage ist so formuliert, dass der Fokus auf die Binationalität (Zeile 2,3) gelenkt, die eigene Bewertung und Argumentation (5, 12) der Informanten betont und zu einer zeitlichen Abfolge (6) angeregt wird. Um den Einstieg in die Erzählung zu erleichtern, habe ich den zeitlichen Ausgangspunkt (15, 16) vorgegeben. Es erschien mir ferner wichtig, die Befragten von dem Objektivitätszwang (10) zu entlasten und die Offenheit zu fördern (9, 10) und damit die Möglichkeit zur eigenen Relevanzsetzung (21, 22) zu geben. Durch eine Rückversicherungsfrage (28) habe ich die Befragten dann zur Erzählung aufgefordert (30) – siehe Anhang II. Transkript Celia 1: 1-30 u. Anhang I. A.

³⁹ Zum Beispiel Frage nach der Gewohnheit im Erzählen der eigenen Lebensgeschichte, Fähigkeit zum Darstellen in einer strukturierten Erzählform, Rückbesinnung bestimmter Themen, die aus verschiedenen Gründen verdrängt wurden oder nicht in Erinnerung gebracht werden, da sich der Gesprächspartner selten oder gar nicht mit diesen Themen auseinander gesetzt hat, persönliche Betroffenheit usw (s. Fuchs 1984:210-212).

Auf Grund der in der Literatur thematisierten Problematik zur unterschiedlichen Fähigkeit und motivträchtigen Verhinderung des freien Erzählens habe ich mir vorab zehn Nachfragen erstellt. Diese Fragen sind aber keine vorgefertigten Fragen wie bei einem Fragenkatalog, sondern dienen in erster Linie zur Hilfestellung bzw. Ermunterung zur Stegreiferzählung. Das Ziel der zehn Nachfragen ist, die chronologische Struktur der Eingangsfrage widerzuspiegeln, indem die Fragen chronologisch geordnet sind. Sie sind möglichst allgemein gehalten, um nicht bestimmte, vorgefertigte Kategorien vorzugeben oder Klischees zu provozieren. Im Verlauf der Interviews hat sich die Annahme bestätigt, dass spezifische Fragen notwendig waren, da viele der Erzähler von der Aufgabe, eine freie autobiografische Erzählung zu liefern, irritiert waren und spezifischere Fragen verlangten (siehe oben).

9.2. Transkription und Analyseeinheitenauswahl

9.2.1. Transkription

Sinn und Zweck der Tonbandaufnahme (die Voraussetzung für eine Transkription) ist, das gesamte Gespräch und damit auch die Rolle des Interviewers zu erfassen. Mit Hilfe der Tonbandaufnahme hat der Interviewer die Möglichkeit, sich vollständig auf die Gesprächssituation zu konzentrieren und gleichzeitig situative und nonverbale Elemente zu beobachten und ggf. zu notieren. Ferner können paralinguistische Momente des Gesprächs wie plötzliche Einsilbigkeit, Pausenlängen, Lautstärkeschwankungen usw. festgehalten werden, die wiederum bei der Interpretation hilfreich sein können (Witzel 1982:91).

Eine Transkription ist die Verschriftung von „akustischen Gesprächsprotokollen nach festgelegten Notationsregeln“ (Deppermann 1999:39). Die Notationsregeln oder Transkriptionskonventionen legen fest, wie die akustischen Phänomene grafisch wiedergegeben werden. Ferner sind sie von dem Fachgebiet, der zu Grunde liegenden Theorie und der jeweiligen Forschungsfrage abhängig und werden derzeit unterschiedlich gehandhabt (Mergenthaler 1992 und Deppermann 1999). Die Bearbeitung meiner Transkripte erfolgte nach dem gesprächsanalytischen Transkriptionssystem (GAT).⁴⁰ Dieses System ist so konzipiert, dass je nach Forschungsanliegen unterschiedlich transkribiert werden kann. Dennoch ist die relativ einfache Lesbarkeit auch für Laien Gewähr leistet und ferner kann diese Methode, ohne die Ansprüche nach Präzision und Repräsentation formbezogener Parameter aufgeben zu müssen, unproblematisch erlernt werden (Deppermann 1999:41f.).

Die Verschriftlichung der autobiografischen Erzählung ist aber nicht nur die Voraussetzung für eine valide Analyse auf der Basis hermeneutischen Verstehens, sondern bietet vor allem für die Auswertung und Interpretation die Möglichkeit der extensiven und beliebig oft wiederholbaren Analyse einer bestimmten Erzähl-

⁴⁰ Nach Selting et al. 1998 - entnommen aus Deppermann 1999, Anhang (S.119-121). Die verwendeten Transkriptionskonventionen habe ich im Anhang I aufgeführt.

sequenz.⁴¹ Ferner stellt die Transkription sicher, dass man die Daten und daraus resultierende Ergebnisse anhand einer naturalistischen, passiv registrierenden Methode gewinnt (Deppermann 1999:46). Sicherlich ist jede Transkription bereits eine Interpretation, die in Abhängigkeit von den Notationsregeln und der Relevanzsetzung des Forschers steht, und daher ein „selektiver und konstruktiver Prozess“. Beispielsweise werden Mimik und Gestik bei einer Tonbandaufnahme nicht erfasst. Der Wert von Transkripten wird aber nur dann im Frage gestellt, geht man davon aus, „dass es eine eigentliche Gesprächssituation gebe, die der einzig legitime Untersuchungsgegenstand sei“ (ebd.). Wesentlich wichtiger ist, dass die erstellten Transkripte in Einklang mit dem jeweiligen Erkenntnisinteresse und dem Repräsentationsziel stehen und auch für andere Leser nachvollziehbar sind. Ferner sollten sich die Analyse immer auch auf die Tonbandaufnahme stützen (ebd.).

9.2.2. Analyseeinheitenauswahl

Bevor die Transkription bestimmter Sequenzen erfolgen kann, ist selbstverständlich eine genaue Inventarisierung und Anonymisierung der Interviewdaten erforderlich. Die konkrete Vorgehensweise zur Erstellung von Gesprächsinventaren und Vorschriften zum Anonymisieren habe ich den Vorgaben von Deppermann (1999:31-35) entnommen. Die Anonymisierung ist Teil der Datenschutzbestimmung, die mit den Informanten vor dem Interview besprochen werden (s. Anhang I. C und Kapitel 10.) Dazu gehört, dass Personen-, Orts- und Firmennamen und Sachverhalte anonymisiert werden, die für Dritte einen Rückschluss auf die Identität der untersuchten Personen möglich machen (Deppermann 1999:31). Der Vorzug des Gesprächsinventars bezieht sich zunächst auf eine rein zeitliche Dimension: Es ist nicht nötig, alle Interviews zu transkribieren. Weitere Vorteile sind:

- eine schnellere Übersicht über die Daten
- die Vergleichbarkeit der einzelnen Sequenzen (innerhalb der Datensegmente oder mit anderen Interviewdaten)
- der (Gesamt-)Überblick über den Gesprächsverlauf und die Gesprächsentwicklung, der in der Detailanalyse häufig untergeht etc. (Deppermann 1999:32).

Die erstellten Inventare verschaffen dem Untersucher einen Überblick über das Datenmaterial und er kann sich mit forschungsrelevanten Aspekten auseinandersetzen, Zum Beispiel ob anhand der Daten die Forschungsfrage untersucht werden kann, ob in Teilfragen gegliedert werden muss, oder ob die Forschungsfrage überhaupt relevant ist und für die Informanten etwas ganz anderes im Vordergrund steht (ebd. 36). Die Selektion von Ausschnitten für die genauere Analyse mit Hilfe der Inventare wie später auch die Analyse und Interpretation sollten in Grup-

⁴¹ Besonders zeitsparend und entlastend ist die Transkription per computergestützter Datenverarbeitung wie zum Beispiel mit dem Bearbeitungsprogramm „Cool-Edit“, die nicht nur *loop*-Einstellungen (automatische ständige Wiederholung eines markierten Abschnittes) möglich macht, sondern auch Pausenlängen und Tonlangenverschiebungen optisch anzeigt sowie die zusätzliche Einstellung des Tempos ermöglicht, damit die Aufnahme in allen Details gehört werden kann.

pendiskussionen, mit dem Betreuer oder Mitarbeitern erörtert werden, um eine vorschnelle Fokussierung zu vermeiden (Glinka 1998:37f./Deppermann 1999:36). Als besonders einschlägige Segmente favorisiert Deppermann Ausschnitte, die

- weit vorn im Gespräch liegen (da diese meist Festlegungen für die Interaktionsbeziehungen oder Selbstdarstellungen enthalten, ferner geschehen in Initialpassagen Rahmensetzungen, die für den weiteren Verlauf maßgebend sind),
- zentrale bzw. klare Fälle für einen Problemkomplex zu sein scheinen,
- wo Informanten mit Ethnokategorien operieren wie Zum Beispiel „Armutsmigrantin“, wenn das Deutungsmuster ‚Kultur‘ untersucht werden soll (Deppermann 1999:36 f.).

Zur Veranschaulichung beziehe ich mich hier auf den Transkriptionsausschnitt Celia 1: 31-116 (s. Anhang II). Der Ausschnitt liegt am Anfang des Interviews und gibt eine klare Auskunft über die Interaktionsbeziehung zwischen der Informantin und ihrem Partner. Ferner stellt auch die Gesprächspartnerin ihre Ansprüche, Erwartungen und Wünsche dar. Dabei werden zentrale Aspekte der Beziehung (Attraktivität, Rollenverteilung) angesprochen. Ferner operiert die Informantin in diesem Ausschnitt mit der Ethnokategorie ‚Kultur‘.

9.3. Auswertungsprinzipien

9.3.1. Deutungsmusteranalyse

Deutungsmusteranalyse ist eigentlich keine spezifische Methode, sondern ein bestimmter Bereich von Erkenntnisinteresse. Sie gehört zur interpretativen Soziologie und kann mit Methoden der qualitativen, rekonstruktiv verfahrenen Sozialforschung betrieben werden (Lüders/Meuser 1997:57). Auf der Suche nach der Vermittlung zwischen objektiven gesellschaftlichen Handlungsproblemen und deren subjektiven Bewältigung ist das Konzept des Deutungsmusters entwickelt worden (ebd. 59). Lüders und Meuser konkretisieren den Begriff ‚Deutungsmuster‘ in einem Merkmalkatalog:

- Deutungsmuster stehen in einem funktionalen Bezug zu Handlungsproblemen,
- sind kollektive Sinngehalte, wobei habituell verfestigte subjektive Deutungen noch keine Deutungsmuster konstituieren,
- sie haben normative Geltungskraft, die sowohl für Gesellschaften als auch nur für einzelne soziale Gruppen gilt,
- sie sind keine singulären Deutungen, Meinungen und Einstellungen; verglichen mit diesen liegen Deutungsmuster auf einer latenten, tiefenstrukturellen Ebene,
- sie sind reflexiv größtenteils nicht verfügbar,
- trotz ihres funktionalen Bezuges auf objektive Handlungsprobleme sind sie hinsichtlich der Gültigkeits- und Konstruktionskriterien relativ autonom und

konstituieren eine eigene Dimension sozialer Wirklichkeit, welches ihre relative Stabilität erklärt (ebd. 59).

In der Sozialforschung gibt es hauptsächlich zwei theoretische Zugänge zum Begriff ‚Deutungsmuster‘: einen strukturtheoretischen und einen wissenssoziologischen (Lüders/Meuser 1997:60, 64). Die strukturtheoretischen Ansätze gehen von der Annahme aus, dass soziales Handeln Regelstrukturen erzeugt, mit deren Hilfe Subjekte ihren Alltag deuten, organisieren bzw. ihre Deutungs- und Handlungsprobleme lösen. Diese Art des Verständnisses von Deutungsmuster impliziert die Unterscheidung in zwei Ebenen der sozialen Realität: Oberfläche (Oben) und zu Grunde liegende Regelstruktur (Unten). Phänomene wie Überzeugungen, Argumentationen, Erzählungen und konkrete Handlungsvollzüge sind empirisch beobachtbar und werden der Oberfläche zugeordnet. Unter diesen Phänomenen („Manifestationen bzw. Konkretionen“) liegen Regelstrukturen bzw. Interpretationsmuster, die phänomenerzeugenden Muster der Weltdeutung und Selbstdarstellung, die als eine Art eigener Realität gesehen werden (ebd. 60). Dem wissenssoziologischen Ansatz liegt die Auffassung zu Grunde, dass Deutungsmuster einer Ebene des Wissens angehören, die unterhalb dessen liegt, was den Subjekten als Handlungspläne, Einstellungen und Meinungen intentional verfügbar ist (ebd. 65). Die Frage der Entscheidung, von welchem Standpunkt aus man den Begriff ‚Deutungsmuster‘ versteht, ist immer von dem wechselseitigen Verständnis von Gegenstand, Methode und Theorie abhängig und muss im Kontext zur eigenen Forschungsfrage erfolgen (ebd. 64).

Ich schließe mich dem wissenssoziologischen Deutungsmusterbegriff an und stütze meine Deutungsmusteranalyse auf dessen Fundament. Als Deutungsmusteranalyse verstehe ich demnach eine rekonstruktiv interpretative Methode, die zur Untersuchung von Inhaltlichem (Meinungen, Einstellungen) herangezogen wird, d.h. anhand einer interpretativen Rekonstruktion werden die Handlungen, Orientierungen und Deutungen von Individuen nachvollzogen. Bei der Untersuchung von Deutungsmustern macht es also wenig Sinn, ‚Deutungsmuster‘ einfach abzufragen, damit würde man nur die oberflächliche Ebene des Wissens erreichen. Der Forscher muss vielmehr zu einer Sinnschicht dringen, die dem Handelnden nicht im vollen Umfang reflexiv verfügbar ist, die aber an den Handlungen des Subjektes sichtbar bzw. ablesbar wird (Lüders/Meuser 1997:65). Es muss an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass die Deutungsmusteranalyse keine Biografieanalyse bzw. autobiografische Erzählanalyse ist. Das Biografische ist sozusagen nur der Aufhänger, das zu Grunde liegende Datenmaterial. In meiner Untersuchung geht es aber darum, inwiefern die Informanten ‚Kultur‘ als Deutungsmuster einsetzen, d.h. ob und wie ‚Kultur‘ als Erklärungsmuster eingesetzt wird. Damit stellen sich Fragen, die über das, ‚was jemand denkt‘, hinausgehen. Die Deutungsmusteranalyse, wie sie von Lüders und Meuser dargestellt wird, gibt zum Beispiel keine Auskunft über Hinweise auf den Verlauf, die Interaktivität und die verschiedenen Latenzebenen im Interview. Für eine eingehende Analyse sind aber die Rekonstruktion impliziter Zusammenhänge und Widersprüche in Aussagen, funktionale Aspekte wie Selbstdarstellung dem Interviewer gegenüber, Aspekte der Situationsabhängigkeit wie Aufforderungscharakter, notwendig. Diese Parameter sind in der reinen Deutungsmusteranalyse nicht erfasst. Vor allem die Frage nach Konsistenz und Latenz in der Deutungsmusteranalyse wird in der Literatur immer noch als offene Frage formuliert (ebd. 74). Aus diesen Gründen

halte ich mich bei der Feinanalyse an die Vorgaben, die Deppermann (1999) für die sequenzielle Gesprächsanalyse postuliert, da mit dieser Methode auch verschiedene Latenzebenen der Deutungsmuster erfasst werden können (siehe 9.3.3).

9.3.2. Textsortenanalyse

In der Grobanalyse habe ich die Daten nach Themen (Relevanzen), nach zeitlichen Einschnitten und nach Textsorten gegliedert. Die Ausschnitte wurden so gewählt, dass jeweils abgeschlossene zeitliche Einschnitte (Ereignisschilderungen) und Themeneinheiten transkribiert wurden. Im nächsten Schritt habe ich die einzelnen Transkripte nach den Textsorten: Erzählung, Argumentation und Bewertung geordnet. Diese Strukturierung dient zur Vorbereitung der systematischen Auswertung der Feinanalyse. Die Funktion der Grobstrukturierung nach Textsorten hat drei Funktionen (Lucius-Hoene/Deppermann 2002):

- zur Rekonstruktion der Zeitstruktur der Erzählung⁴²
- zur Kontextherstellung⁴³
- zur Identifikation von zentralen Sequenzen (Schlüsselerzählungen)⁴⁴

Erzählung

Eine Erzählung ist eine chronologische Darstellung von Ereignissen und Handlungen. Diese minimale Definition von Erzählen gilt für Berichte und Erzählen. Vom Bericht hebt sich die Erzählung durch folgende Differenzen ab:

- Die Erzählung charakterisiert eine evaluative und expressive Sprachform. Die expressive Form äußert sich Zum Beispiel durch die subjektive Perspektive, d.h. die eigene Betroffenheit, welche bestimmte Empfindungen deutlich werden lässt. Das Berichten hingegen gilt als objektive Darstellung, wobei dramatische Einschübe fehlen, die in der Erzählung (Zum Beispiel bei Bewertungen) enthalten sind.
- zeichnet sich die Erzählung durch einen hohen Detailliertheitsgrad aus. Die Erzählung kann Sequenzen also raffen und dehnen, wodurch bestimmte Aspekte stärker fokussiert und andere dagegen abstrahiert bzw. weggelassen

⁴² Zum Beispiel um zu erkennen, wo eine Erzähllinie anfängt, unterbrochen wird oder wieder aufgenommen wird. Besonders wichtig sind vor allem Einschübe im Sinne von Argumenten oder Bewertungen (damit überhaupt erkannt werden kann, wo argumentiert oder bewertet wird) oder Nebenerzählungen (Differenzierung zwischen Haupterzähllinie und Nebenerzähllinie – s. 9.1.1.)

⁴³ Die Feinanalyse konzentriert sich auf Detailstellen. Die Grobstruktur ermöglicht den Einblick in größere Kontexte, um so Interpretationsfehler zu vermeiden, die dann entstehen, wenn bestimmte Voraussetzungen des Dargestellten nicht berücksichtigt werden.

⁴⁴ Schlüsselstellen heben sich dadurch hervor, dass sie so genannte Höhepunkterzählungen sind oder sich auf zentrale Bewertungen oder argumentative Verallgemeinerungen beziehen. Ferner zählen die Stellen dazu, an denen der Erzähler besonderen Argumentationsbedarf hat, wie bei Rechtfertigungen, Begründungen, Erklärungen und theoretischen Deutungen. Im Hinblick auf ‚Kultur‘ sind diese Stellen in meiner Arbeit von besonderer Brisanz, da an diesen Stellen etwas geschildert wird (Erzählung), was anschließend von dem Informanten erklärt und bewertet wird, was wiederum konkrete Aussagen über das Deutungsmuster ‚Kultur‘ zulässt.

werden. Im Vergleich dazu bleibt das Abstraktionsniveau beim Berichten homogen.

- Erzählungen werden durch die Verwendung des szenischen Präsens bestimmt. Es gibt also dramatische Höhepunkte, die dadurch gekennzeichnet sind, dass die Erzähler von der Vergangenheitsform in die Präsensform wechseln.
- Für das Erzählen sind Rede- bzw. Dialogwiedergaben (also direkte Rede) charakteristisch, wohingegen das Beschreiben nur mit der indirekten Rede arbeitet.
- Ferner haben Erzählungen eine Gestaltschließung, sie werden durch Erzählpräambel eröffnet und durch eine Moral oder ein Fazit geschlossen (vgl. dazu Levandowski 1990/Schütze 1987/Quasthoff 1980 – Quasthoff bezieht sich vor allem auf Labov u. Waletzky 1973).

Evaluation

Evaluationen sind normative Stellungnahmen (Wertaussagen) zu einem Sachverhalt und setzen demnach eine Erzählung voraus. Wie eine bestimmte Sache eingeschätzt wird (als richtig oder falsch) richtet sich nach der jeweiligen sozialen Wertung (Quasthoff 1980:36). Schütze (1987) stellt die zentrale These auf, dass Steigreiferzählungen die Geschichte der Entfaltung und Veränderung der Bewertung und Theorien des Informanten zum Ereignisverlauf (Zum Beispiel Identitätsveränderung des Informanten oder Umgestaltung seiner kollektiv-historischen Lagerung usf.) dokumentieren (Schütze 1987:177).

Diese Problematik thematisiert Quasthoff (1980:38) in ähnlicher Weise, weshalb sie für eine Unterscheidung zwischen „G-Evaluation“ und „E-Evaluation“ plädiert. Diese Differenzierung ist auf Grund des Prozesscharakters von Erzählungen wichtig, weil Ansichten und Meinungen sich ändern können (‘früher dachte ich’ versus ‘heute weiß ich’).

„E-Evaluation“ werden aus der Sicht der Erzählzeit, d.h. die Zeit in der gesprochen wird, formuliert. In ihr werden Bewertungen (Evaluationen) aus der Gegenwart (Jetzt), d.h. also zum Zeitpunkt der Erzählung (während des Interviews) vorgenommen, die sozusagen Nachträge und Bewertungen aus der heutigen Sicht sind. Nach Quasthoff (1980:38u.218) sind diese Bewertungen (erzähl-)funktionell, werden textstrukturierend eingesetzt und können als Gliederungssignale klassifiziert werden.

Ein typisches Beispiel für eine E-Evaluation ist Celia 2:7/8 (s. Anhang II).

7: äh er ist zwar sehr emanzipiert sehr männlich ja? (.) aber
8: er=s im grund auch sehr äh frauen gegenüber abwertend; (.)

„G-Evaluation“ stammen aus der Zeit, von der erzählt wird, d.h. die Bewertungen sind Teil der Geschichte, also erzählte Segmente, die früher stattgefunden haben, als sich die Geschichte ereignet hat.

Ein Beispiel für eine typische G-Evaluation ist Celia 4: 58/59.

58: war=s für mich nach eine weile nicht so ein, (.)
59: das war kein witz mehr,

Argumentation

Global definiert ist Argumentieren das Begründen oder Erklären von Behauptungen. Als Argumentationen gelten:

- alle Sachverhaltsdarstellung, die sich mit Warum-Fragen beschäftigen ,
- alles, was als Widerspruch, Einwand oder Verteidigung eingesetzt wird (sowohl negative Aspekte wie Kritisieren, Problematisieren, In-Frage-Stellen, Widersprechen als auch positive Aspekte wie Beweisen, Belegen, Verteidigen).

Grundsätzlich unterscheidet man zwei Aufgaben bzw. Anlässe von Argumentation: Strittigkeiten⁴⁵ und Unklarheiten⁴⁶ bzw. Ursachenerklärungen. Typisch für Argumente ist, dass sie Erzähleinlagerungen sind, die die zeitliche Kette der Erzählung nicht vorantreiben. Im Vergleich dazu werden Argumentationen häufig aus der Gegenwart heraus formuliert. Argumentative Erzähleinlagerungen treten in unterschiedlicher Form auf wie erzählte Argumente, bewertende Argumente oder auch Belegerzählungen (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2002/Kienpointner 1996).

Zur Veranschaulichung für die drei genannten Formen stelle ich jeweils ein Beispiel vor:

- erzählte Argumentation (Celia 1:73/74)

73: mit dem kann ich ausgehen aber mehr wird es nicht sein

74: weil ich nicht in der beziehung ähm-

- Bewertungen im Argument (Celia 1: 96 –102)

96: weil er noch nicht ähm richtig so:- (.)

97: sEElisch getrennt war. (.)

98: ähm und unsere beziehung hatte schon von anfang an- (.)

99: einige macken denke ich; (.)

100: dass er nicht frei war, (.)

101: und dass ich ähm denke ich nicht ernst genommen habe- (.)

102: was das sein konnte. (.)

- Belegerzählung (hier steht das Belegargument für die Art und Weise, wie die Partner in ihrer Beziehung selbst den Aspekt ‚Kultur‘ thematisiert haben. (Celia 2: 15-22))

15: und wir haben sehr viel auf unsre kultur a:h geschoben; (.)

16: du bist so und so weil dU aus: deutschland bist und

17: ich bin so und so weil aus kuba komme, (.)

18: I: hmhm;

19: C: wir haben sE:hr lange äh in diesen klischEE gelebt, (.)

20: denke ich- (.) bis der mellas irgendwann mal uns

21: d=rauf aufmerksam gemacht hat- (.)

22: und sagt er was ihr tut ist nur schwachsinn; (.)

⁴⁵ Wie Pro- und Kontra-Argumente zum Beispiel, wenn etwas kollektiv noch nicht geglaubt wird.

⁴⁶ Wenn es etwas zu klären gilt bzw. warum etwas so und so ist oder wie es dazu gekommen ist.

9.3.3. Sequenzanalyse

Erst nachdem die Transkripte vorliegen und nach den Textsorten analysiert wurden, kann die Feinanalyse beginnen, die in Form der Sequenzanalyse vollzogen wird (siehe dazu Deppermann 1999:53ff.). Generell bedeutet das, dass die Interviewausschnitte sequenziell bearbeitet werden, d.h. nach ihrer Reihenfolge im Interview, wobei jeder einzelne Transkriptausschnitt Zeile für Zeile analysiert wird. Deppermann (ebd. 54) weist ausdrücklich daraufhin, dass das „Sequenzialitätsprinzip“ zu befolgt ist. Dazu gehört auch, dass der Analytiker sich an die sequenzielle Abfolge hält und nicht vorgreift oder im Transkript hin und her springt, indem er versucht, „Früheres durch Späteres zu erklären“. Bei der Sequenzanalyse soll versucht werden, die „Handlungs- und Interpretationsoptionen“ der Befragte nachzuzeichnen, die der Person in dem „Gesprächsmoment offen standen“.

Auf meine Fallanalyse bezogen: In der Sequenzanalyse versuche ich die Inhalte des Deutungsmusters ‚Kultur‘, sein Einsatz zur Beschreibung, Argumentation und Bewertung und sein Verhältnis zu anderen Deutungsmustern, die für die Interpretation der Partnerschaft herangezogen wurden (wie gender, Persönlichkeit, Schicht etc.), zu rekonstruieren.

Deppermann (1999:55ff.) nennt sieben Ebenen, die bei der Analysegesichtspunkte, die bei der Sequenzanalyse von Gesprächen zu beachten sind:

1. „Paraphrase und Handlungsbeschreibung,
2. Äußerungsgestaltung und Formulierungsdynamik,
3. Timing,
4. Kontextanalyse,
5. Folgerwartungen,
6. Interaktive Konsequenzen,
7. Sequenzmuster und Makroprozesse“.

Diese Parameter gelten im Allgemeinen für Gespräche. Da ich meine Daten anhand von Interviews erhoben habe, fallen die Gesichtspunkte „Timing“ und „Interaktive Konsequenzen“ weitgehend weg, weil diese Parameter den Sprecherwechsel und die Reaktionen der Gesprächspartner betreffen und im narrativen Interview, falls überhaupt, nur eine minimale Rolle spielen.

Für meine Analyse habe ich folgende Ebenen benutzt und an meine Fragestellungen angepasst:

1. Paraphrase und Handlungsbeschreibung: Bei der Paraphrase geht es um die „Gesprächsinhalte“ und um die Aufgabe diese möglichst explizit zu machen.

In meiner Fallanalyse war es besonders wichtig herauszufinden, was die Informanten genau unter ‚Kultur‘ (in dem jeweiligen Zusammenhang) verstehen, und wie sie ‚Kultur‘ argumentativ setzten, d.h. an welchen Punkten und in welcher Funktion ‚Kultur‘ benutzt wird und wie die Befragten ‚Kultur‘ von anderen üblichen Erklärungsmustern (wie gender, Klasse etc.) abgrenzen bzw. damit kontrastieren.

Ferner ist zu untersuchen, mit welcher Gewissheit, Bewertung und Emotion bestimmte Aussagen ausgestattet sind und welche Form der Argumentation verwendet wird (Zum Beispiel wem wird wofür Verantwortung zugeschrieben?).

Abgesehen von der Paraphrasierung ist es für eine genaue Deutungsmusteranalyse notwendig, die impliziten generelleren Annahmen, Erklärungs- und Rechtfertigungsmuster und Wertungen herauszufinden, die den speziellen Darstellungen (im Interview) zu Grunde liegen. Dies heißt, dass eine Abstraktion auf allgemeinere Strukturmerkmale notwendig ist. Hinsichtlich der geschilderten Handlungen war es erforderlich, die dahinterliegenden Bewertungen und andere moralisch wichtige Aspekte (wie Zum Beispiel Vorwürfe oder Entschuldigungen) zu erkennen.

2. Äußerungsgestaltung und Formulierungsdynamik: Hier geht es um „die Art und Weise, in der gesprochen wird“, d.h. die besonderen sprachlichen Formen, die zur Darstellung benutzt werden und um ihre sequenzielle Abfolge. Zu diesem Punkt gehören die Beschreibungen von Äußerungen auf den „verschiedenen linguistischen Ebenen“ (Deppermann 1999:56). Die Genauigkeit bzw. die Spannbreite der Fokussierung ist allerdings von der Forschungsfrage abhängig.

In meiner Fallanalyse sind hauptsächlich die Kategorien von Interesse, mit denen Zuschreibungen an sich selbst und dem Partner vorgenommen werden, und die Kategorien, die für kulturelle Sachverhalte benutzt werden. Für diese Fragestellungen sind Zum Beispiel Metaphern, formelhafte Wendungen oder Ausdrücke, die besondere bewertende oder emotionale Konnotationen oder eine bestimmte Moral beinhalten, aufschlussreich oder Zum Beispiel, wie die Befragten versuchen ihre Äußerungen zu belegen (Zum Beispiel durch Zeugen oder Beispiele).

3. Kontextanalyse: Sinn und Zweck der Kontextanalyse ist herauszufinden, welche Voraussetzungen die Darstellungen der Befragten implizieren. Äußerungen bauen auf bestimmten Vorannahmen, Vorwissen, Fähigkeiten etc. auf, stehen also in einem Kontext und haben Bedeutungen, die über die „wörtliche Interpretation“ hinausgehen (ebd. 62). Damit werden aber nicht nur Kontexte angesprochen, die sich aus dem Gespräch (Interview) oder aus dem Gesagten heraus ergeben, sondern auch „Handlungs- und Weltwissen“, d.h. die Analyse der Kontexte erfordert ein bestimmtes Hintergrundwissen über „typische und erwartbare Zusammenhänge zwischen Sachverhalten und Handlungen“ (ebd. 64).

In meiner Arbeit wurden beispielsweise Argumentationen geführt, in dem der Befragte gegen einen (unausgesprochenen) Vorwurf argumentiert, den er aber nicht explizit formuliert. Oder es wurden Personen im Interview genannt und als Zeugen aufgerufen, die aber nicht eingeführt wurden. An solchen Punkten muss dann auch rekonstruiert werden, welche Vorannahmen evtl. dem Interviewer unterstellt werden.

4. Folgerwartungen: Sie betreffen Reaktionserwartungen, die durch bestimmte Äußerungen erzeugt werden, wie Zum Beispiel Suche nach Zustimmung, Belustigung oder Provokation von Nachfragen. Diese Redefiguren geben Zum Beispiel Aufschluss darüber, welche Aspekte für den Erzähler heikel sind, an denen er Un-

terstützung sucht, oder wo Tabus berührt werden und vom Interviewer stillschweigendes Einverständnis erwartet wird.

Die Sequenz Reinhard 4: 170 –175 indiziert Zum Beispiel die Suche nach Verständnis der Interviewerin.

170: das war so ganz nEtt, (.)
 171: A:ber äh ja da hat mir so etwas die rücksIcht gefehlt;(.)
 172: weil ich muss ich mUss morgens um sechs uhr aufstehen;(.)
 173: damit ich um sieben uhr auf der arbEIIt bin; (.)
 174: und da kA:nn ich nich=bis um zwölf uhr- (.)
 175: oder um zwei sAUfen; (.)

In einzelnen Schritten, d.h. für jede diese Analyseebenen, ist es notwendig, die Sequenz zu berücksichtigen und implizite Bedeutungen, die durch die spezifische Abfolge entstehen, hervorzuheben (Zum Beispiel Nebeneinanderstellungen, die „für sich selbst sprechen“ sollen; Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge und Schuldzuschreibungen, die durch die Interpunktion von Ereignissen dargestellt werden). Außerdem wird die Formulierung des Interviewten als Wahl verstanden, d.h., ihre Bedeutung ergibt sich durch den Vergleich mit anderen Formulierungen, wie über die gleiche Sache hätte gesprochen werden können Zum Beispiel Wahl der Bezeichnung „Auseinandersetzung“ statt „Streit“ bzw. mit anderen möglichen Darstellungspunkten, die der Befragte aber nicht gewählt hat Zum Beispiel die ausführliche Darstellung des Beziehungsbeginns, nicht aber des Endes (Deppermann 1999:90ff.).

9.3.4. Ergebnisbezogene Darstellung

Nachdem jede Sequenz in ihrer Abfolge analysiert wurde, werden nun die bisher entwickelten Interpretationen und Hypothesen geprüft, in eine Ordnung gebracht und fallübergreifend ausgearbeitet. Das Ergebnis soll eine „konzeptuell dichte Theorie“ sein, welche auf der Basis „typologischer Differenzierung“ arbeitet, d.h. es werden unterschiedliche Fälle in ihrem Fallkontext expliziert und untersucht, an welche jeweiligen Bedingungen und Aufgabe diese angepasst sind. Ferner müssen gleichzeitig „kontextunabhängige Grundstrukturen“ von Gesprächen eruiert werden, da diese das Fundament für die allgemeineren, abstrakten „interaktionstheoretischen Kategorien und Überlegungen“ sind (Deppermann 1999:94). Die fallvergleichende Analyse ist eine prozessual verlaufende, wechselseitige Ausarbeitung von den Analysegegenständen und Eigenschaften der Daten und somit auch abhängig von der jeweiligen Fragestellung ist.

Er schlägt die Suche und Bestimmung nach folgenden Kriterien vor:

- Kookkurrenzen (gemeinsames Vorkommen eines fokalen Elementes mit anderen Elementen etc.),
- Varianz von Komponenten und Formen (die Spannbreite unterschiedlicher Realisierungsformen mit anschließender Typologie der Varianten),
- Marginale Fälle und benachbarte Praktiken (zur Kontrastierung bzw. um Gemeinsamkeiten und Differenzen deutlich zu machen. Dabei werden benachbarte Fällen herangezogen, die ähnlich strukturiert sind, aber Zum Beispiel unter anderen Bedingungen eingesetzt werden und anderes leisten),

- Abweichende Fälle und Reparaturverfahren (um die bisher gebildeten Hypothesen zu prüfen),
- Strategische Nutzungen (wenn von den Gesprächspartnern erwartbare Reaktionen dazu benutzt werden, um andere nicht offen gelegte Ziele zu erreichen),
- Vorkommen in unterschiedlichen Kontexten (d.h. Prüfung der Kontextgebundenheit, da Zum Beispiel bestimmte Gesprächspraktiken nur in ganz speziellen Kontexten anzutreffen sind bzw. nur von einer bestimmten Sprechergruppe beherrscht werden),
- Hypothesenprüfung.

Nach der ausführlichen Sequenzanalyse habe ich alle feinanalysierten Daten auf ihre Kookkurrenzen hin geprüft, und sie nach Themen (Referenzbereichen) geordnet, die sich als bedeutsam herausgestellt haben. Anschließend habe ich alle Ergebnisse zusammengefasst, die aber nun nicht mehr nach der sequenziellen Abfolge geordnet wurden, sondern nach Referenzbereichen. Dazu bin ich also alle Voranalysen (Feinanalysen) durchgegangen und habe auffallende Themen farblich markiert und geordnet. Nach der ersten Durchsicht stellte sich heraus, dass einige Bereiche als Untergruppen zu größeren Themenkomplexen gehörten (wie Zum Beispiel Thematiken über das gemeinsame Wohnen, Besuchsregelung und Familienangehörige, die unter den Komplex Familienkonzeption zusammengefasst werden konnten). Ich habe also nach und nach meine Daten immer weiter verdichtet und schließlich alle Analysen nach fünf Referenzbereiche restrukturiert (1. Interne Struktur der Paarbeziehung (Attraktivität, Rollenverständnis) 2. Familienkonzeption, 3. das Verhältnis zur gemeinsamen Tochter, 4. Kommunikation in der Beziehung, 5. Eigenes und Fremdes). Diese Themenkomplexe bzw. Referenzbereiche habe ich in einer weiteren vertieften Analyse bearbeitet und auf die oben benannten Kriterien hin geprüft. Der Orientierungsfall für meine Untersuchung ist das erste Fallbeispiel (Celia und Reinhard), die dazugehörigen Transkripte liegen als Anhang II vor. Die anderen Fälle habe ich zu ergänzenden Beobachtungen herangezogen und auf Konvergenzen, Abweichungen und Ergänzungen in Bezug auf die im Fallbeispiel I. rekonstruierten Referenzbereiche hin geprüft (s. Kapitel 11).

10. Korpusbeschreibung

Der Kontakt zu den befragten Paaren wurde über Freunde, Bekannte und die Arbeit hergestellt. Die Kontaktaufnahme über bekannte Vermittler hatte den Vorteil, dass man mir schon mit einem gewissen Vertrauen entgegen kam, was die Interviewsituation erleichterte. Andere Personen, die ich über meine Tätigkeit kontaktiert habe, haben Interesse auf Grund meiner ethnografischen Vorkenntnisse bekundet. Bei der Auswahl der Paare habe ich versucht eine möglichst große Varianz in den Faktoren soziales Milieu, Alter, Kinder, Nationalität, Zeitspanne der gemeinsamen Beziehung, Zeitspanne des ersten Wohnsitzes in Deutschland und

Paarzusammensetzung⁴⁷ zu erzielen. Insgesamt habe ich vier Paare interviewt, wobei die Partner jeweils getrennt befragt wurden.⁴⁸

Die Dauer des jeweiligen narrativen Hauptteiles lag zwischen zehn Minuten und zwei Stunden. Einige der Befragten hatten Schwierigkeit frei zu erzählen. Anderen kamen ihre Erfahrungen mit bzw. Vorkenntnisse der Interviewmethode zu gute. Auf Grund der klaren und präzisen Selbstthematisierung und narrativen Darstellung habe ich das erste Interviewpaar Celia und Reinhard als Primärfall und Orientierung für alle anderen Fälle bestimmt. Als Transkripte liegen verschiedene relevante Gesprächssequenzen des ersten Fallbeispiels vor (s. Anhang II). Überdies habe ich von allen Gesprächen ausführliche Inventare angefertigt.

Die soziodemografischen Daten habe ich, abhängig von der jeweiligen Situation, vor oder nach dem Interview aufgenommen (s. Anhang I, D). Die Personen sind zwischen 30 und 50 Jahre alt und haben zum größten Teil eine abgeschlossene Fach- oder Hochschulausbildung. Zwei Personen haben ihr Studium auf Grund der Kinder abgebrochen, arbeiten entweder als Angestellter oder selbstständig.

10.1. Celia und Reinhard

Reinhard und Celia kennen sich seit ca. fünf Jahren, von denen sie ca. drei Jahre in einer gemeinsamen Wohnung lebten. Sie sind unverheiratet und waren zum Zeitpunkt der Befragung seit sechs Monaten getrennt. Sie haben ein gemeinsames Kind und besuchsweise zwei Kinder aus der ehemaligen Ehe Reinhardts. Reinhard ist Deutscher und Celia kommt aus Kuba. Sie lebt seit 20 Jahren in Deutschland.

10.2. Frauke und Azad

Azad und Frauke sind verheiratet und leben seit 14 Jahren zusammen. Sie haben zwei gemeinsame Kinder. Azad ist Armenier und ist vor 22 Jahren nach Deutschland gekommen. Frauke ist Deutsche.

10.3. Mary und Dirk

Dirk und Mary kennen sich seit ca. drei Jahren und lebten zum Zeitpunkt der Befragung noch in getrennten Wohnungen. Sie verbringen viel Zeit zusammen und planen einen gemeinsamen Hausstand. Mary hat ein Kind, was bei ihr lebt und sich gut mit Dirk versteht. Mary stammt aus Kolumbien und lebt seit 24 Jahren in Deutschland. Dirk hat die deutsche Staatsangehörigkeit und erklärte mir, dass seine Vorfahren deutsch-rumänisch sind, er aber in Deutschland geboren ist.

⁴⁷ „Paarzusammensetzung“ bezieht sich auf die Kombination von Geschlecht und nationaler Herkunft.

⁴⁸ Einige der geplanten Interviews kamen nicht zu Stande, da sich die Partner uneinig waren, ob sie ein Interview geben sollten, andere wollten nur gemeinsam befragt werden, wieder andere haben den Termin abgesagt und einige Paare wollten nur auf konkrete Fragestellungen antworten.

10.4. Angela und Claudio

Claudio und Angela haben sich vor sieben Jahren kennen gelernt und nach drei Jahren geheiratet und haben keine Kinder. Claudio ist Kubaner und vor 11 Jahren nach Deutschland gezogen. Angela ist Deutsche und hat vor ca. acht Jahren ein Jahr in Venezuela gelebt.

11. Fallanalyse

11.1. Fallbeispiel I - Celia und Reinhard

Die zentrale Frage der Untersuchung ist, was die partnerschaftsbezogenen Konzeptionen bzw. Wirklichkeitskonstruktionen der Partner sind und wie in diesem Zusammenhang ‚Kultur‘ als Erklärungsmuster eingesetzt wird. Da die Untersuchung auf die Rekonstruktion der Wirklichkeitskonstruktionen der Befragten abzielt, enthalte ich mich einer Beurteilung, ob ihre Aussagen der Wahrheit entsprechen. Aus stilistischen Gründen wähle ich in der Regel dennoch zur Wiedergabe der Inhalte der subjektiven Wirklichkeitskonstruktion den Indikativ.

Interne Struktur der Paarbeziehung

Die maßgeblichen Repräsentanten der internen Struktur der Paarbeziehung sind im Fallbeispiel I: das Rollenverhältnis und die Attraktivität des Partners. Wenn gleich beide Bereiche interferieren, werde ich sie dennoch getrennt darstellen, da das Rollenverhältnis Merkmale aufweist, die dem Komplex der Attraktivität nicht inhärent sind.

Attraktivität des Partners aus der Sicht der Informantin Celia

Während der ersten Erzählsequenzen charakterisiert Celia ihren Partner Reinhard als Helfenden und Überlegenen, der sie durch seine Funktion als Supervisor bei ihrer beruflichen Tätigkeit berät (Celia 1: 37–47). Sie präsentiert ihren Partner als männlich und aktiv, als einen Mensch, der die Initiative ergreift und die zunächst berufliche Verbindung zu einer privaten wendet (Celia 1: 48-53).

Zu Beziehungsbeginn gewinnt Reinhard Celias Aufmerksamkeit durch seine aktive (männliche) Handlungsweise. Er symbolisiert für sie den prototypischen Mann, der genau das erfüllt, was sie sich gewünscht hat. (Celia 1: 54, 57–69).

Kultur als Erklärungsmuster im Hinblick auf die Attraktivität ihres Partners

Bemerkenswerterweise führt Celia ihren Partner eingangs nicht als Fremden ein, sondern als den zu ihr Passenden (Celia 1: 54), als jemanden, der in ihr das Vertraute der eigenen Kultur belebt (Celia 1: 63–69, 109-116). Kultur wird zu diesem Aspekt nicht als Unterscheidungsfaktor verwendet, sondern ist bindendes Glied zwischen beiden. Dass Celia ‚Kultur‘ als Deutungsmuster heranzieht, um ihre eigenen Präferenzen hinsichtlich der Partnerwahl zu erklären, wäre eine andere (mögliche) Interpretation. Dabei benutzt sie keine anderen Kategorien wie ‚gender‘ oder ‚Familie‘, welche üblicherweise als Deutungsmuster eingesetzt werden, sondern nimmt ‚Kultur‘ als Modell für ihre Vorlieben. Sie benennt zunächst die

Eigenschaften des Partners (zum Beispiel Initiative zu ergreifen, männlich zu sein), die dessen Attraktivität ausmachten, und gibt dann ‚Kultur‘ – nämlich die Vertrautheit mit der eigenen Kultur - als Erklärungsmodell für ihre Präferenz an. Reinhard wird dabei zunächst der eigenen Kultur und nicht der fremden zugeordnet (Celia 1: 116 „hier vermisst“). In diesem Kontext verwendet die Erzählerin den Begriff ‚Kultur‘ nicht als Differenzierungsmerkmal zweier verschiedener Länder (Celia 1: 65 „kulturkreis“), sondern markiert einen diffusen Großbereich, der an das im politischen Kontext gebräuchliche Nord–Süd–Gefälle erinnert. Den für Europa geltenden Rahmen spezifiziert Celia später durch das Adverb „hier“ (Zeile 116), und bezieht sich damit auf Deutschland.

Es ergeben sich folgende Gegenüberstellungen:

Nord	Süd
Europa (Deutschland s. Celia 1: 116)	Lateinamerika (Kulturkreis s. Celia 1: 65)
Andere Deutsche, aber nicht Reinhard	Celia und Reinhard (einschl. der Mitglieder dieses Kulturkreises)

Attraktivität der Partnerin aus der Sicht des Informanten Reinhard

Celias Anziehungskraft auf Reinhard basiert vornehmlich auf zwei konfluierenden Charakteristika: Erstens die erotische Ausstrahlung, welche sich durch ihr exotisches Äußeres (Reinhard 1: 1-12) einschließlich der dunklen Hautfarbe (Reinhard 8: 8 – 12) und ihrer körperlichen Reize manifestiert, und zweitens ihr „frau-sein“ (Reinhard 4: 70–93), das sich auch zum Teil auf ihre Körperlichkeit bezieht. Andererseits gibt ihr „frau-sein“ einen Hinweis auf das bestehende Rollenverhältnis in der Partnerschaft, d.h. in klar definierten Rollen zu leben (Reinhard 4: 10-20, 49-51), was Reinhard wiederum als besonderen Anreiz an seiner Partnerin schätzt.

Die Formulierung der „erotischen ausstrahlung“ ist genau genommen eine euphemistische Redefigur, gemeint ist vielmehr die sexuelle Attraktivität (Reinhard 1: 8-10). Wenn diese Textpassage („das war in der ehe mit einer deutschen etwas zu kurz gekommen“ 9/10) auf ihrer Satzstruktur hin untersucht wird, offenbart sich, dass die Präposition „mit“ nur eine gemeinsame Erfahrung mit jemandem anzeigen kann, wie auch „zu kurz kommen“ nur ein Bedürfnis oder ein Anspruch meinen kann, keinesfalls aber eine Ausstrahlung.

Kultur als Erklärungsmuster im Hinblick auf die Attraktivität seiner Partnerin

Reinhard beschreibt Celias Herkunft (von einem anderen Kontinent) als reizvoll (Reinhard 1: 1-3), akzentuiert durch die anschließende Pausenlänge von vier Sekunden. Zur Interpretation für das Adjektiv „reizvoll“ bieten sich zwei Perspektiven an: Erstens steht „reizvoll“ für etwas Neues und Unbekanntes und kann als eine spezielle Art interpretiert werden, anhand derer man eine Anziehung beschreibt. Zweitens wird damit die ästhetische, sinnliche Kategorie angesprochen, welche zum Beispiel eine Ausstrahlung oder Anziehung haben kann. Auf alle Fälle unterscheidet sie sich aber von moralischen Kategorien wie Charaktereigenschaften (Treue, Zuverlässigkeit usw.), die (für andere Personen) Grundlage der Anziehung hätten sein können. Dem Adjektiv „reizvoll“ ist das Neue und die Sinnlichkeit immanent, was ferner die Adjektive („neu“ und „berauschend“) in Zeile vier bekräftigen.

Reinhard setzt der Eigenschaft „frau-sein“ das Pendant „mann-sein“ (Reinhard 4: 49–51) gegenüber, und erklärt, dass eine starke Anziehungskraft Celias darin bestand, dass sie ihm das „mann-sein“ Gewähr leistet hat. Wobei sich die Redefigur „mann-sein“ nicht auf die Physis und die körperlichen Reize bezieht, sondern im Kontext mit dem gelebten Rollenverhältnis steht. Deshalb werde ich diesen Aspekt im folgenden Gliederungspunkt Rollenverständnis ausführlicher diskutieren.

Das Rollenverständnis der Informantin Celia

In der gesamten Erzählung Celias offenbaren sich viele Hinweise auf das Rollenverhältnis des Paares. Zahlreiche Argumente, die die Geschlechterdifferenz betreffen, stehen im Kontext mit anderen Referenzbereichen, die Celia als Erklärungsmuster für entstandene Probleme dienen. In diesem Kapitel werde ich mich auf die vier wesentlichsten Ausprägungen beziehen, da alle anderen in den jeweiligen Referenzbereichen thematisiert werden.

Auf eine bestehende Geschlechterdifferenz spielt Celia erstmals während der Beziehungsbeschreibung an, und schildert eine Partnerschaft, die schon von Anfang an problematisch und durch Kommunikationsprobleme belastet war (Celia 2: 1-4). Vorerst definiert Celia ihren Partner als emanzipiert und männlich (im Sinne von aufgeklärt und zeitgemäß), mit Folgendem revidiert sie diese Konnotation, indem sie ihm ein abwertendes Verhalten Frauen gegenüber vorwirft (Celia 2: 7/8). Die Behauptung, Reinhard sei „emanzipiert“, wird durch die Konjunktion „zwar“ (Celia 2: 7) eingeleitet, was auf eine gedankliche Antizipation oder einen Bedeutungswechsel deutet und somit als positive Akzentuierung interpretiert werden kann. Ferner ist aus dem Interview mit Reinhard (Reinhard 4: 25–28) ersichtlich, dass er in einer „Männergruppe“ aktiv ist, deren Inhalt die Suche nach der männlichen Identität bzw. nach einer Neudefinierung der Rolle als Mann ist und die als Antwort auf die Frauenbewegung der Achtziger verstanden werden kann, was Celia ihrerseits als progressiv und fortschrittlich wertet. Celia gesteht ihrem Partner zu, für sein „männliches recht“ zu kämpfen, missbilligt aber gleichzeitig auch, dass er sich Frauen gegenüber sexistisch und abwertend verhalte (Celia 2: 8).

Ein zweiter Indikator für die Rollenstruktur deutet sich in der Textpassage „Celia 3: 163–174“ an: Sie kontrastiert ihre Vorstellungen mit dem tatsächlichen Handeln Reinhardts und formuliert ihre Erwartung, dass der Mann seine Familie vor der „gesellschaft“ schützen muss. In diesem Zusammenhang kämpft sie um das Ansehen der Familie, welches sie durch Reinhardts „witze“ (Celia 3: 130–146) über ihre gemeinsame Tochter gefährdet sieht, durch die sie sich der Öffentlichkeit preisgegeben fühlt. Ihre Familienkonzeption entspricht in etwa dem klassischen Rollenverhältnis zwischen den Geschlechtern (Familie = Sicherheit versus Öffentlichkeit = Gefahr). Celias Äußerung impliziert, dass die Frauen dem privaten Bereich zugeordnet werden, während der Mann als Bindeglied zwischen Privatheit und Öffentlichkeit fungiert und die gesamte Familie repräsentiert (Celia 3: 172).

Der dritte Markierungspunkt für das Rollenverhältnis der Beziehung ist das gelebte Machtverhältnis (Celia 6: 8-15). Hierbei spielt weniger der Machtkampf zwischen den Geschlechtern eine Rolle als die Kritik, dass Reinhard ihr ein sozialökonomisches Stigma anheftet (Celia 6: 15 „armutsmigrantin“) und das poli-

tisch gängige Nord-Süd-Gefälle als Machtressource instrumentalisiert, um seine Interessen (Celia 6: 107–112) durchzusetzen.

Der vierte Anhaltspunkt, der das Rollenverhältnis dokumentiert, ist Celias Vorwurf, dass Reinhard sie „als mensch“ nicht gleichberechtigt akzeptiert hat. Dies bezieht sich nicht auf eine Diskriminierung als Frau, sondern auf eine Abwertung ihres kulturellen Hintergrunds (Celia 7: 5-12).

Kultur als Erklärungsmuster im Hinblick auf das Rollenverständnis der Informantin Celia

In der Textpassage Celia 2:6 erwähnt Celia „auseinandersetzungen“, die sie anhand in fünf Schritten nach und nach expliziert. Während die Informantin im ersten Schritt auf eine Schuldzuschreibung verzichtet und den Dissens auf geschlechtsbedingte Kommunikationsprobleme zurückführt (Celia 2: 1/2 „...weil er ein mann war...“), modifiziert sie im zweiten Schritt die Schuldzuschreibung mit dem Argument, dass Reinhard schon belastet in die Beziehung gekommen ist (Celia 2: 3). Sie definiert die Beziehung als problematisch (Celia 2: 4), aber äußert sich ihm gegenüber weder moralisierend noch vorwurfsvoll. Im dritten Schritt thematisiert sie Reinhard's Emanzipationsbestrebungen, die im Kontrast zu seinem sexistischen Verhalten stehen (Celia 2: 8). Durch die Verwendung des Adjektivs „abwertend“ avanciert die vorerst dezente Schuldzuschreibung zu einer moralgeschwängerten Kritik. Als Erklärungsmodell offeriert Celia die Geschlechterdifferenz, wogegen die kulturelle Herkunft irrelevant sei (Celia 2: 9/10). Celia konstatiert, dass Reinhard's spezielles Problem nicht seine Männlichkeit ist, sondern die Art und Weise seiner Männlichkeit einschließlich seines Verhaltens zum anderen Geschlecht (Celia 2: 7–10).

Celia betont den *Gender*aspekt im viertem Schritt weiter durch das ein Machtgefälle (zwischen Mann und Frau) kennzeichnende Attribut (Celia 2: 12/13). Nach ihrer Schilderung korreliert Macht mit Abwertung und Degradierung. Im fünften und letzten Schritt reduziert Celia ihre Erklärungen schließlich auf die Persönlichkeitsebene und argumentiert mit Reinhard's individuellen Charaktereigenschaften (Celia 2: 26/27). Der Charakter wird generell als eine statische, unveränderbare Komponente interpretiert, die ein Gegensatz zum biografisch Veränderbaren ist. In diesem Zusammenhang entschärft Celia das Statische jedoch durch die Anspielung auf eine denkbare Modifikation („oder so was“ Celia 2: 27). Im Folgenden stuft sie ihre Argumentation nunmehr auf das Biografische zurück, indem sie den Sozialisationsaspekt und Gedanken zur Wertvorstellung diskutiert (Celia 2: 29/30). Bezugnehmend auf diese Argumentation akzentuiert Celia ein weiteres Mal die Irrelevanz des Kulturellen und betont stattdessen die Problemerkklärung durch Reinhard's Persönlichkeit. Zusammengefasst spricht sie einen diffusen Bereich an, wobei ihr wahrscheinlich selbst nicht klar ist, inwieweit dieser von sozialen (Umweltfaktoren) oder intrinsischen (persönlichkeitsspezifischen) Faktoren abhängig ist.

Haupttenor ihrer Argumente ist die Erkenntnis, dass ‚Kultur‘ als Erklärungsmuster für die Kommunikationsprobleme unbrauchbar ist. Damit verbindet sich implizit ein Appell an die Interviewerin, dass hier die vorgegebene Kategorie ‚Kultur‘ nicht so relevant ist. Dennoch negiert sie die kulturellen Unterschiede nicht gänzlich („unseren kulturellen unterschieden“ Celia 2: 9), was ein Indiz dafür ist, dass sie der kulturellen Differenz in der Beziehung eine gewisse Signifi-

kanz beimisst, jedoch die entscheidende Variable hinsichtlich der oben geschilderten Problematik die Persönlichkeit ist. Diese Aussage enthält die Anspielung, dass es generell eine verbreitete irreführende Ideologie ist Probleme durch kulturelle Differenzen zu erklären. Celia entlarvt diese Ideologie als Scheinerklärung (siehe Celia 2: 15 „geschoben“ und 19 „klischee“). Unter „klischee“ versteht man allgemein ein holzschnittartiges Vorurteil, eine Art Universalerklärung anhand derer man kompliziertere Zusammenhänge schematisch interpretiert. Celia illustriert beider Gebrauch dieser Form des Denkens über einen längeren Zeitraum hinweg, das sie jedoch nunmehr als Klischee erachtet. Dabei akzentuiert sie, dass ‚Kultur‘ früher für beide ein Erklärungsmuster war und sie jetzt diejenige ist, die eine Gedanken- bzw. Erklärungskorrektur vollzogen hat (Celia 2: 24/25). Diese Konklusion lässt sich aus folgenden Textstellen ablesen: In Zeile 19 verwendet Celia noch das Personalpronomen „wir“ und bezeichnet die Personen, die in diesem Klischee gedacht haben. Den Sinneswandel beansprucht sie aber nur für sich, was Reinhard's Verharren im alten Denkschema impliziert („für mich“ Celia 2: 24).

Für Reinhard's „witze“ darüber, dass die Tochter leider kein Junge ist (Celia 3: 130–146 und 163–174), offeriert Celia keine eindeutige Erklärung. Einerseits deutet sie sie als kulturspezifisch und andererseits als individuell (Celia 3: 175–185). Sie konkretisiert weder das Ausmaß beider Kategorien (Kultur vs. Individualität), noch welche Gegebenheiten sie der jeweiligen Kategorie zuordnet. Des Weiteren verwendet Celia für den Erklärungswert von Kultur deutliche Unsicherheitsmarkierungen wie „vielleicht“ (Celia 3: 148) und „ich weiß nicht wie das in Deutschland ist“ (150). Dementsprechend ist anzunehmen, dass ‚Kultur‘ als Deutungsmuster für Celia zwar eine gewisse Brauchbarkeit hat, aber unklar bleibt, wie relevant Kultur hier tatsächlich ist.

Obschon von ihr nicht explizit benannt, interpretiert sie die Verspottung ihrer Tochter im Kontext der gängigen *Genderdebatte* (Celia 3: 130 – 146). Celia illustriert deutlich, dass das fortwährende Witzeln ihres Partners sie erheblich verletzt und sie sich demzufolge aus der Interaktion in der Beziehung zurückgezogen hat (Celia 3: 131, 132). Dass Reinhard's Äußerung (Celia 3: 135, 141 „schade dass die martha kein junge war“) eine Anspielung auf den Geschlechtsunterschied ist, ist evident und gibt den Hinweis auf Reinhard's Bewertung der Geschlechter in Sinne einer Hierarchie. Folglich ist Celia's Konklusion, diese Bemerkungen im Kontext des Rollenverständnisses zu interpretieren, nachvollziehbar.

Der Machtstatus in der Beziehung ist eine weitere Facette des Rollenverhältnisses. Celia beschreibt das bestehende Machtverhältnis und deutet auf Reinhard's Machtanspruch hin, welchen er unter Verwendung des Deutungsmusters ‚Kultur-differenz‘ zu erreichen sucht (Celia 6: 1–15). Ihre Kritik bezieht sich vornehmlich auf die Vermischung zweier Aspekte. Der Erste ist der ökonomische Status, d.h. eine Klassifizierung von Arm und Reich, der Zweite der kulturelle Unterschied. Reinhard vereint beide Ebenen, indem er die Kultur-differenz auf eine sozial-ökonomische Differenz reduziert. Celia beschuldigt Reinhard einer eurozentristischen Haltung, da er das ökonomische Nord-Süd-Gefälle als Machtressource einsetzt, indem er sie als „armutsmigrantin“ stigmatisiert (Celia 6: 15, 50). Die Stigmatisierung demonstriert, dass Reinhard das ökonomisch gängige Nord-Süd-Gefälle auf die Beziehung projiziert, was ihm wiederum ermöglicht seine Macht auszuspielen. Ferner fordert er damit stillschweigend eine moralische Legitimation für ihr Dasein in Deutschland, und diese Projektion auf die Beziehungsebene

verhilft zur Erwirkung einer allgemeinen Dankbarkeit der Schuldigen und ewiger Schuld. Sie dient dem Mächtigeren sozusagen als Universalargument, um spezielle Gegenleistungen einzufordern (wie zum Beispiel Gefügigkeit oder sexuelle Gegenleistungen). Eine andere mögliche Interpretation für Reinhard's Verhalten, seine Partnerin als „armutsmigrantin“ zu stigmatisieren, besteht im Provokationsappell. Dieser Aspekt erschließt sich dann, wenn man die Tatsache beachtet, dass sich Celia ab einer bestimmten Zeit, der von Reinhard angestrebten kommunikativen Auseinandersetzung entzog (siehe Abschnitt 5.1.4.).

Ungeklärt ist aber dennoch die Frage: Warum zeigt die Projektion des ökonomischen Nord-Süd-Gefälles (getarnt als globale kulturelle Differenz) auf eine private Beziehung eine derart enorme Wirkung? Generell lassen sich drei Hauptgründe eruieren: Erstens auf Grund der allgemeinen Wertung der Kulturen in Bezug auf politische und wirtschaftliche Macht. Zweitens erzeugt die ökonomische Deklassierung ein Minderwertigkeitsgefühl, vor allem bei Personen, die sich tatsächlich in einer ökonomisch schwächeren Position befinden. Drittens produziert die Verbindung beider Ebenen (Kultur und ökonomische Macht) ein absolut allgemeines und universell einsetzbares Argument, welches die direkte Daseinsberechtigung einer Person anspricht und eine Schuld benennt, die ohnehin nicht abzugelten ist.

Die Erzählerin konstatiert, dass ihr Partner sie auf das Motiv, nur aus wirtschaftlichen Interessen nach Deutschland gekommen zu sein, festschreibt, indem er Celia auf nur eine Kategorie, nämlich „armutsmigrantin“ zu sein, reduziert. Mit der Zustandsbeschreibung „du bist (eine armutsmigrantin) (Celia 6: 15)“ wird von vornherein die veränderliche Komponente ausgeschlossen. Ferner ist diese Äußerung eine entscheidend abwertendere Formulierung, als wenn Reinhard sich auf die Vergangenheit bezogen hätte (zum Beispiel „du bist hier weil du arm warst“), was die Eigenschaft einer Veränderung offen gelassen hätte. Mit der statischen Figur „du bist“ wird Celia auf ihre Vergangenheit limitiert und mit einem Stigma behaftet, was bei jeder Gelegenheit eingesetzt werden kann. Bei der Beschreibung ihres Partners stellt sie deutlich heraus, welche Gegensätze er benutzt, um sie von ihrer Minderwertigkeit zu überzeugen. Zur Veranschaulichung habe ich sie in folgendes Kategorienschema eingeteilt:⁴⁹

Reinhard		Celia
Nord	(4)	Süd
Weiß	(5)	Schwarz
Reich	(10)	Arm
Wohlstandsgesellschaft (10-13)		Armutsgesellschaft
Wirtschaftliche Macht (10-13)		Dritte Welt-Land
allgemeine Bewertung:		
besser	(9)	schlechter
moralische Bewertung:		
Hierseinsberechtigung (11)		fragliche Hierseinsberechtigung

Wie Reinhard seine Macht einsetzt, zeigt Celia's Beschreibung der Wohnungskündigung (Celia 6: 79) und seine Reaktion auf ihre Bemühungen eine neue Wohnung zu finden (Celia 6: 102-112). Celia schildert, dass Reinhard sich ihrer schwierigen Situation bewusst war: Sie war eine allein erziehende Mutter und

⁴⁹ Die folgenden Zahlen beziehen sich auf die Zeilen im Transkript Celia 6.

Migrantin mit unsicherer Arbeitsstelle. Er war es, der sie auf diese ungünstige Konstellation hingewiesen hat, ihr aber gleichzeitig erklärte, dass sie möglichst schnell aus seiner Wohnung ausziehen soll. Daran ist erkennbar, dass Reinhard seine stärkere Position in doppelter Hinsicht ausgespielt hat: Erstens nutzt er die räumliche Macht aus, indem er ihr die Wohnung kündigt, und zweitens nimmt er eine soziale Abwertung vor (allein erziehend und unsichere Arbeitsstelle = ökonomische Komponente, Migrantin = soziale Komponente). Ziel seiner doppelten Machtausübung ist, dass sich Celia seiner Notwendigkeit und damit ihrer Abhängigkeit von ihm bewusst wird und sich ihm gegenüber deshalb gefügig zeigen sollte. Ferner kann man hier auch eine gewisse Schadenfreude über ihre Ohnmacht vermuten. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Reinhard, indem er Celia auf das Migrantenniveau stellt, ihren geringen Status in der öffentlichen Wertung ausnutzt, um sich in der Beziehung über sie zu stellen. Er greift ihre Kultur heraus, um Celia seine Höherstellung und ihre Minderwertigkeit zu verdeutlichen. Damit kann ausgesagt werden, dass Reinhard auf der Kulturebene argumentiert. Hauptkritik Celias ist, dass Reinhard ‚Kultur‘ als kommunikative Ressource missbraucht.

Der letzte der oben aufgeführten Markierungspunkte für die strukturelle Macht wird durch die Abwertung angesprochen. Er steht im Zusammenhang mit Celias Vorwurf, dass Reinhard sie „nicht als gleichberechtigten menschen als eine person aus dem süden“ akzeptiert hat (Celia 7: 5-12). Ausgangspunkt ist Reinhard's Kritik an Celia, dass sie ihn in ihrem Land (= Kuba) schlecht behandelt hat. Celia räumt dies mit der Begründung ein, dass er ihr Land, ihre Geschichte abgewertet hat, Dinge, aus denen sie ihre Traditionen und kulturellen Relevanzen gezogen und mit denen sie sich identifiziert hat (Celia 7: 6 „mein land, meine geschichte“). Somit deutet sie die Abwertung ihres Landes als Abwertung ihrer selbst.

An dieser Stelle operiert Celia selbst mit dem Kulturaspekt. Sie sagt aus, dass sie aus einem kulturell anderen Hintergrund kommt und sich selbst als Person aus dem Süden definiert. Bezieht man ihre Äußerung auf das von Reinhard angesetzte Kategorienschema, greift Celia hier die Einteilung in Nord versus Süd auf und stellt sie als gegeben dar. Unklar bleibt, worin für sie die Unterschiedlichkeit zwischen Nord und Süd besteht bzw. an welchen Punkten sie sich bemerkbar macht, sowohl generell als auch speziell für sie als Personen.

Das Rollenverständnis des Informanten Reinhard

Eine evidente Demonstration seines Rollenbegriffs liefert Reinhard im Nachfrage-teil des Interviews durch die Antwort auf die Frage nach der Anziehungskraft Celias (Reinhard 4: 1-94). Wie schon im Abschnitt 5.1.1.1.3. erwähnt, gibt es für Reinhard eine untrennbare Verkettung zwischen der Attraktivität seiner Partnerin und dem Rollenverhältnis in der Beziehung. Reinhard bringt zum Ausdruck, dass er sich von Celia in erster Linie durch die „nichtscheu frau zu sein“ (Reinhard 4: 5, 7) angezogen fühlte. Er versteht darunter die Möglichkeit in definierten Rollen zu leben (Reinhard 4: 9). Was er unter „definierten rollen“ fasst, bleibt aber unklar. Obwohl er diesen Begriff im Interview mehrfach erwähnt, schildert er nie konkrete Beispiele und nennt keinen Bereich, auf den sie sich ausgewirkt haben könnten; er bewegt sich durchgehend auf abstrakter Ebene. Aus dem Kontext lässt sich schließen, dass er damit das traditionelle Rollenverständnis meint, es aber deshalb nicht so nennt, da seine Argumentation darauf ausgerichtet ist, die klar

definierte Rollenverteilung als Fortschritt zu präsentieren (Reinhard 4: 10-37). Der Verdienst der Achtundsechziger ist ja gerade der Fortschritt das traditionelle Rollenmuster aufzuheben. Würde Reinhard mit dem althergebrachten Begriff argumentieren, ginge ihm der Fortschrittsaspekt verloren. Dieser Gedanke trägt sich auch durch die Äußerung in Reinhard 4: 12, wo er erklärt, dass ihm damals die definierten Rollen neu waren und er sie nur vom „hörensagen“ kannte, d.h. es gab sie also schon vor seiner Zeit. Somit bestätigt er unausgesprochen, dass er sich auf die traditionelle Rollenverteilung bezieht.

Ein nächster Anhaltspunkt zu Reinhard's Rollenverständnis ergibt sich aus seinen Selbstdarstellungen. Ich werde hier nur auf einige Textstellen eingehen, da die Explizierung aller Anspielungen im Interview erstens den Rahmen dieses Abschnittes überschreiten würde und zweitens diese sich ohnehin auf andere Referenzbereiche ausweiten und dort behandelt werden.

Reinhard definiert sich als den Dominanten in der Beziehung und stilisiert sich als eine Person, die klar weiß, was sie will (Reinhard 2: 13-23). Er beurteilt Celia's Verhalten (Reinhard 2: 3-12) und gießt sein Urteil in die Form einer Lebensweisheit (Reinhard 2: 11, 12), welche einen herablassenden Unterton trägt und aus einer höher gestellten Position heraus formuliert wird, indem er nach dem Modell eines Psychologen auftritt, der Celia durchschaut. An anderer Stelle (Reinhard 2: 31-39, Reinhard 3: 15-17) führt er sich selbst als Augenzeugen an, indem er sich darauf beruft, was er in Kuba gesehen hat, dass er also die Realität kennt. Er stilisiert sich als Experte, um seine Glaubwürdigkeit zu sichern, und argumentiert mit einem als Karikatur gerahmten Klischee, das er Celia unterstellt, um die Interviewerin vom mangelnden Realismus von Celia's Idealbild zu überzeugen (Reinhard 2: 30-39, 52-57). Im nächsten Schritt begibt Reinhard sich auf die Suche (Reinhard 2: 41-45) nach einer Erklärung für Celia's „nicht heimisch werden“ (Reinhard 2: 24-26) und präsentiert sich als reflektiertes Subjekt, das sich tiefgründige Gedanken macht. Damit demonstriert er einerseits sein Interesse an Celia, andererseits lässt ihn das so aussehen, als habe er ihr gegenüber keine Vorurteile. Den nächsten Hinweis auf seine höher gestellte Position liefert er in der Darstellung seiner Person als Psychologe, der Celia's wahre Motive kennt, ihre Bilder entmystifiziert und sie besser versteht als sie sich selbst (Reinhard 2: 90, 91).

Einen anderen Beleg zur Rollenverteilung in der Beziehung liefert Reinhard's Auskunft über Machtkämpfe (Reinhard 7: 21-24). Was er konkret unter den Machtkämpfen versteht und wie sie sich in der Beziehung geäußert hat, macht Reinhard nicht klar. Den einzigen Anhaltspunkt, dass es sich um Dominanzbestrebungen handelt, geben die Zeilen 23 und 24: „wenn=s darum geht wer recht hat oder wer unterliegt dann is das keine basis“.

Kultur als Erklärungsmuster im Hinblick auf das Rollenverständnis des Informanten Reinhard

Bei der Argumentation um die klar definierten Rollen operiert Reinhard mit zwei Erklärungsgrößen: eine ist ‚Kultur‘, die andere ‚Gender‘. Als Repräsentanten für die Größe ‚Kultur‘ stehen erstens Celia, die ihm die Möglichkeit der traditionellen Rollenaufteilung eröffnet (Reinhard 4: 4-9), und zweitens die lateinamerikanischen Männer, deren Lebensstil er als Vergleich heranzieht (Reinhard 4: 29-36). Schon an diesem Punkt ist evident, dass Reinhard die Genderdebatte an den Kulturaspekt koppelt, indem er die Frage der Lebensform zwischen den Geschlech-

tern thematisiert, dabei ein traditionelles von Frauen lange bekämpftes Rollenschema als das erstrebenswertere präsentiert und mit einem Kulturargument (Lebensstil der Lateinamerikaner) auffüllt.

Ungeachtet dessen formuliert Reinhard aber auch eigene Aspekte zur *Gender*-debatte. Reinhard schildert, dass er im Denkmuster der Achtundsechziger gelebt hat. Dies beinhaltet die Gleichberechtigung der Geschlechter, die, nach seiner Interpretation, die ihm vertraute, tragende Substanz der Beziehungen war (Reinhard 4: 10-20). Im Gegensatz dazu kannte er die traditionelle Lebensform der Geschlechter nur vom Erzählen her. In Zeile 17 deutet Reinhard an, dass die Gleichberechtigungsbestrebungen der Achtundsechziger-Bewegung nur ein Scheinargument gewesen seien und es im Eigentlichen nur um die Bevorzugung der Frauen ging. Damit wird zwar die von Reinhard formulierte Selbstdarstellung als „spätachtundsechziger“ etwas unstimmig, denn er beschreibt sich einerseits in der Tradition der Achtundsechziger, welche ja für die bedingungslose Gleichberechtigung war. Andererseits erhebt er den Vorwurf, dass die Männer übervorteilt wurden, was man aber auch im Kontext einer Einstellungsentwicklung interpretieren kann. Angezeigt wird hier jedenfalls, dass er sich selbst mit der Thematik der *Gender*debatte auseinandergesetzt hat und zu dem Ergebnis gelangte, dass eine traditionelle Rollenverteilung die attraktivere und besser funktionierende ist. Auch die Textstelle Reinhard 4: 12 – 24 belegt dies. Dort schildert er, dass seine Ehe zum Teil daran gescheitert ist, weil er nicht mehr an den Gleichheitsvorstellungen festgehalten hat und auf Unterschiedlichkeit bestand. Es bleibt allerdings unklar, wie das Scheitern der Ehe durch diese Problematik beeinflusst wurde, da er kein konkretes Beispiel dazu liefert. Aus der von ihm gewählten Formulierung lassen sich zwei Schlussfolgerungen ziehen: Erstens, dass Reinhard (Reinhard 4: 22) irgendwelche Handlungskonsequenzen gezogen hat und sich so verhalten hat, als gäbe es Unterschiede (24). Zweitens, dass die Ehe mitzerstört wurde, weil man sich so verhalten hat, als sei man gleich, und weil er das irgendwann erkannt und thematisiert hat (23/24). Die Konsequenz aus dem Gleichstellungswahn der Geschlechter ist für ihn der Identitätsverlust der Männer. Reinhard erzählt, dass er in einer „männerbewegung“ ist, wodurch er zum Ausdruck bringt, dass er sich zu den aufgeklärten und modernen Männern zählt, die zur Reflektion fähig und auf der Suche nach ihrer Identität sind (Reinhard 4: 25-28). Setzt man die vorangegangenen Aussagen in Bezug zum Vergleich mit dem Lebensstil der lateinamerikanischen Männer (Reinhard 4: 29-36), kann folgendes Kategorienschema gebildet werden:

- | | |
|--|------------------------------|
| ◦ deutsche Männer | ◦ lateinamerikanische Männer |
| ◦ aufgeklärte Spätachtundsechziger Linke | ◦ Traditionalismus |
| ◦ keine Geschlechterdifferenz | ◦ definierte Rollen |
| ◦ Identitätssuche | ◦ haben klare Identität |
- (Grund für Identitätsverlust ist die Gleichstellung der Geschlechter)

Das Auffällige an Reinhard's Argumentation ist hier, dass er die fremde Kultur, repräsentiert durch die Lebensform der lateinamerikanischen Männer, als die erstrebenswertere, die bessere einsetzt und dabei Celia als Vertraute wahrnimmt, die

ihm sein „mann-sein“ ermöglicht (Reinhard 4: 49-51). Das Fremde wird hier also nicht abgewertet oder als bedrohlich wahrgenommen, sondern als das Passendere.

Reinhard's Selbstdarstellung kann man zahlreiche Hinweise auf sein Rollenverständnis in der Beziehung entnehmen. Dass er sich selbst immer wieder als der Dominantere, Wissende oder höher Gestellte präsentiert, hängt auch zum Teil mit der Erfüllung der traditionellen Rolle als Mann zusammen, in der er sich selbst sieht, aber auch gesehen werden möchte (Reinhard 4: 49-51, Reinhard 6: 6-10). Andererseits kommt zum Ausdruck, dass er mit seinen Argumenten aus der Sicht eines Experten Celia's Idealbildvorstellung (Reinhard 2: 30/31, 43/44, 83/84, 93-95, Reinhard 3: 24/25, Reinhard 5: 39/40) zu entlarven versucht, die er für die entscheidende Ursache ihrer beider Probleme hält (Reinhard 2: 1-12 „probleme in der schwangerschaft“, Reinhard 2: 24-26 „nicht heimisch gefühlt“, Reinhard 2: 47-57 und Reinhard 3: 1-6 „familienbezug“, Reinhard 2: 78-87 „kinder kriegen“, Reinhard 3: 15-23 „vergleich mit russlanddeutschen“, Reinhard 5: 21-28 „intensität der beziehung“). Zu den jeweiligen Aussagen stellt Reinhard unterschiedliche Bezüge zu der Erklärungsgröße ‚Kultur‘ her.

Die Probleme in der Schwangerschaft führt er auf Celia zurück (Reinhard 2: 3-6), deutet die Probleme auf der Individualebene und schließt Kultur als Erklärungsmodell aus (Reinhard 2: 7/8). Als Ursache erkennt Reinhard Celia's „psychische struktur“ (Reinhard 2: 6), worunter er ihre aufopfernde und sich selbst vergessende Zuwendung anderen gegenüber versteht (Reinhard 2: 4/5). Sein Fazit formuliert er als Lebensweisheit, die ihr Verhalten erklären soll (Reinhard 2: 10-12).

Die nächste Aussage Reinhard's bezieht sich auf das Zusammenziehen in seine Wohnung (Reinhard 2: 18-26). Er schildert, dass Celia in seiner Wohnung (24)⁵⁰ nicht „heimisch“ werden konnte und dass es wohl durch seinen Druck auf sie zu einer Entscheidung (13-18 und 11/12) und durch das Zusammenleben (24) zu einem „bruch“ (20) gekommen ist. Auf der Suche nach den Gründen stellt Reinhard sich selbst die Frage, ob kulturelle Aspekte eine Rolle gespielt haben könnten. Er schließt diese Möglichkeit zunächst nicht aus (Reinhard 2: 28-31 u. 41-45), sucht aber die Ursache in Celia's individueller Art, dass sie „unrealistischen bildern“ (Reinhard 2: 30/31) nachstrebt, die sie daran hindern sich auf das „hier“ (26) einzulassen. An dieser Stelle bezieht das „hier“ aus Zeile 24, im Sinne des Standortes Wohnung, einen Bedeutungswechsel, indem es sich auf Deutschland ausdehnt. Dieser Zusammenhang erschließt sich, da Reinhard in den folgenden Zeilen (33-36) den Vergleich zu Kuba herstellt. Seiner Beweisführung folgend (Reinhard 2: 41-45) ergeben sich zunächst drei parallel liegende Gründe, warum Celia „hier“ nicht „heimisch“ werden konnte. Erstens hindert sie ihre Idealbildvorstellung von Kuba am Heimischwerden. Zweitens liegt es an ihrer „psychischen struktur“ (6), wobei unklar bleibt, was er damit meint. Dazu bieten sich kontextuell zwei Möglichkeiten an: ihre psychische Struktur an Bildern festzuhalten, also unrealistisch zu sein. Dies wäre gleiche Begründung wie Punkt eins, irgendein anderer psychischer Grund wäre etwa eine Flucht vor sich selbst (10). Als dritte Möglichkeit zieht Reinhard Celia's Kultur heran, womit er andere Gewohnheiten und ihren anderen sozialen Hintergrund (Sozialisation) meint. Wie oben schon aufgeführt, benutzt Reinhard Klischees, die er als Karikatur überzeichnet (37-39 u. 52-57), um der Interviewerin glaubhaft zu machen, dass Celia an Dingen festhält, die jeder-

⁵⁰ Mit „hier“ wird die eigene Wohnung definiert, das Interview wurde dort geführt.

mann als übertriebenes Klischee entlarven würde. Das erste Fazit aus seinen Schilderungen ist, dass er durch seine Argumentation herausstellen will, dass Celas Idealbilder unrealistisch sind also unzutreffend. In welchen Kontext Reinhard hier Celas „andere kultur“ (29 u.45) setzt, verdeutlichen die Zeilen 47-68. Mit „ihrer kultur“ meint er letztlich Celas Familienkonzept (Reinhard 2: 50), welches er für unangemessen hält, angezeigt durch die karikierte Formulierung (53-57). Als Beweis nennt Reinhard andere lateinamerikanische Frauen, die einen anderen „familienbezug“ als Celia haben, nämlich einen, der seinem Familienkonzept gleicht (siehe oben). An dieser Stelle wird auch evident, dass Reinhard für das „nicht heimisch fühlen“ eigentlich Celas ungewöhnliche Lebensform verantwortlich macht. Die Strategie seiner Beweisführung ist so angelegt, dass Reinhard dem Zuhörer nach und nach vor Augen führt, was der tatsächliche Grund für das „nicht heimisch fühlen“ ist. Indem er schrittweise seine eigenen Gedankengänge vorstellt und die Legitimität seiner Argumente entkräftet, stellt sich Reinhard als reflektierte Person dar, die sich tiefgründige Gedanken macht und psychologische Kenntnisse besitzt. Kultur hat in diesem Kontext nur Beispielcharakter, es geht nicht um tatsächlich Kulturelles, sondern um das Individuelle einer Person (hier: die ungewöhnliche Lebensform bzw. Familienkonzeption). Im nächsten Schritt weitert sich seine These von Celas Idealbildvorstellung und unrealistischen Lebensstil auch auf die Illusion vom „kinderkriegen“ aus (Reinhard 2: 78-89). In seinem Fazit unterstellt Reinhard Celia letztendlich, ‚Kultur‘ als Ressource zu benutzen, ihm also von Bildern zu erzählen, die unrealistisch sind, und einen Familienbezug zu leben, der auf angeblich sozialhistorischem Fundament steht, aber im Grunde ihre eigene Konstruktion ist und von dem der anderen lateinamerikanischen Frauen, die er selbst kennt, abweicht. Außerdem wirft er ihr vor, dass sie „alles“ (97) mit ihrem „anders-sein“ rechtfertigt (95), dass sie also ihre Andersartigkeit als Vorwand benutzt, um sich nicht mit den bestehenden Problemen auseinander zu setzen und Kultur als etwas unveränderliches anzuführen (Reinhard 2: 92-98).

In einer anderen Erzählsequenz (Reinhard 3: 1-8 u. 15-25) berichtet Reinhard wieder von Celas erweitertem Familienbegriff (2), der „unrealistisch“ (25) ist. Er setzt auch hier Karikaturen (Reinhard 3: 3-6 u. 19-23) als Entlarvungsstrategie ein und stellt sich als Experte dar, der die Realität in Kuba kennt (15-17). Neu hier ist, dass Reinhard Celas Idealbildvorstellung mit einer Exilidealisation gleichsetzt, indem er die Analogie zu den Vorstellungen der Russlanddeutschen zieht (Reinhard 3:19-23), denen nur positive, idealisierte Erinnerungen geblieben sind. Dieser Schluss entkräftet zwar nicht das Unrealistische an Celas Vorstellungen, mildert aber den Vorwurf Kultur als Ressource einzusetzen, angezeigt durch den Vergleich mit ähnlichen Erscheinungen (Auswanderer).

Die Diskussion der Intensität der Beziehung wurde durch die Nachfrage nach Celas Idealbildvorstellung initiiert (Reinhard 5: 1-13). Reinhard bringt hier zwei Vorwürfe vor: erstens, dass Celia die Vorzüge Deutschlands genießt (Reinhard 5: 14-16), und zweitens, dass sie die Intensivierung der Beziehung verhindert (Reinhard 5: 19-28). Den Grund dafür schreibt er wieder ihren unrealistischen Bildern zu, die hier aber nicht nur Kuba betreffen, sondern die Erfahrungen anderer Länder einschließen (Reinhard 5: 29-45). An dieser Stelle verbindet Reinhard beide Vorwürfe, indem er Celia unterstellt, ihre Bilder ungerechtfertigt (siehe Vorzüge 48-52) gegen Deutschland einzusetzen (46) und dabei die negativen Aspekte Kubas auszuklammern (Reinhard 5: 63-65). Reinhard bemerkt zwar, dass sie einige

Zugeständnisse macht, wie die Willkür der Polizei in Kuba (Reinhard 5: 69-81), aber „prinzipiell“ (83) Deutschland als „fürchterlich“ (84), „ausländerfeindlich“ (85) und feindlich („schweine“ 85) empfinde. Was unter „fürchterlich“ und „alle sind schweine“ verstanden werden soll, bleibt unklar, den Aspekt der Ausländerfeindlichkeit hingegen führt Reinhard deutlicher aus. Er stellt einen Vergleich zu Frankreich her, indem er erklärt, wie man dort Ausländern begegnet (87/88). An dieser Stelle wird evident, dass Reinhard Celia den Vorwurf macht, ungerecht zu sein und die Schattenaspekte (92) der anderen Länder schönzureden bzw. auszuklammern (86). ‚Kultur‘ wird hier nicht als Erklärungsmuster für entstandene Probleme eingesetzt, aber es zeigt sich, dass Reinhard Celias individuelle Art kritisiert, wie sie die Kategorie ‚Kultur‘ genutzt hat, um ihre Idealbildvorstellung aufrechtzuerhalten.

Einen weiteren Hinweis auf das Rollenverhältnis in der Beziehung geben die von Reinhard erwähnten Machtkämpfe (Reinhard 7: 14), welche er als Erklärung auf die Nachfrage anbietet, ob die kulturelle Herkunft bei der Problembewältigung in der Beziehung eine Rolle gespielt habe (Reinhard 7: 1-4). Er schließt zwar den kulturellen Aspekt nicht völlig aus („marginale“ 5), benennt aber im Folgenden als Ursache für die Schwierigkeiten zwei Aspekte: erstens die „starke Persönlichkeit und dickköpfigkeit“ beider (8/9) und zweitens die „geführten machtkämpfe“ (14), welche er einerseits auf der Individualebene diskutiert (14-19) und andererseits mit allgemein gültigen Erklärungen (20-24) belegt.

Familienkonzeption

Ein Großteil der Probleme und Auseinandersetzungen in der Beziehung von Reinhard und Celia entbrannte an dem unterschiedlichen Familienbezug und den sich daraus ergebenden Einstellungen zu anderen Familienmitgliedern, Freunden, der Wohnungsnutzung und der Gastfreundschaft. Dies sind gleichzeitig die Faktoren, mit denen das jeweilige Familienkonzept erläutert wird. Ein weiterer wesentlicher Aspekt von Familie ist die gemeinsame Tochter. Auf Grund des Umfangs werde ich diesen Aspekt gesondert thematisieren (siehe Verhältnis zur gemeinsamen Tochter).

Das Familienkonzept der Informantin Celia

Die Problematik der Familienfrage schildert Celia vornehmlich in dem Transkriptionsabschnitt Celia 3. An verschiedenen Stellen definiert sie ihr Familienkonzept, welches der Vorstellung einer typischen Großfamilie nahe kommt und ein traditionelles Rollenbild zum Ausdruck bringt (Celia 3: 6, 14-17, 21-26, 170-174). Mit ihrem Familienbezug kontrastiert sie Reinhard's Auffassung von Familie, welche der typisch okzidentalen Kleinfamilie entspricht (Celia 3: 26/27, Celia 4: 6-10) und dem Leser gerade durch die Gegenüberstellung zu Celias Konzeption fassbar wird. An verschiedenen Stellen schildert Celia Reinhard's Widerstände gegen ihr Familienkonzept, die bei ihm hauptsächlich das Gefühl von Beengtheit bzw. Bedrängung, Vernachlässigung und Eifersucht auf Celias Familie erzeugen (14-17, 31-46, 88-92, 95-104, 110-114). Zwischen den Komponenten der Vernachlässigung und der Eifersucht besteht ein direkter Zusammenhang, welcher sich entlang des Erzählstranges nach und nach vervollständigt. Zunächst fühlt sich Reinhard durch Celias Familie bedroht, weil er Celia teilen muss (15/16). Im nächsten Schritt beklagt er nicht nur das erlittene Defizit, sondern gibt Celia eine Mit-

schuld, weil sie sich nicht gegen die Vereinnahmung durch ihre Familie wehrt (41-45). Infolgedessen fühlt sich Reinhard durch die Familie ausgeschlossen, was Celia dementiert, da er für sie faktisch ein Teil der Familie ist, sich aber selbst ausschließt und nicht dazugehören will (46-50). Das Partizip „gefühl“ (46) zeigt an, dass sich Reinhard's Stimmung nicht auf ein bestimmtes Ereignis gründet, sondern der durch die Empfindung artikulierten psychologischen Ebene zuzuordnen ist und für Celia als Bekräftigung ihrer These dient, dass er letztlich nicht zu dieser großen Familie gehören will (50). Reinhard's Wahrnehmungen des Sichbedrängt-Fühlens hingegen werden angesichts der Idee, gemeinsam zu wohnen, ausgelöst (76-93). Celia schildert zunächst ihre Unentschiedenheit, ob sie in seine Wohnung einziehen sollte. Das Personalpronomen „wir“ in Zeile 78 und 80 zeigt an, dass beide ein Interesse am Zusammenwohnen bekunden, letztlich aber seine Einwände (82-93) dazu geführt haben, dass Celia in ihrer Wohnung geblieben ist. Celia interpretiert Reinhard's Äußerungen als Ablehnung ihrer Familie, die er nicht in seiner Wohnung beherbergen möchte (83/90), wogegen sie aber in seine Wohnung bzw. sinnbildlich in seine Welt, in seine Familie kommen darf (85-89). An dieser Stelle wird auch die in Zeile 15 geschilderte Empfindung „bedroht gefühlt“ eindeutiger: Reinhard wird von ihrer Familie „überrieselt“ (92), d.h. er fühlt sich einerseits vernachlässigt und erlebt andererseits eine Art der Enteignung, er kann nicht mehr allein entscheiden, was in seiner Wohnung passiert, denn andere Menschen haben Einfluss darauf. Celia kann Reinhard's Empfindung schlecht nachvollziehen: Sie bewertet seine Befürchtungen als das Resultat einer zu geringen Toleranz, angezeigt durch ihre Äußerung in Zeile 103/104 („und er hat sich ganz schnell ... beengt gefühlt“). Ferner sei sein Beengungsgefühl unbegründet, da ihm räumlich gesehen sehr viel Platz zur Verfügung steht (106), alle Personen nur als Besuch kommen, also nur temporär zugegen sind (109), er aber dennoch Bedenken äußert, von ihrer Familie besetzt zu werden (110-112). Das Wesentliche seines Beengtheitsgefühls besteht für Celia in zwei Facetten: Einerseits geht es ihm um seine Freiheit und andererseits um sein Kind, um die Angst, dass ihm die Aufmerksamkeit und Exklusivität genommen wird (113/114). Zu der Problematik der Enge lässt sich aber auch noch ein ganz anderer Aspekt darstellen: Celia schildert auch ihrerseits ein Beengtheitsgefühl bezüglich Reinhard's Kleinfamilienkonzeptes (26-30). Für sie allerdings entsteht diese Empfindung nicht dadurch, dass zu viele Personen anwesend sind, sondern weil die Familie zu klein ist, sie „keine Luft“ mehr bekommt (30). Dies lässt die Interpretation zu, dass es für Celia in der Kleinfamilie zu wenig Ausweichmöglichkeiten gibt, man immer mit den selben Menschen zusammen ist und zum Beispiel nicht wie in der Großfamilie Aufgaben, Interessen und Problembewältigung auf viele verschiedene Personen verteilen kann.

Ein weiterer ausschlaggebender Aspekt ist Celia's Kritik an Reinhard's Verhalten und Einstellung gegenüber ihrer Familie, die sie als ambivalent und ablehnend schildert (Celia 3: 19-23,31-46,73-93, 116/117; Celia 4: 1-10). Sie honoriert zwar Reinhard's Bemühungen, mit ihrem Familienverständnis zurechtzukommen, betont aber stärker seine Schwierigkeiten (Celia 3: 8-17, 31-46). Ein grundsätzliches Problem diagnostiziert Celia in seiner emotionalen Motivation (Celia 3: 36/37 „...ich lieb dich ich muss das auch lieben“): Er versucht nur ihretwegen sich anzupassen, *de facto* aber lehnt er das Großfamilienkonzept ab. Haupttenor bleibt für Celia seine abweisende Einstellung gegenüber ihrer Familie, welche sie als feh-

lende Akzeptanz interpretiert und auf sich überträgt (Celia 3: 19-23, 73-75), da sie sich zum Teil über ihre Familie identifiziert (21). Das Problem der Akzeptanz ihrer Familie hat großen Einfluss auf Celias Wahrnehmung der Beziehung, da die Beziehung unter anderem an die Akzeptanz der Familie gekoppelt ist. Die Problematik erinnert an die Schwierigkeiten, die bezeichnend für Dreiecksbeziehungen sind. Bei typischen Freundschaftsbeziehungen oder dem Bündnis gegen Feinde macht eine Dreiecksbeziehung gewöhnlich keine Schwierigkeiten. Das typische Eifersuchtsdilemma hingegen entsteht, gibt es, wie im Falle Celias, eine Person, die zwei Parteien ersehnt (ihren Freund und ihre Familie), aber eine der Parteien (Reinhard) die andere (ihre Familie) ablehnt. Durch diese Konstellation stellt Celia ihre Beziehung zu Reinhard in Frage, weil sie sich als Teil ihrer Familie sieht und sich über diese definiert (Celia 3: 115-119). Da ihr Freund ihre Familie ablehnt, fühlt auch sie sich zurückgewiesen. Wie bedeutsam und nachhaltig Celia diesen Konflikt für ihre Beziehung einschätzt, konkretisiert sich auch in den Zeilen 120 und 121, in denen sie die Unveränderlichkeit dieser Problematik betont. Ferner erläutert diese Textpassage den in Zeile 19 erwähnten „bruch“, welcher ein Anzeichen für ein Trennungsmoment in Celias eigener Beziehungswahrnehmung ist und im Kontext mit Reinhard's fehlender Akzeptanz steht (20).

Kultur als Erklärungsmuster im Hinblick auf das Familienkonzept der Informantin Celia

Als Ursache für die fehlende Akzeptanz ihrer Familie bietet Celia zwei Grundeinstellungen Reinhard's an: Sein ambivalentes Verhalten und seine ablehnende bzw. abwertende Haltung gegenüber anderen Menschen. Nachdem sie sein despektierliches Verhalten dargestellt hat (Celia 3: 125-129), argumentiert sie zuerst auf einer allgemeinen Persönlichkeitsebene und rekurriert als mögliche Konfliktursache auf seine Sozialisation (125 „erziehung“). Im Folgenden schildert sie Reinhard als eine Person, die andere (126 „arme“) Menschen „entwertet“ und „diskriminiert“ (127), was sie auf seine charakterbedingte „gehässigkeit“ zurückführt (129). Celia interpretiert Reinhard's Widerstände nicht nur als Angst (von ihrer Familie „überannt“ zu werden), die damit zu tun hat, wie eng oder locker der Kontakt mit Menschen gehandhabt wird, sondern versteht darunter seine grundsätzliche Einstellung Menschen gegenüber. Wenngleich Celias explizite Argumente Reinhard's spezielle Persönlichkeit betreffen, kann doch tendenziell eine ethnische Komponente durch die Verwendung der Partizipien „diskriminiert“ und „entwertet“ attribuiert werden. Entscheidend für eine Diskriminierung ist die Zugehörigkeit der anderen Person zu einer bestimmten Kategorie, die in der öffentlichen Diskussion im Raum steht, wie Ethnizität, Geschlecht, politische oder religiöse Überzeugungen und soziales Milieu. Dass besonders die Kategorie ‚soziales Milieu‘ in Betracht gezogen werden muss, deutet Celia durch ihre Wortwahl „arme menschen“ (126) an, indem sie auf deren ökonomische Situation anspielt und sie als Adressaten der Diskriminierung ansieht. Zweitens muss die Kategorie ‚Ethnizität‘ berücksichtigt werden, da die Konfliktgrundlage die Akzeptanz Celias Familie ist und nicht zum Beispiel die Genderproblematik zwischen den Partnern oder die Abwertung der eigenen Tochter wie an anderer Stelle (siehe Verhältnis zur gemeinsamen Tochter).

Eine ähnliche Problematik konstatiert Celia an anderer Stelle (Celia 4: 72-135). Hier geht es nicht mehr um Celias Familie, sondern um die Akzeptanz von Freun-

den und Bekannten. Anhand dieser Episode demonstriert sie Reinhard's wenig gastfreundschaftliches Verhalten. Celia argumentiert auch hier einerseits mit Reinhard's individuellem Verhalten (Celia 4: 116 „sein charakter seiner erziehung“), andererseits zieht sie ein kulturell begründetes Fazit, indem sie einen kulturellen Unterschied im Umgang mit Gastfreundschaft diagnostiziert (Celia 4: 118-121).

Ein anderer relevanter Aspekt für Celia ist Reinhard's Ambivalenzcharakter, die Widersprüchlichkeit zwischen seinen Aussagen und seinem Handeln. Wie schon eingangs erwähnt, schildert die Informantin ihren Partner im ständigen Konflikt zwischen seinen Versprechungen, sie in ihrem Vorhaben, ihre Eltern zur Geburt ihres Kindes einzuladen, zu unterstützen (Celia 3: 2-13), und den „rückfällen“, die sich in der Zurückweisung ihrer Familie äußerten (Celia 3: 14-18, 38-45). Schon zu Beginn dieser Erzählsequenz deutet sich eine unterschiedliche Orientierung der beiden Partner an. Während Reinhard seiner Partnerin Unterstützung anbietet, betont er, dass es keine Probleme geben werde, da sie getrennte Wohnungen haben. Insofern kündigt er schon eingangs an, dass Rückzugsmöglichkeiten erforderlich sind (10-13). Diese Erscheinung thematisiert Celia ein weiteres Mal in Zeile 54 („für mich war das damals nicht so klar“), sie habe anfangs die unterschiedlichen Familienvorstellungen ignoriert und Reinhard eine ihrem eigenem Konzept ähnliche Orientierung unterstellt. Dies wird angezeigt durch das „das“, was nicht als Artikel zu lesen, sondern pronominal zu verstehen ist, welches hier rückverweisend für die ihr damals unklare Familienkonzeption steht, und vorverweisend interpretiert, auf sein gegensätzliches Familienbild und die Abhängigkeit von seiner Mutter anspielt (68). Celia beschreibt Reinhard's Alltagswelt ähnlich der einer Großfamilie (56-72), skizziert insbesondere eine Inkongruenz zwischen dem Anspruch, mit ihr in einer Kleinfamilie leben zu wollen (26-27), und seiner tatsächlichen Lebenssituation. Die Erzählerin konstatiert Reinhard's räumliche Nähe zu seinen eigenen Verwandten (55-59), pointiert aber deutlich die soziale Nähe (60 „die hocken alle zusammen“), wobei sie während des Erzählverlaufes das Verhältnis zu seiner Mutter (68) stärker akzentuiert. Durch die Verwendung von Extremformulierungen wie „immer“, „ständig“, „alle“ (60-64) demonstriert Celia Reinhard's übertriebenes Dependenzverhalten gegenüber seiner Mutter. Ferner bekräftigt sie ihr Argument durch die Benutzung der Koseform „mama“ (64), was zwangsläufig die Assoziation eines Mutter-Kind-Verhältnisses nahe legt. Darüber hinaus illustriert Celia das Abhängigkeitsverhältnis durch die Aufzählung der elementarsten Alltagssachen (64/65). Diesbezüglich induziert Celia, dass Reinhard's genügend kognitive Voraussetzungen für das Verstehen ihres Familienkonzeptes besitzen müsste, erkennt aber, dass er sich nicht „ablösen“ kann, da er zu fest in seiner Familie verwurzelt ist, aber zu einer Gleichstellung ihrer und seiner Familie nicht bereit ist (70-75). Reinhard öffnet zwar seine Welt für Celia (85-89), schließt aber ihre Familie aus (83/84, 90). Dementsprechend folgert sie, dass das Entscheidende nicht der unterschiedliche Lebensstil (Großfamilie versus Kleinfamilie) ist, sondern die Selbst- und Fremdzuschreibung (Eigenes versus Fremdes, siehe unten).

Das Familienkonzept des Informanten Reinhard

Reinhard expliziert seinen Familienbezug, den Umgang mit Freunden und die gemeinsame Wohnsituation in verschiedenen Erzählsequenzen, die größtenteils mit einem speziellen Ereignis korrelieren.

In der Erzählung des Verlaufs der Trennung von seiner Exfrau gibt Reinhard ein sicheres Vaterbild von sich: ein Vater, der seine Kinder liebt, die ihm wichtig und bedeutend sind (Reinhard 1: 16-19). Indem er den Konflikt zur Besuchsfrage darstellt, zeigt Reinhard, was er unter dem Begriff „wichtig“ versteht: sich seinen Kindern gegenüber verantwortungs- und pflichtbewusst zu verhalten (Reinhard 4: 181-198). Den „laufenden besuch“ (Reinhard 4: 168) führt Reinhard als Streitpunkt (Reinhard 4: 166) in der Partnerschaft ein, wobei seine anfänglichen Formulierungsschwierigkeiten (Reinhard 4: 167) demonstrieren, dass er zunächst über Celias Besuch berichten möchte, sich aber dann für die gemeinsame Version (Reinhard 4: 168 „wir“) entscheidet. Seine Attitüde zu den „besuchen“ formuliert er vorerst in der allgemeinen Vorhaltung einer „fehlenden rücksicht“ (Reinhard 4: 171). Um Zustimmung werbend proklamiert Reinhard die Notwendigkeit des frühen Aufstehens, um einem regelmäßigen Arbeitsrhythmus zu folgen, kann er nicht bis spät in die Nacht aufbleiben. Das nächtliche Wachsein umschreibt er mit der Formulierung des „sauftens“ (Reinhard 4: 172-175). Diese Negativbesetzung wertet Celias Lebensform, insbesondere ihre Freunde bzw. ihren Besuch, ab und beinhaltet einen moralischen Appell (langes Aufbleiben oder Besuch-Haben verpflichtet nicht zwangsläufig zum „saufen“).

Danach beschreibt er Celias Reaktion (Reinhard 4: 176-179), die sein Verhalten missbilligt und ihn als „unhöflich“ charakterisiert. Reinhard kehrt Celias Kritik gegen sie selbst und hält ihr entgegen, dass sie ihn in „seinem sein nicht akzeptiert“ (Reinhard 4: 181-183). Was Reinhard unter seinem „sein“ subsumiert, wird erst evident, fasst man die zuvor geschilderten Äußerungen zusammen. Dabei interessiert ihn weniger das Verständnis (der Interviewerin) für das frühe Aufstehen. Die Notwendigkeit des frühen Aufstehens markiert ohnehin weder eine Charaktereigenschaft („sein“) noch eine Persönlichkeitskomponente. Reinhards „sein“ soll sein pflicht- und verantwortungsbewussten Handeln seiner Tochter gegenüber (Reinhard 4: 189-191) illustrieren. Die Explizierungen seiner Anschauung (Reinhard 4: 184-194) offenbaren, dass die vorerst allgemein formulierte Kritik (fehlende Rücksicht) letztlich an Celia adressiert ist, da sie den „besuch“ repräsentiert, und impliziert drei weitere Missbilligungen. Erstens kritisiert Reinhard Celias willkürliche Arbeitszeiten (Reinhard 4: 184-186), während er schon 15.00 Uhr zu Hause ist, was ihm als Beweis gilt, dass ihm sein Kind wichtig ist. Damit verbindet sich zweite Vorwurf: das Kind ist Celia unbedeutender als ihm. Drittens bevorzugt Celia das nächtliche Zusammensein mit anderen Leuten (Reinhard 4: 193), für Reinhard ein weiteres Indiz, Celias Desinteresse an der gemeinsamen Tochter zu diagnostizieren. Die Kommentare Reinhards (zu dem Gesichtspunkt „besuch“) zusammengefasst, habe ich folgendermaßen kategorisiert:

Reinhard:	Celia:
geregelte Arbeitszeit	freie, selbstbestimmte Arbeitszeit
pflichtbewusst	exzessiv
verantwortungsvoll	nicht verantwortungsbewusst (der Tochter gegenüber)

Die Ansicht seines Familienkonzeptes skizziert Reinhard in verschiedenen Erzählsequenzen. Am Konkretesten demonstriert er seine Präferenz für das Konzept der Kleinfamilie (Reinhard 4: 205), als er Celias „unrealistisches“ Familienbild schildert (s. nachfolgender Abschnitt).

Eine weitere Diskrepanz der Familienorientierung erörtert Reinhard am Beispiel der Schwierigkeiten, die durch das gemeinsame Wohnen (Zusammenziehen) entstanden. Zunächst konstatiert auch Reinhard einen „Bruch“ in der Beziehungsintensität (Reinhard 2: 24). Für den Bruch in der Partnerschaft macht er Celia verantwortlich, die auf Grund ihrer „unrealistischen bilder“ (Reinhard 2: 29/30) in seiner Wohnung nicht „heimisch“ werden konnte (Reinhard 2: 24-30), was zu verschiedenen Differenzen führte.

Kultur als Erklärungsmuster im Hinblick auf das Familienkonzept des Informanten Reinhard

Die kulturelle Komponente als Erklärungsursache für Celias Empfindung des Nicht-heimisch-werden-Könnens schließt Reinhard aus (Reinhard 4: 110). Diesbezüglich argumentiert er anhand zweier Beispiele, die beide letztendlich Celias widersinniges Familienkonzept demonstrieren sollen. Im ersten Argumentationsstrang veranschaulicht Reinhard Celias „unrealistische bilder“ (Reinhard 2: 30/31) mittels zweier Karikaturen. Erstere bezieht sich auf Celias Illustrationen ihres Landes (Reinhard 2: 37/38), die Zweite auf ihre Familiendefinition (Reinhard 2: 52-57 und Reinhard 3: 1-7). Seine ablehnende Einstellung zu ihrem Konzept zeigt sich einerseits durch den zynischen Unterton der Karikatur und andererseits argumentiert Reinhard im Folgenden mit dem Vergleich zu anderen lateinamerikanischen Frauen (Reinhard 2:60-68). Er präsentiert sich als Experte, der Kuba kennen gelernt hat und weiß, dass Celia unrealistische Bilder „verinnerlicht“ hat, und der andere lateinamerikanische Frauen kennt, die einen Familienbegriff haben, der seinem eigenen gleicht. Die nachfolgenden Schilderungen (Reinhard 2: 70-98) illustrieren, dass Reinhard ihre grundsätzliche Lebenseinstellung kritisiert, ihr nicht nur ein unsinniges Familienkonzept vorwirft, sondern ihr auch ein Desinteresse an ihm und der gemeinsamen Tochter unterstellt. Hauptkritik an seiner Partnerin jedoch ist die unfaire Verhaltensweise, Kultur als Ressource zu benutzen, um ihre andere Lebensform zu rechtfertigen und damit ihre eigenen Defizite zu vertuschen (Reinhard 2:92-98).

Im zweiten Argumentationsstrang spricht er zunächst ohne Schuldzuweisung von Problemen, die durch das Zusammenwohnen entstehen (Reinhard 4: 103-110). Im folgenden Schritt spricht er aber Celia die Familienfähigkeit ab, indem er zwei Vorwürfe formuliert: Erstens, dass sie nur vortäuscht, ein Familienmensch zu sein (Reinhard 4: 111-113), und zweitens, dass sie sich von seiner Familie beobachtet und kontrolliert gefühlt habe (Reinhard 4: 114/115). Dieser Argumentation zufolge hätte sich Celia, um für ihn als richtiger Familienmensch zu gelten, dem sozialen Netz seiner Familie anvertrauen müssen. Seiner Meinung nach „fühlte“ Celia sich aber (ungerechterweise) kontrolliert, was ihm als Beweis dafür dient, dass sie in einem (normalen) Bezug zur Großfamilie nicht leben will. Mit der zynisch anmutenden Formulierung „meine familie halt hier rundum wohnt“ (Reinhard 4: 114) intendiert er weniger eine Situationsbeschreibung als vielmehr, dass er Celias Einwände für unbegründet hält. Reinhard schildert seine eigenen Lebensumstände kongruent zu der einer Großfamilie (Reinhard 3: 1-14). Interes-

santerweise argumentiert Reinhard hier als Experte, der Celias Familienbezug *ad absurdum* führt, indem er sich selbst als Spezialist für das (normale) Großfamilienkonzept etikettiert. Er bezeichnet sich als „klanwesen“ (Reinhard 3: 12), womit er einen Menschen meint, der in der (Groß-) Familie lebt, in ihr verwurzelt ist und deren Schutz genießt. Die Metapher „klandenken“ (Reinhard 3: 13) symbolisiert hier das Gegenbild zum „klanwesen“, d.h. dass er also nicht nur auf die Familie fixiert ist, sondern auch anderen Personen gegenüber offen ist. Meines Erachtens ist diese Argumentation ein Hinweis auf Reinhard's Ambivalenz. Einerseits wirft Reinhard Celia an verschiedenen Stellen ein unsinniges Konzept vor, das sich gerade dadurch auszeichnet, dass sie zu offen für andere Menschen ist, d.h. Celia ist nicht genügend auf ihn und seine Tochter fixiert. Andererseits konstatiert er die Vorzüge eines (richtigen) Klanwesens in der Aufgeschlossenheit für andere über die eigene Familie hinaus. Eine zweite Unstimmigkeit entsteht durch die unterschiedlichen Familienkonzeptschilderungen, welche beide als Beweisführung eingesetzt werden, um Celias „unrealistische“ Lebensform zu demonstrieren. Seine eigene Lebenssituation skizziert er als die einer Großfamilie (Reinhard 3: 7-14), welche er hier auch als „optimal“ und von ihm gewollt portraitiert. An anderer Stelle aber präsentiert er sich als Vertreter des Kleinfamilienkonzeptes (Reinhard 4: 205), welches er als das gängige und normale einsetzt, untermauert durch den Vergleich zu anderen lateinamerikanischen Frauen (Reinhard 2: 60-68).

Eine eher übergeordnete Ambivalenz entsteht durch das letztlich vorgebrachte Kausalargument (Reinhard 4: 200-206). Eingangs noch stellt Reinhard die These auf, dass Celias „nicht-heimisch-werden“ auf ihre „unrealistischen bilder“ und ihr unsinniges Familienkonzept zurückzuführen sei und dass eine kulturelle Differenz ausgeschlossen werden kann (s.o.). In einem abschließenden Fazit argumentiert er aber gerade mit den „kulturspezifischen“ Aspekten (Reinhard 4: 202), die ihm als Erklärungsmodell für die unterschiedlichen Lebenseinstellungen, die daraus resultierenden unterschiedlichen Familiendefinitionen und die differenten Umgangsformen mit Besuch, Freunden und Bekannten dienen.

Das Verhältnis zur gemeinsamen Tochter

Die Thematik dieses Relevanzbereiches korrespondiert zu einem großen Teil mit der des Rollenverhältnisses und der Familienkonzeption (s.o.). Obschon bestimmte Inhalte bekannt sind (s.o.), werden hier verschiedene Leitgedanken weiter ausgeführt und neue Aspekte thematisiert, die insbesondere das Deutungsmuster ‚Kultur‘ konkretisieren. Diesbezüglich werde ich die jeweiligen Beschreibungen kürzer halten, dafür aber auf die Argumentationen der Erzähler intensiver eingehen.

Das Verhältnis der Informantin Celia zur gemeinsamen Tochter

Die Beziehung zu ihrer Tochter thematisiert Celia hauptsächlich während der Darstellung von Reinhard's degradierenden Witzen über die Zugehörigkeit der gemeinsamen Tochter. Den zunächst noch *genderspezifisch* formulierten „witz“ Reinhard's („schade, dass meine tochter kein junge war“, Celia 3: 135, 141) konkretisiert Celia anhand Reinhard's provokativ biologistischer Fortführung des „witzes“ („das ist eine von uns, die hat die guten gene“, Celia 4:27/28). In beiden Schilderungen verlaufen Celias Reaktionen auf Reinhard's Belustigungen analog. Seine als „witz“ offerierten Bemerkungen (Celia 3: 134 u. Celia 4:56/57) lässt die

Informantin einige Zeit als solche gelten, wenn auch mit einem bitteren Beigeschmack (Celia 3: 136-138 u. Celia 4: 58). Auf Grund der Häufigkeit und öffentlichen Form wird der als „witz“ getarnte Spott für sie zweifelhaft (Celia 3:139-146 u. Celia 4: 61; 163-168). Die Unglaubwürdigkeit der Behauptung, dies seien nur Witze, schließt Celia aus der Häufigkeit solcher Äußerungen. Das öffentliche Witzeln empfindet Celia als diskriminierend und verletzend. Es bedeutet für sie eine Beschädigung ihres Images. Wie Celia das Verhältnis Öffentlichkeit versus Privatheit interpretiert und welchen Stellenwert das Ansehen der Familie einnimmt, habe ich im Abschnitt 5.1.1.2.1. dargestellt. Neu hinzu kommt hier, dass sie andere Personen als Zeugen aufruft, um Reinhard's unangemessenes Verhalten sowie seine Infamie zu erhärten (Celia 3:143/144). In den Sequenzen Celia 4 macht die Informantin ‚Kultur‘ explizit zum Thema. Dort diskutiert Celia Reinhard's Motive, die gleichzeitig ihre Argumentation repräsentieren. Zu Gunsten der Überschaubarkeit und zweckmäßigeren Illustration ist es daher sinnvoll, zunächst die Thematik der Erzählsequenz Celia 9: 1-27 zu diskutieren und Celia 4:11-66 (auf Grund ihrer Komplexität) nachfolgend im Abschnitt über die Verwendung von ‚Kultur‘ als Erklärungsmuster zu erörtern. Diese Vorgehensweise ist auch deshalb gerechtfertigt, da die Themen beider Sequenzen relativ kohärent sind. Celia beschreibt in der Erzählsequenz (Celia 9: 1-27) das Verhalten ihrer Tochter und beider Eltern Reaktion darauf, indem sie die Form einer mehrfachen Kontrastdarstellung wählt, die sich wie folgt abbilden lässt:

Marthas Verhalten:	Martha berichtet was sie im Fernsehen gesehen hat (2)	Martha tanzt, springt herum, verhält sich temperamentvoll (11 – 13)
Reinhard's Bewertung:	gutes Wahrnehmungsvermögen (3)	das ist dein Teil (16), ist nicht gut, (18)
Reinhard's Argumentation:	seine guten Gene (10)	damit wird sie hier (Dt.) Schwierigkeiten bekommen (18, 19)
Celias Reaktion:	findet es gut, dass Martha wachsam ist (6 - 9)	kritisiert seine Argumentation (21, 22).

Ihren Partner charakterisiert Celia als eine Person, die andere ungerechtfertigt diskriminiert. Sie belegt ihre Argumentation mit dem Faktum, dass Reinhard nur die Verhaltensweisen Marthas schätzt, welche er seinem „rassischen“ (biologisch deterministischen) Einfluss zuordnet, während er alle anderen Verhaltensweisen ablehnt. Seiner einseitigen Haltung gegenüber stellt sich Celia als die Weltoffene, die alle geschilderten Verhaltensweisen ihrer Tochter würdigt, dar, wobei sie weder einseitig bewertend argumentiert noch das Verhalten Marthas einem bestimmten Elternteil zuordnet. Celia unterstellt Reinhard, dass er Martha für sich zu beanspruchen und ihr die Tochter zu entfremden versucht (Celia 9: 24-27, Celia 4: 48-54).

Kultur als Erklärungsmuster im Hinblick auf das Verhältnis der Informantin Celia zur gemeinsamen Tochter

Hinsichtlich des geschlechtsspezifisch formulierten „witzes“ Reinhardts argumentiert die Erzählerin nur peripher mit Kultur (siehe Kultur als Erklärungsmuster im Hinblick auf das Rollenverständnis der Informantin Celia); das Verhältnis zwischen Individualität und Kulturalität als auch die jeweilige Relevanz bleiben diffus (Celia 3: 174-184). Weit größere Brisanz für den Kulturaspekt offeriert die Erzählsequenz über die biologisch begründete Witzelei Reinhardts (Celia 4:20-28; 48-54 u. Celia 9: 1-27). Celia beschreibt ihren Partner vorwiegend als eine Person, die kraft biologistisch deterministischer Argumente ‚Kultur‘ einerseits einsetzt, um ihr die Tochter zu enteignen, andererseits ‚Kultur‘ als Machtressource verwendet, um Celia von ihrer eigenen Minderwertigkeit zu überzeugen. Auf Grund der Komplexität des Themas und der typisierten Erzählform (mit expressiv evaluativen und argumentativen Elementen) meiner Informantin erscheint es mir notwendig, die Gesprächssequenz Celia 4: 11-68 etwas ausführlicher zu beleuchten.

In den Zeilen 11-14 (Celia 4) kündigt Celia an, dass ‚Kultur‘ in ihrem Alltagsleben („die man auch lebt“, 11) eine Rolle gespielt hat. Zunächst nennt sie das lateinamerikanische Essen, welchem eine deutlich positive Konnotation immanent ist. Das „exotische“ Element (Celia 4: 12) des Essens repräsentiert hier den Reiz der Fremdheit bzw. Andersartigkeit und stellt eine Attraktivität dar. Der Nachteil des Reizes besteht darin, dass das Reizvolle nur dann attraktiv sein kann, sofern es selten ist und nicht zum gewöhnlichen wird. Wird er zum regelmäßigen Bestandteil des Alltags, wirkt er zwangsläufig störend, da der Reiz eben gerade in der Andersartigkeit besteht bzw. an ihr festgemacht ist. Der Reiz wird also nicht durch eine bestimmte Qualität (wie zum Beispiel fröhlich und unbesorgt sein) ausgelöst, sondern ist an der Vorstellung des anderen als Eigenschaft selbst gebunden. Dieser touristischen Sichtweise des Reizes des Exotischen stellt Celia den stärker ernst zu nehmenden Erziehungsaspekt gegenüber (Celia 4: 15, 16). Mit der Formulierung „wehe“ (15/16) deutet Celia einerseits etwas Bedrohliches an, andererseits kündigt sie einen Perspektivwechsel in der Erzählung an. Die Kontrastierung zwischen dem positiv bewerteten Kulturaspekt „exotisches essen“ (als Synonym für die reine Lustebene) und der Erziehung (Ernsthaftigkeit) setzt Celia als Beispiel für die Verwendung von kulturellen Mustern ein. Sie unterstellt Reinhard, dass er ihre Kultur als etwas Unverbindliches versteht und eher der Ebene des Vergnügens bzw. der Freizeit angliedert, keinesfalls aber als ernst zu Nehmendes betrachtet. Ferner interpretiert sie Reinhardts Sichtweise dahingehend, dass er Erziehung als etwas anderes, aber auf alle Fälle nicht zu ihrer Kultur Gehöriges deutet. Diesen Gegensatz zeigt Celia systematisch auf, indem sie das Tanzen und Musikhören (Celia 4: 16-20) mit dem Erziehungsaspekt kontrastiert, akzentuiert sie die Ernsthaftigkeit und Wichtigkeit des Gegensatzes. Tanzen und Musikhören haben hier Beispielcharakter, mit dem Celia Reinhardts ungleiche Kulturbewertungen entlarven will. Celia konstatiert einerseits eine Abwertung durch die Wiedergabe von Reinhardts Aussage („schieß“ Celia 4: 22 / 24 / 25) und andererseits dadurch, dass er sich über sie lustig macht (Celia 4: 19). Auch beim Versuch Celia Angst zu machen, dass sich die Tochter in acht Jahren gegen ihre Kultur wenden wird, hat die Musik nur einen Beispielcharakter, tatsächlich geht es um die kulturelle Zugehörigkeit (Celia 4: 20-25). Mittels der Dialogwiedergabe illustriert Ce-

lia, wie ihr Partner die Eigenschaften und Präferenzen Marthas nicht konkret beschreibt, sondern die Tochter als Medium benutzt, indem er ihr einen Charakter zuschreibt – ihr seine Worte in den Mund legt – und damit eine Abwertung vollzieht, die er selbst nicht aussprechen muss, die aber dennoch mitgeteilt wird. Diese rhetorische Figur verdeutlicht noch einmal mehr, dass das Fremde – die andere Kultur – nicht in seinen Alltag soll. Celia unterstellt ihrem Partner damit, dass er versucht, eine Koalition mit seiner Tochter zu bilden und sie gegen die Mutter auszuspielen (Celia 4: 15-28). Als weiteren Indikator für die Zuschreibung der Tochter zu seiner Kultur nennt sie seine biologistische Begründung (Celia 4: 27/28). Das Personalpronomen „uns“ (27) steht im Kontext des Folgenden und wird von Celia auch entsprechend als Deutsche oder für Deutschland stehend interpretiert. Offensichtlich ist, dass „uns“ nicht für Kuba steht, was Celia als weiteren Beweis für seinen kulturellen Enteignungsversuch ihr gegenüber interpretiert. Reinhard's Witzelei identifiziert Celia als biologistisch und provokativ rassistisch: Biologistisch, da er „gene“ als Unterscheidungsmerkmal verwendet (Celia 4: 27/28), und das rassistische Moment wird durch das wertende Adjektiv „gute“ impliziert. Dieser Witz demonstriert, dass ‚Kultur‘ als gewerteter biologischer Sachverhalt gesehen wird. Die von Celia geschilderte Wiedergabe dieser Provokation (Witz) macht folgende Dichotomie deutlich:

Deutschland = gute Gene versus Kuba = schlechte Gene.

Aus meinem Kontextwissen und den soziodemografischen Daten kann ich erschließen, dass Reinhard über eine akademische, geisteswissenschaftliche Vorbildung verfügt und dass er um die Problematik der Abstammungslehre des Dritten Reiches weiß. Celias Reaktion (Celia 4: 31) auf seine Äußerung demonstrieren ihr Entsetzen und deuten auch auf eine Art Überraschung hin. Einerseits hat sie solche Aussagen von ihm nicht erwartet und hält diese Formulierung für moralisch falsch, andererseits macht sie auf eine getrübe Wirklichkeitswahrnehmung Reinhard's aufmerksam. Auffällig ist, dass Celia während der Dialogwiedergabe nicht argumentiert, warum Reinhard's Aussage so entsetzlich ist (was sie bei dem Konflikt um die Familienkonzepte durchaus getan hat). Für Celia ist das rassistische Moment in Reinhard's Äußerung so evident, dass eine Aufklärung der Interviewerin ihr nicht nötig scheint. Sie geht wohl davon aus, dass alle Beteiligten über genügend gemeinsames Wissen verfügen und die gleiche Einstellung teilen.

Celia unterstellt Reinhard aber nicht nur die kulturelle Enteignung der Tochter auf der Basis einer Zugehörigkeitserklärung zu Deutschland – seiner Kultur (Nationalität), sondern auch durch die Zuordnung der Tochter zu seiner Familie (Celia 4: 49-54). Celia schildert Reinhard's Argumentation auf zwei Ebenen: Erstens, dass Martha mit dem Familienspezifischen („die ist doch ein schmidt“ 49) ausgestattet ist. Zweitens erinnert seine Äußerung an die übliche Stammhalteridee, die Familie biologisch (über die Erbanlagen) als auch von der (Familien-)Tradition her weiterzuführen. In Verbindung mit der Erzählsequenz des geschlechtsspezifischen Witzes, der eine Abwertung der Tochter demonstriert, weil sie kein Junge ist (Celia 3: 130–146), tritt die Stammhalterassoziation evident hervor.

In ihrer eigenen Beziehung zu Martha demonstriert Celia auch, inwiefern ihre Tochter für sie ein Stück Heimat darstellt (Celia 4: 34-37/47). Einerseits bezieht sich ihr Eigeninteresse auf eine individuelle Ebene – die Tochter zum Teil für sich

zu beanspruchen (als Mutter) - und andererseits auf die kulturelle Gemeinschaft, indem sie mit ihrer Tochter ihre Kultur „teilen“ will (Celia 4: 32-47). Auch Celia beansprucht das Kind in einer spezifisch kulturellen Ebene - sie verkörpert Kuba - , wobei sie nicht explizit einen ausschließlichen Anspruch erhebt, sondern eher ihrem in Deutschland erlebten Defizit (Celia 4: 44/45) Ausdruck verleiht, indem sie ihre Tochter als Verstärkung einsetzt, mit ihr eine Gemeinschaft bildet im Sinne der Kompensation einer Verlusterfahrung („das was mir geblieben ist“, Celia 4: 44). Diese Aussage Celia zeigt aber nicht nur, dass sie etwas verloren hat, sondern impliziert, dass das andere („deutsche gesellschaft“, Celia 4: 45) ihr immer noch fremd geblieben ist.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass durch die Dialogwiedergabe beide Perspektiven (Celias und Reinhard) erkennbar werden, die implizieren, dass für das Paar faktisch kulturelle Unterschiede existieren. Eine sich daraus ergebende strittige Frage ist, wie sich die Tochter in dem unterschiedlichen, kulturellen Umfeld orientieren bzw. identifizieren wird. Celia hat die Vorstellung, dass Martha beide Kulturen kennen lernen soll und dann für sich selbst entscheiden kann (Celia 4: 32-47), also eine Art ‚Bastelidentität‘ entwickeln soll. Reinhard hingegen vertritt eine an seiner Kultur ausgerichtete und gegen die kulturelle Identität der Mutter adressierte, biologisch deterministische Auffassung („guten gene“ - also schon die Veranlagung zu seiner Kultur besitzt), d.h. den Standpunkt einer rassischen Identität (s.o.).

Das Verhältnis des Informanten Reinhard zur gemeinsamen Tochter

Die Eltern-Kind-Beziehung aus der Perspektive Reinhard habe ich detailliert im Gliederungspunkt ‚Familienkonzeption‘ dargestellt. Im Gegensatz zu Celias Problemschilderung hinsichtlich der Tochter offeriert Reinhard keine neuen, Gewinn bringenden Aspekte. Im Sinne einer Vergleichsmöglichkeit werde ich an dieser Stelle noch einmal die prägnantesten Erzähleinheiten und Aussagen zusammenfassen.

Der Informant illustriert das Verhältnis zu seinen Kindern im Licht eines positiven Vaterbildes, das einen Vater präsentiert, dem die eigenen Kinder „wichtig“ sind (Reinhard 1: 16-19). Bei der Kontrastierung zwischen seinem pflichtbewussten Verantwortungsgefühl und Celias exzessiven Lebensstil (Reinhard 4: 187-194) illustriert Reinhard, was er faktisch unter „wichtig“ versteht. An verschiedenen Erzählsträngen schildert er unrealistische Idealvorstellungen, auf Grund dessen er Celia eine Vernachlässigung der Tochter unterstellt (Reinhard 2: 72-77, 83-87; Reinhard 4:187.194). Zur Erhärtung seiner These, dass Celias in unrealistischen Bildern lebt, führt er die Schilderung des Schwangerschaftsverlaufes an, wobei er eher auf einer abstrakten Beschreibungsebene bleibt. Er definiert die Schwangerschaft als „chaotisch“ und „nicht das gelbe vom ei“, schildert aber keine konkreten Probleme oder Situationen (Reinhard 2: 1/2).

Kultur als Erklärungsmuster im Hinblick auf das Verhältnis des Informanten Reinhard zur gemeinsamen Tochter

Die Ursache der „chaotischen“ Schwangerschaft, schreibt Reinhard der „psychischen struktur“ seiner Partnerin zu und argumentiert auf der individuellen Ebene (Reinhard 2: 3-6). Der Erzähler benennt nicht konkret, was er unter Celias psychischer Struktur versteht, beschreibt aber folgend ihren Charakter als aufopfernd

und sich selbst vergessend anderen gegenüber (Reinhard 2: 4/5). Diese Eigenschaften formt Reinhard in eine Lebensweisheit („wenn man sich um anderen scheidet kümmert, bringt man sich selbst um“ – Reinhard 2: 11/12) und kritisiert ihren Verhaltensstil.

Bezugnehmend auf die Eingangsfrage des Interviews thematisiert Reinhard den kulturellen Aspekt und erklärt, dass ‚Kultur‘ als Erklärungsmodell für die geschilderte Problematik irrelevant ist (Reinhard 2: 7/8). Konträr dazu führt er das Celia unterstellte „nachlässige“ Handeln gegenüber der Tochter auf eine bestehende Kulturdifferenz zurück (Reinhard 4: 200-205). Bemerkenswert daran ist, dass er sowohl ihre „psychische Struktur“ als auch ihren „sorglosen“ Lebensstil mit ihren „unrealistischen“ Idealbildvorstellungen (Reinhard 2: 30/31) begründet, später aber ‚Kultur‘ als Erklärung ansetzt (Reinhard 4: 200-206). Die ausführliche Erklärung Reinhardts von Interpretationsschema hinsichtlich Celias Bildern kann den Abschnitten ‚Rollenverständnis‘ und ‚Familienkonzeption‘ entnommen werden.

Kommunikation in der Beziehung

Die Frage des Kommunikationsverhaltens der Partner wird, im Unterschied zu den anderen Referenzbereichen, nur in geringem Umfang verhandelt, von beiden aber intensiv unter dem Aspekt der kulturellen Differenz thematisiert.

Das Kommunikationsverhalten aus der Sicht der Informantin Celia

Noch während der Beschreibung vom Übergang der Kennlernphase zu einer sich konstituierenden Beziehung konkretisiert Celia die ersten sich abzeichnenden Meinungsverschiedenheiten als Kommunikationsproblem (Celia 2: 1). Der verwendete Terminus „kommunikationsproblem“ weist daraufhin, dass Celia damit entemotionalisierte, unspezifische Probleme kennzeichnet, die an Missverständnisse erinnern, welche durch eine bestimmte Unterschiedlichkeit entstehen können. Anschließend erläutert die Informantin, dass diese Konflikte die Beziehung schon von Anfang an belasteten (Celia 2: 4) und in einem eher verbalen Diskurs geführt wurden (Celia 2: 6).

Im Gesprächsabschnitt Celia 3: 147-162 illustriert die Erzählerin ihre Erwartung, wie Paare die Bewältigung ihrer Probleme vollziehen sollten, indem sie das Eigene dem Fremden (das, was Reinhard ihr vorlebt) gegenüberstellt. Ihr Konzept basiert auf zwei Ebenen. Auf der ersten Ebene steht die Vorstellung, dass man Probleme nicht „zerredet“ (Celia 3: 151). Der zweiten Ebene liegt der Gedanke zu Grunde, falls Probleme verhandelt werden müssen, sollten diese nur im privaten Raum und unter Ausschluss der Öffentlichkeit (Celia 3: 153/154) besprochen werden. Das impliziert auch die Trennung von anderen Mitgliedern der Großfamilie (Celia 3: 154 „allein zu Hause im Bett“). Damit meint die Informantin aber nicht, dass Probleme über den Weg der sexuellen Zuwendung bewältigt werden, sondern dies besagt, dass der sicherste und privateste Platz, im Rahmen einer Großfamilie, das eigene Bett ist, da dort weder die Kinder noch andere Zuhörer Anteil an der Bewältigung haben.

Im Kontrast zu ihren Vorstellungen beschreibt Celia Reinhardts Konzept, der eine Metakommunikation in der Beziehungsbewältigung anstrebt, welche sich auch auf den öffentlichen Bereich ausbreiten kann (Celia 3: 163-165). Celia problematisiert im Wesentlichen zwei Aspekte: Zum einen die Tatsache, dass Probleme „nach außen getragen“ (Celia 3: 156/157) und in der Öffentlichkeit diskutiert

werden und zum Zweiten die Frage des Respekts (Celia 3: 158/162). Ihrer Vorstellung nach sollte die Familie als Einheit auftreten (Celia 3: 161/162 „nach außen ist man wirklich eine familie mit respekt und achtung usw.“), selbst wenn man viele Konflikte zu bewältigen hat (160 „auch wenn man viel streitet“). Die Brisanz dieser Thematik veranschaulicht Celia anhand von Reinhardts abwertender Witzelei und öffentlicher Diskreditierung („vor der öffentlichkeit bei freunden usw.“ Celia 3: 164; s. 5.1.3.). Auf Grund Reinhardts degradierenden Verhaltens reagiert Celia mit Kommunikationsverweigerung und beginnt einen emotionalen Rückzug aus der Beziehung, sie distanziert sich innerlich von ihm („ich weigere mich jemanden zu lieben der mich so dermaßen runtermacht“ Celia 3: 188/189). Ihre emotionale Äußerung legt die Interpretation nahe, dass der Rückzug von ihrem Partner nicht auf Grund fehlender Gefühle für ihn erfolgt. Celia steht eigentlich im Kampf mit sich selbst, da sie ihren Gefährten grundsätzlich noch liebt, sich aber vor seiner abwertenden Haltung ihr gegenüber schützen muss.

Kultur als Erklärungsmuster im Hinblick auf das Kommunikationsverhalten aus der Sicht der Informantin Celia

Das Erklärungsmodell hinsichtlich der oben thematisierten Kommunikationsprobleme habe ich ausführlich im Referenzbereich des Rollenverständnisses diskutiert. Dementsprechend behandle ich hier nur die prägnantesten Aussagen der Informantin. Celia expliziert die Deutung dieser Probleme in einem Fünfstufenkonzept. Im ersten Schritt führt sie die Auseinandersetzungen auf geschlechtsbedingte Kommunikationsstörungen (Celia 2: 1/2 „weil er ein mann war“) zurück. Eine Verlagerung der Schuld für die Kommunikationsprobleme auf Reinhard, zeigt den zweiten Schritt an, indem sie ihm unterstellt, schon belastet in die Beziehung gekommen zu sein (Celia 2: 3). Den nächsten Schritt vollzieht sie durch die Thematisierung von Reinhardts Emanzipationsbestrebungen, die sie im Kontrast zu seinem sexistischen Verhalten interpretiert (Celia 2: 8), wobei sie hauptsächlich die Art und Weise, wie er seine Männlichkeit auslebt, kritisiert (Celia 2: 7–10). Im vierten Schritt fügt Celia das bestehende Machtgefälle (zwischen Mann und Frau) als Erklärungsmöglichkeit hinzu (Celia 2: 12/13). Letztendlich reduziert sie die Ursache auf Reinhardts individuellen Charakter (Celia 2: 26/27). Celia thematisiert, wie beide Partner über einen längeren Zeitraum hinweg ‚Kultur‘ als relevantes Argument für bestehende Probleme eingesetzt haben; sie selbst habe aber inzwischen dies als Klischee erkannt (Celia 2: 15-27). Generell scheidet nach ihrem Verständnis ‚Kultur‘ als Erklärungsmuster für die Kommunikationsprobleme aus (Celia 2: 31). Da sie aber die kulturellen Unterschiede nicht vollkommen negiert („unseren kulturellen unterschieden“ Celia 2: 9), vermute ich, dass sie der kulturellen Differenz in der Beziehung eine gewisse Signifikanz beimisst, als entscheidende Ursache jedoch die Geschlechterdifferenz qualifiziert.

Hinsichtlich Celias Kommunikationsverweigerungsstrategie gründet sich ihr Argumentationsmodell auch auf der kulturellen Ebene, ist aber nicht ohne Weiteres augenfällig. Die Beschreibung, dass sich Reinhard einen „dialog“ (Celia 3: 193) in der Partnerschaft „gewünscht“ (Celia 3: 192) hat, sie sich aber diesem Dialog entzogen hat, zeigt, dass Celia ihren Partner durch Verweigerung zu bestrafen versuchte (Celia 3: 186-194). Eine ähnliche Kommunikationsverweigerungstaktik schildert Celia im Gesprächsabschnitt 4: 60-68, wobei sie sich hier auf Grund der ihr unterstellten biologisch kategorialen Zugehörigkeit diskriminiert fühlt, wäh-

rend sie im oben beschriebenen Fall die Familienzugehörigkeit als Anlass zur Abwertung identifiziert. Ausgangspunkt für Celias Abwehrreaktion sind Reinhard's degradierende Witze, sowohl die geschlechtsspezifisch abwertenden Formulierungen („schade, dass meine tochter kein junge war“, Celia 3: 135, 141) als auch biologisch determinierten („das ist eine von uns, die hat die guten gene“ Celia 4:27/28). Celias Deutungen werden also erst durch den Rückgriff auf ihre Interpretationen der geschilderten „witze“ offenbar: Ihrem Partner unterstellt sie, kraft biologistisch deterministischer Argumente ‚Kultur‘ als metakommunikative Ressource einzusetzen, einerseits um ihr die Tochter zu enteignen und andererseits, um ihr die eigene Minderwertigkeit aufzuzeigen (siehe auch 5.1.3.1. und 5.1.3.2.).

Das Kommunikationsverhalten aus der Sicht des Informanten Reinhard

Eine konkrete Aussage zum Kommunikationsverhalten in der Beziehung macht Reinhard nur an einer Textstelle im Interview, und zwar in der Antwort auf die im Nachfrageteil gestellte Frage, welchen Ratschlag er binationalen Paaren geben würde (Reinhard 9: 1-9). Der Informant macht zwei Vorschläge, die seiner Meinung nach kohärent sind: zum einen, dass die Partner sich ihr „anders-sein“ verzeihen (Reinhard 9: 5), und zum anderem, dass sie „miteinander reden“ (Reinhard 9: 6).

Kultur als Erklärungsmuster im Hinblick auf das Kommunikationsverhalten aus der Sicht der Informanten Reinhard

Zunächst trifft der Erzähler eine allgemeine Aussage, dass sowohl das gegenseitige Verzeihen des Anders-Seins als auch das Miteinander-Kommunizieren das notwendige Fundament einer Beziehung darstellen und dass dies unabhängig von der jeweiligen Kultur gesehen werden muss (5-10 „das hat nix mit binationalität zu tun“ 10). Diese Interpretation stützt sich auch auf seine einleitenden Worte, dass seine Ratschläge nicht nur binationale Paare betreffen, sondern an alle Paare gerichtet sind (3/4). Demnach meint Reinhard hier nicht die kulturell bedingte Andersartigkeit, sondern er akzentuiert die Individualität einer Person. Im Folgenden argumentiert er auf der kulturellen Basis und formuliert ein „kulturspezifisch bedingtes problem“, das er in folgende Dichotomie verpackt: „westeuropäern fällt es leichter über sachen zu reden“ (15/16) versus „in andere kulturen ist es nicht üblich“ (16/17). Abschließend greift er das anfangs geforderte Verzeihen des Anders-Sein erneut auf und erklärt, dass der Metakommunikationsgeschulte dem anderen verzeihen muss, „dass er anders ist“ (24-28). Somit hat Reinhard das zunächst individuell gemeinte „anders-sein“ zu einem kulturellen interpretierten „anders-sein“ modifiziert.

Die Problematik des „anders-seins“ thematisiert Reinhard auch noch unter einem anderen Aspekt (Reinhard 2: 92-101): Er unterstellt seiner Partnerin, „alles“ (97) mit ihrem „anders-sein“ (95) zu rechtfertigen, d.h. ‚Kultur‘ als ungerechtfertigte Entschuldigung zu verwenden. Indem Reinhard die Extremform „alles“ wählt, deutet er an, dass es Probleme gegeben hat, über die ausgiebig gesprochen wurde. Er macht ihr den Vorwurf, dass sie zu keiner Selbstkritik fähig war bzw. sich keine Mühe gegeben hat, diese Kritikpunkte zu ändern („und das war's erst mal“ 96). Reinhard unterstellt seiner Partnerin nicht nur, dass sie ihre Andersartigkeit als Vorwand genutzt hat, um ihre Präferenzen zu erklären, sondern vor al-

lem, dass sie sie als Entschuldigung eingesetzt hat, indem sie ‚Kultur‘ als eine unveränderliche Konstante definiert hat und damit eine Veränderungsmöglichkeit ausschließt. Das Deutungsmuster ‚Kultur‘ wird also seiner Meinung nach von Celia benutzt, um nicht an sich arbeiten zu müssen und andere, kritikwürdige Motivationen zu verschleiern („wir sind anders“ 95). Reinhard erklärt in diesem Zusammenhang, dass er nicht mehr bereit war, die Hintergründe für ihr Verhalten mitzubedenken (Reinhard 2: 99-101)

Eigen- und Fremdwahrnehmung

In diesem Kapitel stelle ich ergänzend allgemeine Aussagen dar, die die Informanten über die Wahrnehmung und Behandlung des Eigenen und des Fremden in der Beziehung machen. Es werden hier nur solche Aspekte angesprochen, die entweder zusätzlich zu den Gesichtspunkten von ‚Kultur‘ in den einzelnen Referenzbereichen thematisiert werden, oder um Abstraktionen und Verallgemeinerungen, die die Informanten ausgehend von den Referenzbereichen vornehmen.

Eigen- und Fremdwahrnehmung aus der Sicht der Informantin Celia

Die Trennung zwischen Eigenem und Fremden formuliert Celia in der Kritik an Reinhard, ihr keinen Raum bzw. „platz“ weder als „mensch“ noch als „migrantin“ gegeben zu haben (Celia 6: 47/48; Celia 7: 11/12 s. 5.1.1.2.). Celia differenziert hier bewusst zwischen Mensch und Migrantin, um auf das Fehlen der Anerkennung sowohl ihrer Individualität („mensch“) als auch ihrer Kultur („migrantin“) hinzuweisen.

Seine rassistischen und diskriminierenden Äußerungen, Witze und Verhaltensweisen diagnostiziert Celia auch als Xenophobie (Celia 6: 65). Ihren Partner portraitiert sie als oberflächlich und nur „nach außen“ hin tolerant und weltoffen. Hinsichtlich ernsterer Aspekte und Beziehungskonstellationen fürchtet er das Fremde dagegen. Mit der Etikettierung ihres Partners als „menschlichen versager“ diskreditiert sie ihn moralisch und entzieht ihm die Achtung (Celia 6: 72-74, Celia 10: 29-47). Ferner macht diese expressive und emotional aufgeladene Äußerung ihre schmerzliche Enttäuschung deutlich. Sie hat von Reinhard mehr soziale Kompetenz erwartet (Celia 10:49-51): Einerseits auf Grund seiner akademischen Ausbildung, aber andererseits auch, weil er mit ihr „einer person aus dem süden“, d.h. einer Person mit einem anderen kulturellen Hintergrund (Celia 7: 12), eine Beziehung eingegangen ist. Indem sie sich nicht nur als „mensch“, sondern auch als „migrantin“ (Celia 6: 47/48; Celia 7: 11/12) missverstanden fühlt, bringt Celia zum Ausdruck, dass sie von ihrem Partner eigentlich erwartet hat, ihre Fremdheitsperspektive in Deutschland mitzubeachten. Sie hat ihm die Kompetenz zugeschrieben, eine Art Doppelperspektive einnehmen zu können und aus Sicht einer Person zu denken, die das andere Land und die andere Kultur kennen gelernt hat (als Tourist), die also selbst dort als Fremder war, und aus der Einheimischen-sicht, als deutscher Mann, der die hiesigen kulturellen und alltäglichen Gegebenheiten kennt. Die Enttäuschung darüber, dass dies nicht der Fall war, macht Celia nicht explizit, sondern indem sie sich fragt, warum Reinhard eigentlich mit ihr zusammen leben wollte (Celia 7: 13). Sie nennt vier Gründe: wegen der Tochter, aus Einsamkeit, auf Grund ihres exotischen Äußeren oder ihrer Kochkünste wegen (Celia 7: 14-18). Letztendlich erklärt sie ihr Desinteresse an dieser Fragestellung (Celia 7: 19/20). Allein auf Grund der Selbstthematizierung ist offenkundig, dass

ihr die Gründe dafür nicht unwichtig sind, und dass die genannten vier Aspekte aus ihrer Sicht jeweils eine Wahrscheinlichkeit haben. Die Autonomiefloskel aus Zeile 20 („das ist egal das ist sein problem“) hat eher die Funktion einer Gesichtswahrung und offenbart eine gewisse Schmerzlichkeit und Enttäuschung. In einem rückblickenden Resümee der Beziehung an Ende des Interviews hebt Celia noch einmal deutlich hervor, dass sich ihre Hauptkritik auf Reinhard's diskriminierendes Verhalten bezieht (Celia 8: 1-56). Sie stellt die These auf, dass sie in Deutschland nie derart diskriminiert wurde wie von Reinhard (Celia 8: 17-20, 39-44). Diese Aussage stuft Reinhard's Fehlverhalten ihr gegenüber kommunikativ hoch („nie“ 17) und basiert auf zwei Ebenen: erstens sein sozusagen zusätzlich diskriminierendes Verhalten in einem ohnehin als ausländerfeindlich geltenden Land und zweitens in einer normalen Beziehung, in der man eigentlich auf Loyalität und Schutz baut und in der man erwartet, als Individuum behandelt zu werden und nicht gemäß einer sozialen Kategorie. An dieser Stelle thematisiert Celia aber auch noch einen neuen Aspekt ihrer Eigen- und Fremdwahrnehmung. Auf der Suche nach den Gründen für ihr langes Verharren in dieser schwierigen Beziehung offeriert sie zwei psychologische Modelle, die sie beide wieder mit den Argumenten ihres positiven Verhältnisses zu Deutschland entkräftet (Celia 8: 21-38). Sie schildert, dass es ihr nicht darum geht, Deutschland einfach abzulehnen und wieder zurück nach Kuba zu gehen, sondern sie betont, dass Deutschland ihr gefällt und dass ihre Heimat das „erleben“ (Celia 8: 37) ist. Diese Aussage kann auch als eine Antwort auf Reinhard's kulturelle Differenzierungstendenz zur Eigen- und Fremdwahrnehmung interpretiert werden (s.o.). Celia geht es vor allem auch darum, ihr Leben als einen Prozess zu beschreiben und Kultur als etwas Veränderbares und nicht wie Reinhard als etwas Statisches zu verstehen. Zur Erhärtung dieser These führt sie die von ihr positiv bewertenden Faktoren für Deutschland auf: ihre deutschen Freunde (Celia 8: 28), die bessere soziale Stellung als Frau in Deutschland (Celia 8: 31/32), das gemäßigte Klima und die Landschaft (Celia 8: 33-35) und vor allem, dass Deutschland ein Teil ihrer Biografie geworden ist (Celia 8: 36-38). Dieser Gedanken wird durch die Aussagen bestätigt, dass ihre Heimat das „erleben ist“ (Celia 8: 37) und dass die in Deutschland verbrachten 18 Jahre (Celia 8: 38) erheblichen Einfluss auf ihre Entwicklung hatten. Celia offeriert hier also ein Modell von ‚Kultur‘ in Sinne einer prozessualen Veränderung: Man wächst als Kind in eine bestimmte Kultur hinein, aber man verändert sich im Laufe der Zeit auf Grund von sozialen, ökonomischen und auch individuellen Faktoren - was einen lebenslangen Prozess beschreibt. Auf den ersten Blick entsteht der Eindruck, dass die Erzählerin hier einen Widerspruch zur Gesprächssequenz Celia 4:34/35 und 47 aufbaut, in der sie ihre Tochter ihr als kulturell zugehörig und ein Stück „heimat“ präsentiert. Zwar differenziert Celia faktisch zwischen Eigenem und Fremden, was aber nicht im Kontrast zu ihrer Theorie der prozessualen Entwicklung steht, sondern vielmehr der Motivation einer Verteidigung gegenüber Reinhard's Versuch, ihr die Tochter kulturell zu enteignen, entspringt.

Eigen- und Fremdwahrnehmung aus der Sicht des Informanten Reinhard

Die klarste Unterscheidung zwischen Eigenem und Fremden formuliert Reinhard über den Vorwurf an Celia, die kulturellen Gegebenheiten mit verschiedenem Maße zu messen und voreingenommen zu urteilen (Reinhard 5: 15-17, 30 42- 46,

48-52, 63-69, 75-92). An diesen Stellen listet Reinhard die Vorzüge von Deutschland auf und kontrastiert sie mit Celias ablehnenden Äußerungen, dass Deutschland „ausländerfeindlich, fürchterlich“ sei und alle Deutschen „schweine“ sind (Reinhard 5:84/85). Wesentlich wirft der Erzähler seiner Partnerin vor, ungerecht zu urteilen und die Schattenaspekte (92) anderer Länder schönzureden oder gar nicht erst zu erwähnen (86). Reinhard operiert zwar nicht direkt mit ‚Kultur‘ und macht vielmehr Celias individuelle Persönlichkeit für die Konflikte verantwortlich. Aber er kritisiert ihre Methode, ‚Kultur‘ als kommunikative Ressource zu nutzen und ihre Idealbildvorstellung aufrecht erhalten zu haben, um nicht eine Veränderung vollziehen zu müssen (5.1.1.2.4.). Interessanterweise zeigt sich hier, dass auch Reinhard seiner Partnerin einen statischen Umgang mit der Kategorie ‚Kultur‘ vorwirft und sich eher als Vertreter einer Entwicklungs- bzw. Veränderungsphilosophie präsentiert.

Zusammenfassender Vergleich des Paares Celia und Reinhard

In dieser paarübergreifenden Zusammenfassung gehe ich der Frage nach, inwieweit sich die Darstellungen der beiden Partner decken oder zu welchen Aspekten sie verschiedener Auffassung sind. Die Darstellung gliedere ich in drei Kategorien: ähnliche, unterschiedliche und widersprüchliche Beschreibungen. Mich interessiert im ersten Schritt vor allem, inwieweit sich die Darstellungen aus den fünf Referenzbereichen in diese drei Kategorien einteilen lassen. Im zweiten Schritt geht es darum, ob beide Partner ‚Kultur‘ zu den gleichen Aspekten als Erklärungsmuster einsetzen. Als Drittes wird gefragt, wie in den übrigen Fällen mit dem Deutungsmuster ‚Kultur‘ operiert wird.

Der Kategorie ‚ähnliche Beschreibung‘ können die Attraktivitätserzählungen beider zugeordnet werden. Die dargestellten Erzählsequenzen decken sich größtenteils, vor allem das Interesse am andern auf Grund seines geschlechtsspezifischen Verhaltens (siehe oben – Attraktivität). Das Auffällige an den Argumentationen ist, dass beide mit dem Deutungsmuster ‚Kultur‘ operieren und damit die Attraktion des anderen erklären. Die Attraktivitätsbeschreibung beider Informanten veranschaulicht evident eine Präferenz für das lateinamerikanische, traditionelle Rollenmuster. Während in den anderen Referenzbereichen das Deutungsmuster ‚Kultur‘ als negative Beurteilung eingesetzt wird oder keine nennenswerte Rolle spielt, argumentieren die Interaktanten Celia und Reinhard hier mit der Vertrautheit der Kultur des anderen. Indem die Kultur des anderen bzw. der anderen nicht als Differenzmerkmal gekennzeichnet, sondern als passend interpretiert wird, hebt sich der Referenzbereich Attraktivität gegenüber den anderen Themenkomplexen signifikant ab (siehe unter: Kultur als Erklärungsmuster im Hinblick auf die Attraktivität ihres/ihrer Partner/in).

Im Bereich des Rollenverständnisses ist die Beurteilung schwieriger, weil zwar die Beschreibung der Rollen ähnlich ist, die Argumentation aber unterschiedlich geführt wird. Auf Grund dessen ordne ich diesen Themenkomplex der Kategorie ‚unterschiedliche Darstellung‘ zu. Die kongruenten Erzähleinheiten beziehen sich insbesondere auf die Attraktivitätsbeschreibungen des geschlechtstypischen Verhaltens des Partners, wohingegen vergleichbare Darstellungen zur traditionellen Rollenaufteilung durch verschiedene Aspekte des jeweiligen Erzählers aufgefüllt werden. Ein bemerkenswertes Phänomen ist, dass beide analog argumentieren, indem sie dem anderen vorwerfen, ‚Kultur‘ als Erklärung zu missbrauchen. Die In-

formantin Celia analysiert die Probleme des Rollenverständnisses hinsichtlich zweier wesentlicher Gesichtspunkte, wobei sie aber vorrangig der individuellen Art und Weise ihres Partners die Schuld an der problematischen Beziehung gibt, während sie kulturelle Bedingungen zwar als Erklärung erwägt, ihnen aber letztlich nur einen geringen Einfluss zuschreibt. Ein Aspekt betrifft die von Celia thematisierten Kommunikationsprobleme, die sie hauptsächlich auf eine allgemeine Geschlechterdifferenz zurückführt und in zweiter Instanz mit Reinhard's ambivalenter Einstellung erklärt, sich einerseits emanzipiert und aufgeklärt zu präsentieren, sich aber andererseits Frauen gegenüber abwertend zu verhalten. Zum zweiten Aspekt wirft sie ihrem Partner vor, ‚Kulturdifferenz‘ als Deutungsmuster zu missbrauchen und als Machtressource gegen sie zu nutzen, indem ihr Partner das gängige ökonomische Nord-Süd-Gefälle auf die Beziehung projiziert und sie auf ein sozialökonomisches Stigma (Armutsmigrantin) reduziert. Ein anderer interessanter Aspekt betrifft ihre eigene Person: Sie greift das von Reinhard angesetzte Nord-Süd-Gefälle auf, nimmt dies als gegeben hin, indem sie sich selbst als eine Person mit einem anderen kulturellen Hintergrund (eine Person aus dem Süden) beschreibt. Reinhard bleibt zunächst bei der gleichen Darstellungsform wie bei der Erklärung der Attraktivität seiner Partnerin, da er die Erklärungen zum Rollenverständnis und zur Attraktivität seiner Partnerin stärker aneinander koppelt. Interessanterweise macht aber auch er seine Partnerin mit einer kulturell bedingten Argumentation für die Probleme in der Beziehung verantwortlich. Der Informant unterstellt Celia, dass sie auf Grund ihrer unrealistischen Bilder einen Lebensstil verfolgt, der von seinem und demjenigen anderer lateinamerikanischer Frauen abweicht und kritisiert, dass sie alle abweichenden Verhaltensweisen mit ihrem Anders-Sein rechtfertigt. Demzufolge schlussfolgert Reinhard, dass seine Partnerin ‚Kultur‘ als kommunikative Ressource benutzt, um an ihren unrealistischen Bildern und ihrer ungewöhnlichen Lebensart nichts ändern zu müssen (s.5.1.1.2.4.). Beide Partner gebrauchen also die gleiche Argumentationsfigur – der andere missbraucht ‚Kultur‘ als metakommunikative Ressource –, kommen dabei aber zu gegensätzlichen Aussagen.

Die Ausführungen über das jeweilige Familienkonzept sind nur zum Aspekt der unterschiedlichen Auffassungen über Gastfreundschaft analog: Celia unterstellt Reinhard eine zu geringe Gastfreundschaft und Reinhard erwähnt, dass Celia ihn auf Grund dessen kritisierte. Die Erklärungen und Argumentationen hingegen sind unterschiedlich bzw. verlaufen über die Kritik bzw. den Vorwurf am anderen. Celia interpretiert Reinhard's unfreundliches Verhalten sowohl individuell als auch kulturell: Einerseits liegt es an seinem Charakter und seiner Erziehung, andererseits an der Übernahme kulturell bedingter Umgangsformen, d.h. abhängig von den jeweils vorherrschenden kulturell gegebenen Geflogenheiten – zum Beispiel wie jemand als Gast behandelt wird. Reinhard indessen kritisiert Celia's Besuchsgewohnheiten und schreibt ihr ein verantwortungsloses Verhalten gegenüber der Tochter zu. Er unterstellt ihr ein unmäßiges Bedürfnis, mit anderen Leuten (Besuch) zusammen sein zu wollen, und wirft ihr vor, dabei die eigene Familie (ihn und die Tochter) zu vernachlässigen, wohingegen er sich als verantwortungsvoller Vater präsentiert. Die Familienkonzeptionen beider sind gegensätzlich: Die Partner erklären ihr eigenes Konzept jeweils in Abgrenzung zum Konzept des anderen. Celia beschreibt ihren Familienbezug in Anlehnung an die typische Großfamilie auf dem Fundament der klassischen Rollenaufteilung. Ihr Partner hingegen

unterstellt ihr ein unsinniges Familienkonzept und vor allem, dass sie Familiensinn nur vortäusche. Auch zu diesem Gesichtspunkt argumentiert er wieder mit ihrem unsinnigen Familienbild, was ihrer Idealbildkonstruktion entspringt und letztlich ein verantwortungsloses Verhalten gegenüber der Tochter zur Folge hat (s.o.). Seine Argumentation basiert auf der gleichen Schlussfolgerung wie zum Rollenverständnis: er wirft seiner Partnerin vor ‚Kultur‘ als Deutungsmuster für das Verharren in ihren unrealistischen Bildern zu benutzen, um damit ihre Defizite zu vertuschen. Sich selbst beschreibt Reinhard als Befürworter des Konzeptes einer Kleinfamilie, wobei er aber seine eigene Lebenssituation (die eher der einer Großfamilie gleicht) als optimal offeriert. Eine andere Unstimmigkeit ergibt sich aus seiner eingangs geführten Argumentation, indem er behauptet, dass Celias Nicht-Heimisch-Werden nicht kulturell bedingt ist, sondern an ihren unrealistischen Bildern liegt, aber folgend als Ursache für diese Idealbildervorstellung kulturspezifische Komponenten angibt. Das Bemerkenswerte ist, dass auch Celia ihren Partner zunächst dem Kleinfamilienkonzept zuordnet, aber in ihrer Argumentation hauptsächlich auf die Widersprüchlichkeit seiner Aussagen und seiner tatsächlichen Lebenssituation aufmerksam macht. In Anbetracht Reinhardts eigener und wahrscheinlich unbemerkt widersprüchlicher Aussagen zu seinem Kleinfamilienkonzept und seiner faktischen Lebensumstände sind Celias Darstellungen hinsichtlich seines Familienbezuges gar nicht so sehr widersprüchlich. Das Gegensätzliche ist vielmehr ihre Interpretation und die Kritik, dass Reinhard nur ein Kleinfamilienkonzept vertritt, um die Ablehnung gegenüber ihrer Familie zu retuschieren. Indem er von ihr fordert, mit ihm nach dem Konzept einer Kleinfamilie zu leben (Vater, Mutter, Kind), hat er die Möglichkeit, ihre Familie von der Gemeinschaft auszuschließen. Seine Familie ist hingegen auf Grund der räumlichen und sozialen Nähe präsent und benötigt keine Legitimation für ihr Dasein.

In Bezug auf das Verhältnis zur gemeinsamen Tochter thematisieren die Partner sehr unterschiedliche Ereignisse und Aspekte, so dass dieser Referenzbereich der Kategorie ‚unterschiedliche Darstellung‘ zugeordnet werden kann. Die Informantin Celia bezieht sich in ihrer Darstellung hauptsächlich auf Reinhardts degradierende Witze und stellt ihre und seine Standpunkte zur gemeinsamen Tochter dar, indem sie einen konfliktgeladenen Dialog rekonstruiert. Der Informant Reinhard stellt diesen Bereich sehr ähnlich dar wie die Frage des Familienkonzepts, er gibt von sich ein positives Vaterbild, kritisiert Celia, die auf Grund ihres sorglosen Lebensstils und widersinnigen Familienkonzeptes die gemeinsame Tochter vernachlässigt. Das Fazit beider ist ein ähnliches: jeder wirft dem anderen vor, ‚Kultur‘ als Deutungsmuster zu missbrauchen. Reinhard kritisiert Celia erneut, ihre unrealistischen Bilder beizubehalten und alles Strittige mit ihrem Anderssein zu rechtfertigen. Celia hingegen wirft Reinhard vor, kraft seiner biologisch deterministischen Witze ‚Kultur‘ zu benutzen, um ihr die Tochter kulturell zu enteignen und sie von ihrer Minderwertigkeit zu überzeugen. Celias Argumentation über die individuelle und kulturelle Zugehörigkeit der Tochter macht offenkundig, dass sie Reinhard einen statischen Kulturbegriff unterstellt, indem er die Idee einer nationalen Identität vertritt, sie hingegen Personwerdung als lebenslangen Prozess beschreibt, d.h. auch kulturelle Komponenten als veränderbar einschätzt.

Das Kommunikationsverhalten in der Beziehung thematisieren Celia und Reinhard hinsichtlich der Beschreibung der jeweiligen Kommunikationsstrategie relativ ähnlich. Celia kontrastiert beide Kommunikationsformen, indem sie das

Eigene dem Fremden (Reinhard's Kommunikationsstrategie) gegenüber stellt. Ihrer Vorstellung nach sollten Probleme nicht zerredet werden und wenn es in der Partnerschaft zu Konflikte kommt, die besprochen werden müssen, dann sollten diese unter Ausschluss der Öffentlichkeit diskutiert werden. Die Beziehungsbewältigungsstrategie ihres Partners beschreibt Celia als Metakommunikation, die auch in der Öffentlichkeit, d.h. mit gemeinsamen Freunden und Bekannten geführt wird. Bis auf den Öffentlichkeitsfaktor (den er nicht thematisiert) schließt sich Reinhard dieser Darstellung an: Er proklamiert das Miteinander-Reden und das Verzeihen vom Anderssein (des andern) als notwendiges Fundament einer Beziehung. Die Auswirkungen, Konsequenzen und Argumentationen der unterschiedlichen Konzeptionen beschreiben die Parteien jedoch unterschiedlich. Die Informantin Celia reagiert auf Reinhard's öffentliche Witze mit Kommunikationsverweigerung und emotionalen Rückzug aus der Beziehung. Ferner konstatiert sie eine problematische Beziehung, die schon zu Beziehungsbeginn durch Kommunikationsprobleme belastet wird. Wie auch bei der Beschreibung des Verhältnisses zur gemeinsamen Tochter wirft sie ihrem Partner vor, ‚Kultur‘ als Machtressource gegen sie zu missbrauchen. Reinhard thematisiert die unterschiedlichen Konzeptionen auf einer sehr abstrakten Ebene, indem er formuliert, dass Westeuropäer selbstverständlicher miteinander reden als das in anderen Kulturen der Fall ist. Er postuliert deshalb ein größeres Verständnis des Westeuropäers im Umgang mit dem Anders-Sein seines Partners. Interessanterweise widerspricht Reinhard sich bei seiner Argumentation: Zunächst behauptet er, dass das Anders-Sein einer Person nicht mit deren Kultur zu tun hat und im nächsten Schritt koppelt er das Anders-Sein an die kulturelle Herkunft einer Person. An anderer Stelle aber deutet er das Anders-Sein seiner Partnerin als ungerechtfertigte Entschuldigungsstrategie und kritisiert Celia, dass sie ‚Kultur‘ als Ausrede verwendet, um sich nicht ändern zu müssen (s.o.). Implizit beinhaltet diese Kritik, dass Reinhard seiner Partnerin vorwirft, ‚Kultur‘ als unveränderliche Größe zu verstehen. Dieser Vorwurf ist der Kritik ähnlich, die Celia ihm bezüglich der kulturellen Zugehörigkeit der Tochter macht (s.o.).

Der Themenkomplex ‚Eigen- und Fremdwahrnehmung‘ behandelt Celias Vorwurf, dass ihr Partner ihren Teil ablehnt und ihren Lebensstil als Vorwand benutzt, um seine Ablehnung ihrer Familie zu verschleiern, und versucht, ihr die Tochter kulturell zu enteigen. Schließlich unterstellt sie Reinhard auf Grund seiner widersprüchlichen Aussagen rassistisches Verhalten und diagnostiziert ihn als xenophob. Reinhard wiederum kritisiert ihren ungewöhnlichen Lebensstil, ihre Neigung unrealistische Bilder zu konstruieren und ihre ungerechten Schlussfolgerungen: Sie diskreditiert Deutschland und im Vergleich dazu idealisiert sie andere Länder. Dementsprechend verlaufen die Argumentationen beider parallel: Sie werfen sich gegenseitig vor ‚Kultur‘ als statische, unveränderbare Größe zu interpretieren, in klischeehafter Weise die jeweils eigene Kultur zu idealisieren und die des Partners schlecht zu machen.

Zusammenfassend kann ausgesagt werden, dass beide dem jeweiligen Partner die Vorhaltung machen, das Deutungsmuster ‚Kultur‘ als metakommunikative Ressource ungerechtfertigt gegen den anderen einzusetzen. Demgegenüber wird ‚Kultur‘ von den Befragten als eine tatsächlich für Probleme verantwortliche Größe nur selten eingesetzt. Selbst in den Fällen, in denen dies geschieht, wird ‚Kulturdifferenz‘ ein relativ geringerer Erklärungswert für Probleme

turdifferenz' ein relativ geringerer Erklärungswert für Probleme zugeschrieben als anderen, vor allem individuellen, persönlichkeitspezifischen Faktoren. Sowohl die sehr diskrepanten Bewertungen und Interpretationen der Beziehungsgeschichte als auch die Tatsache, dass die Befragten zwar Aussagen zu den gleichen Referenzbereichen machen, dabei sich aber nicht auf die gleichen Schlüsselereignisse beziehen, zeigt, dass die individuelle Sicht nicht (mehr) das Produkt einer partnerschaftlichen Wirklichkeitskonstruktion ist. Die Trennung der Partner zeigt sich besonders darin, dass beide im Prozess der Bewältigung des Beziehungsendes jeweils eigene Deutungen und Relevanzsetzungen entwickelt haben. Teilweise führen diese unterschiedlichen Deutungen zu Interpunktionskonflikten. Es finden sich allerdings noch Spuren gemeinsamer Wirklichkeitskonstruktion, vor allem in der Beschreibung der unterschiedlichen Kommunikationsstile und in den Auseinandersetzungen um den Familienbezug.

11.2. Ergänzende Beobachtungen aus den weiteren Fällen

Im vorangehenden Abschnitt habe ich die Wirklichkeitskonstruktion und Bewältigungsstrategien der Erzähler Celia und Reinhard rekonstruiert, um aufzuzeigen, welche Rolle das Deutungsmuster ‚Kultur‘ für die Interpretation ihrer Beziehungsgeschichte spielt. Im Folgenden ergänze ich diese Rekonstruktion durch Beobachtungen, die aus den weiteren Erzählungen der anderen von mir interviewten Paare zu gewinnen sind. Ich konzentriere mich dabei vor allem auf diejenigen Gesichtspunkte, in denen diese von Reinhard und Celia abweichen. Im Einzelnen frage ich:

- Beziehen sich ihre Darstellungen auf die gleichen Referenzbereiche?
- Wie wird mit ‚Kultur‘ argumentiert?
- Welche anderen Deutungsmuster werden zur Erklärung der Beziehungsgeschichte bemüht?

11.2.1. Fallbeispiel II - Frauke und Azad

Frauke

Auch Frauke thematisiert während ihrer Beziehungsbeschreibung vier der Referenzbereiche, die schon aus dem ersten Fallbeispiel bekannt sind.⁵¹ Sie macht Aussagen über die Attraktivität ihres Partners, nennt rollenspezifische Probleme und gibt einen kurzen Einblick in die unterschiedlichen Familienkonzepte und Kommunikationsstile und spricht über die Thematik ‚Eigenes und Fremdes‘. Sie kontrastiert dabei das Eigene mit dem Fremden, indem sie Gründe für das Festhalten an der Beziehung angibt. Die Informantin bezeichnet drei Faktoren als das Verbindende zwischen den Partnern: die Kinder, das „politische Interesse“ und die gleiche Weltanschauung („atheistisch“) sowie den familiären Zusammenhalt (einschließlich der Eltern). Die Attraktivität ihres Partners erklärt sie aus drei Gegebenheiten: erstens seine „weltoffene Art“ (vor allem vorurteilsfrei gegenüber

⁵¹ Der Referenzbereich ‚Das Verhältnis zur gemeinsamen Tochter‘ ist fallspezifisch und gilt nur für die Interaktanten Celia und Reinhard.

anderen Kulturen zu sein), zweitens ihr eigenes Interesse an anderen Kulturen und drittens ihre Sympathie für das „besondere, außergewöhnliche“, was sie mit der Faszination für die andere Kultur (einschließlich der ihres Partners) belegt. Ihre Vorliebe für das „besondere und außergewöhnliche“ führt Frauke auf ihre eigene „flippige“ Lebensart und die vorurteilsfreie Einstellung ihrer Eltern zurück. Ihre Faszination für die andere Kultur illustriert Frauke anhand eines Vergleiches. Sie kontrastiert die andere Kultur mit deutschen Männern, die die Informantin als „zu langweilig“ charakterisiert. Indem Frauke das „besondere und außergewöhnliche“ an die Kultur des anderen koppelt, setzt sie das Deutungsmuster ‚Kultur‘ als Erklärung für ihre Präferenzen ein. Das Fremde bzw. die andere Kultur wird als positives und willkommenes Element interpretiert. Die Probleme und Konflikte in der Partnerschaft führt Frauke in erster Linie auf geschlechtstypisches Verhalten („typisches geschlechterproblem“) zurück. Als Beispiel nennt sie die Diskussionen über Arbeiten, die im Haushalt anfallen und letztendlich von ihr erledigt werden müssen. In ihrer Argumentation stützt sie sich auf die Handlungsweisen ihrer Söhne, die sich ebenfalls gern ihrer häuslichen Pflichten entziehen. Die Ursache dafür sieht Frauke in der Identifikation mit dem Vater, d.h. also im Erlernen eines geschlechtstypischen Verhalten. Ihrer Meinung nach sind derartige Probleme (Haushalt) auf keinen Fall kulturspezifisch und auch weniger individueller Natur, da diese Problematik für sehr viele Partnerschaften charakteristisch ist und auch Paare betrifft, die aus einer gemeinsamen Kultur stammen. Eine individuelle Komponente erkennt Frauke in den unterschiedlichen Kommunikationsstilen. Ihren Partner charakterisiert sie als „kopfmensch“ - eine Person, die „logisch denkt“. Dagegen beschreibt sich Frauke als eher „gefühlbetont“. Die Kommunikationsprobleme in der Beziehung erklärt sie in erster Linie aus den unterschiedlichen Kommunikationsstilen und in zweiter Instanz durch die individuellen Eigenschaften ihres Partners. Die Informantin hält sich in ihrer Kritik dennoch sehr zurück und bemerkt nur, dass „oft probleme nicht ausgetragen werden können“, weil Azad sie auf Grund seiner „besserwisserei fertig macht“. Die Ursache dafür führt Frauke auf die „erziehung“ ihres Partners zurück, vor allem auf den „autoritären verhaltensstil“ seines Vaters. Generell beschreibt sie seine Familie aber als „modern und vorurteilsfrei“. Alle Schwestern haben das Gymnasium besucht und orientieren sich nicht an dem „typisch traditionellen“ armenischen Rollenbild. Die Informantin stellt insbesondere auch das positive Verhältnis zu seiner Familie heraus, die im Gegensatz zu ihrer (Einzelkind) sehr groß ist. Die Familienmitglieder besuchen sich oft und auch ihre Eltern stehen im Kontakt zu Azads Familie. Hinsichtlich der unterschiedlichen Familienkonzepte thematisiert die Erzählerin zum einen die Differenz der Familiengröße und zum andern die ihr eher ungewohnte Lebenssituation, dass in Azads Familie dem Einzelnen kaum Privatsphäre bleibt und man „völlig vereinnahmt wird“, was sie als „gastfreundliches“ Verhalten interpretiert und die „sorge um den gast“ zum Ausdruck bringt. Ungeachtet der unterschiedlichen Lebenskonzepte fühlt sie sich in der Familie ihres Partners wohl und vor allem auch als „deutsche“ akzeptiert.

Azad

Azad beschreibt die Partnerschaft nur sehr abstrakt. Es finden sich im Interview kaum narrative Passagen. Seine Ansichten formuliert er eher im Sinne eines allgemein gültigen Resümees. Der Informant führt weder konkrete Beispiele an noch

bezieht er sich auf bestimmte Situationen. Seiner Meinung nach spielt die kulturelle Ebene in ihrer Partnerschaft keine Rolle. Etwaige Probleme führt der Informant auf individuelle Aspekte zurück („probleme sind nicht kulturell, sondern individuell“). Zu den individuell bedingten Problemen zählt Azad auch das Kommunikationsverhalten seiner Frau, die er als eine Person beschreibt, die „immer diskutieren will, nachhakt und auf ihrer meinung beharrt“. Die Attraktivität seiner Partnerin begründet Azad mit ihrer „offenen und vorurteilsfreien“ Einstellung anderen Kulturen gegenüber. Im Kontrast zu seiner Frau artikuliert er keine Aussagen über das Rollenverhalten in der Beziehung. Der Institution ‚Familie‘ schreibt Azad eine wichtige Rolle zu, deren Gelingen vor allem von der gegenseitigen Akzeptanz abhängig ist. Als bindende Faktoren ihrer Beziehung nennt Azad die gemeinsame Aufgabe der Kindererziehung, das Interesse für ethnische und politische Angelegenheiten und die gleiche Weltanschauung.

Zusammenfassung des Fallbeispiels II

Beide Informanten schließen ‚Kultur‘ als mögliches Erklärungsmuster für partnerschaftliche Probleme aus. Während Frauke ihre Argumentation vorwiegend auf geschlechtsspezifische Unterschiede zurückführt, macht Azad für Probleme individuelle Eigenschaften verantwortlich. Kulturelle Differenz spielt für Frauke eine positive, attraktivitätserzeugende Rolle, und das Interesse an ethnisch-kulturellen, vor allem politischen Fragen macht für beide ein wesentliches Bindeglied der Partnerschaft aus.

11.2.2. Fallbeispiel III - Mary und Dirk

Mary

Die Informantin Mary macht zu allen vier Referenzbereichen⁵² konkrete Aussagen, wobei sie schon vorab thematisiert, dass sie der Kategorie ‚Kultur‘ für irgendwelche Beziehungsprobleme keine Relevanz beimisst. Interessanterweise wird der Aspekt ‚Eigens und Fremdes‘ in den anderen Referenzbereichen mitthematisiert, da sie fast zu jedem Gesichtspunkt einen Vergleich zwischen Kolumbien (Eigenes) und Deutschland (Fremdes) anschließt. In einem allgemeinen Fazit weist sie aber daraufhin, dass Beziehungskonflikte hauptsächlich „*genderspezifischer natur*“ sind oder auf eine Differenz zwischen Dorf- und Stadtstruktur zurückgeführt werden können, wobei sie die These der regionalen Abhängigkeit nicht weiter ausführt. Ihr Partner wirkte auf Mary zunächst durch seine „freie und offene art“ und durch seine „schönen lippen“ attraktiv. Im nächsten Schritt beschreibt sie ihn auch als „frech“ und manchmal etwas „spießig“, da er zum Beispiel „den mantel immer ordentlich aufhängt“, was Mary als „typisch deutsch“ charakterisiert. In einer anderen Gesprächssequenz greift die Erzählerin die Typisierung „spießig“ noch einmal auf und expliziert, dass sie darunter das „deutsche geradeaus-gucken“ versteht. Sie rahmt ihre Interpretation als eine humoristische Kritik, die aber dennoch aufzeigt, dass Mary spezielle Verhaltensweisen ihres Partners kulturell erklärt. Hinsichtlich der Attraktivität folgert die Informantin vor allem, dass „die chemie“ zwischen ihnen stimmt und der „sex die nummer eins“

⁵² Innere Struktur der Paarbeziehung (Attraktivität u. Rollenverhältnis), Familienkonzeption, Kommunikation, Eigenes- und Fremdes

für beide ist. Als beziehungsbindende Faktoren benennt Mary das Interesse an gemeinsamen „unternehmungen“, „spass zu haben“ und „weltinteresse“. *Genderspezifische* Aspekte thematisiert Mary vorwiegend im Zusammenhang mit den unterschiedlichen Kommunikationsstilen. Ähnlich wie die Informantin Celia deutet Mary bestimmte Beziehungsprobleme über die Geschlechterdifferenz, die sich auf Grund der geschlechtspezifischen Kommunikationsweise ergeben. Sie erklärt, dass „männer weniger reden wollen“ und sich schneller aus der Kommunikationssituation „zurückziehen“. Einen weiteren Hinweis liefert Mary zum Thema der Eifersucht. Sie beschreibt eine heikle Eifersuchtssituation auf einer Party und charakterisiert Dirks Verhalten als einen „typisch deutschen macho“. Sie amplifiziert ihre Interpretation durch eine Dialogwiedergabe zwischen ihr und ihrem Vater als Erhärtung ihrer These: Ihr Vater wirft (nachdem er S. Freud gelesen hatte) die Frage auf, ob die deutschen Männer „machos“ seien. Diesen Verdacht bestätigt Mary im Interview, räumt aber ein, dass die „deutschen nicht so extrem sind wie die kolumbianer“. Für diese Gegebenheit schließt sie ‚Kultur‘ als Erklärung aus („das liegt an *gender* nicht an kultur“). Die *genderspezifische* Problematik erklärt sie wiederum mit den unterschiedlichen Kommunikationsstilen von Männern und Frauen, welche sie als „internationale probleme“ identifiziert. Zum geschlechtsspezifischen Kommunikationsstil gehört für sie vor allem auch das „typisch weibliche verhalten“, dass „frauen genau wissen wie man einen mann um den finger wickelt“. Eine kommunikationsunabhängige Argumentation führt Mary zur Frage der „freiheit der frauen“. Der Beschreibung der alltäglichen, kolumbianischen Lebenswelt illustriert Mary vor allem auch die eingeschränkten Möglichkeiten der Frauen. Sie kritisiert den „konservativen lebensstil“ in Kolumbien und thematisiert anhand von mehreren Beispielen aus ihrem Familien- und Bekanntenkreis die „unterwürfigkeit der frauen“. Interessant ist, dass Mary betont, dass ihr diese Lebensweise mittlerweile sehr „fremd“ ist und sie die „andere lebensart“ und „unterschiedliche kultur“ erst dann feststellt, wenn sie ihre Familie in Kolumbien besucht, also vor Ort ist („das ist eine ganz andere welt, eine andere kultur, was ich erst merke wenn ich meine familie dort besuche“). In ihrem Fazit konstatiert die Erzählerin, dass „die Stellung der frauen in deutschland besser ist“, und „sie mehr freiheit haben“. Als konkrete Beispiele benennt Mary die „scheidungsmöglichkeiten in deutschland“ und die „verhütungsmittel“. Den Aspekt der Freiheit stellt die Erzählerin aber auch in Zusammenhang mit Einsamkeit, wobei sie anhand der Familienabhängigkeit den Gegensatz zwischen Freiheit und Einsamkeit illustriert. In Kolumbien ist der „zusammenhalt in der familie sehr stark“, was für sie als „kolumbianerin“ einen „normalen“ Zustand bezeichnet. Sie beschreibt ihre Familie als ein „offenes haus“, wo man zu feiern versteht, „tanzt und fröhlich“ ist. Sie bezieht sich dazu auch auf ein „rhythmusgefühl“, was den „deutschen“ fehlt bzw. „nicht in ihnen drin steckt“. Interessanterweise macht sie aber sofort einen Widerspruch auf, indem sie erzählt, dass sie in „venezuela“ einen Mann kennen gelernt hat, der „überhaupt nicht tanzen konnte“, dass und sie darüber sehr überrascht war, da man generell den „venezuelanern ein besonders gutes gefühl für rhythmik“ zuschreibt. Mary argumentiert hier zwar mit der Kategorie ‚Kultur‘, aber eher im Sinne einer Reflektion, wobei sie selbst das Für und Wider des Kulturaspektes erwägt und zum Fazit kommt, dass ‚Kultur‘ als geeignetes Erklärungsmodell nicht relevant ist. Diese Interpretation bestätigt sich auch durch die Beschreibung ihres eigenen Tanzverhaltens. Mary schildert, dass sie früher nicht tanzen

konnte: „früher haben nur die putzfrauen in kolumbien salsa und cumbia getanzt“, sie selbst hat diese Tänze erst gelernt, als „diese musik populär wurde und sich die tänze kulturell entwickelt haben“. In diesem Zusammenhang versteht Mary unter „kulturell entwickelt“ die musikalische Weiterentwicklung bzw. Verfeinerung.

Dirk

Wie seine Partnerin thematisiert Dirk alle vier Referenzbereiche (s.o.), wobei auch er die Kategorie ‚Eigenes und Fremdes‘ wie Mary in den anderen vier Themen erörtert. Einige seiner Äußerungen beziehen sich direkt auf die seiner Partnerin, da sie dem gemeinsamen Teil des Interviews entspringen und dementsprechend Teile eines Dialogs des Paares ausmachen.

Die Attraktivität seiner Partnerin begründet der Informant mit „ihrem attraktiven äußeren“ zum Beispiel „den schönen beinen“, aber auch mit ihrem „gepflegtem gesprächsstil“, der seinem „niveau“ gleicht. Ein anderer, ihm wichtiger Aspekt ist, dass „sich mary über konventionen hinweg setzt“ und nicht „alles unter den teppich kehrt“, wie das seiner Meinung nach in Kolumbien der Fall ist. In diesem Kontext kritisiert er vor allem die „doppelmoral des katholizismus“ und die indirekte Form der Problembewältigung („über probleme wird in kolumbien nicht offen gesprochen“). Die Attraktion der anderen Kultur thematisiert Dirk auf einer sehr abstrakten Ebene. Er erklärt, dass „die andere kultur oft auf grund dessen bewundert wird, was der eigenen vermeintlich fehlt“. In Kolumbien hat er die Erfahrung gemacht, dass er auf Grund der Achtung für die deutsche Fußballnationalmannschaft angesehen und akzeptiert wurde, da „die kolumbianer beigeisterte fußballfans der deutschen sind“. Seine eigene Affinität zu Kolumbien führt Dirk auf Ähnlichkeiten zu seiner familiären Abstammung zurück. Seinen Ursprung bezeichnet er als „deutsch – rumänisch“. Die Vergleichbarkeiten zwischen Kolumbien und der Lebensart seiner Familie sieht er vor allem in den ähnlichen Kochgewohnheiten (besonders der verwendeten Lebensmittel wie Mais und Chilis sowie einige spezielle Gerichte) und in der Struktur der Familienbeziehung (enger Familienzusammenhalt bzw. – abhängigkeit, ein „offenes haus“, „klatsch und tratschgewohnheit“). Die Ähnlichkeiten zwischen kolumbianischer Lebensart und der „emigrantendorfstruktur“ seiner Familie verwendet er auch vorrangig als Erklärung für etwaige Probleme in einer Partnerschaft. Im Gegensatz zu seiner Partnerin schreibt Dirk der Differenz zwischen Dorf- und Stadtbevölkerung eine weit größere Relevanz zu als irgendwelchen anderen Deutungen. Die Strukturen beider Familien sind ihm zu eng und im Kontrast zu seiner Partnerin fühlt er sich in seiner „privatsphäre gestört“ und empfindet den Familienzusammenhalt als zu sehr „verpflichtend“. In positiver Hinsicht aber interpretiert er das „offene haus“ beider Familien, was er aber nicht auf „kulturelle gegebenheiten“ zurückführt, sondern auf die „familienstruktur“. Als Beispiel erwähnt Dirk die Fähigkeit der Kolumbianer zum Feiern, die „immer gutes essen machen und auf ihren festen tanzen“. Im Vergleich dazu „können die deutschen nicht feiern“, „die partys sind stumpf und langweilig ... die kommen vielleicht gerade mal zu einer polonaise wenn sie genug im tee haben...“. Ergänzend begründet der Informant die unterschiedliche Art des Feierns mit einem kulturspezifischen Argument: „die deutschen können nicht tanzen“. In Bezug auf Eifersucht weist er die Unterstellung seiner Partnerin, dass sein „machoverhalten typisch deutsch“ sei, zurück und beharrt darauf, dass dies zu seinen individuellen Eigenschaften gehört („ne ich bin so ... ich setze eben eine

duftmarke...“). Zum Aspekt des unterschiedlichen Kommunikationsverhaltens stimmt er der Interpretation seiner Partnerin zu, dass viele Probleme auf einen *genderspezifischen* Kommunikationsstil zurückgeführt werden können („typische weibliche manipulationsstrategie“), und erklärt, „umso größer der machismo ist umso ausgefeilter ist die manipulationskunst der frauen“. Auch Dirk koppelt den Kommunikationsstil an das rollenspezifische Verhalten der Geschlechter, trifft aber keine konkreten Aussagen, welcher Ursache dies entspringt. Er bestätigt im Grunde Marys Fazit, dass Frauen in Deutschland mehr Freiheit genießen und Kolumbien einen „gnadenlosen machismos kultiviert“. Er als „mann“ habe es dort sehr „leicht gehabt“ und hatte vieles an Freiheit, was den „frauen verwehrt wird“. Auch hier konstatiert Dirk eine Ähnlichkeit zu seiner Familie, die immer noch eine „deutsch-rumänische dorfkultur aufrechterhalten“. In einem Fazit stellt der Informant noch einmal heraus, dass das Geheimnis einer bikulturellen Partnerschaft vor allem in der gegenseitigen Akzeptanz liegt, dass „man dem anderen nicht angreift ... ihm sein eigenes lässt ... und seinen ursprung respektiert“, da eine „heimat für jeden wichtig ist“.

Zusammenfassung des Fallbeispiels III

Im Unterschied zu den anderen Paaren vergleichen Mary und Dirk ausgiebig die Verhältnisse in Deutschland mit denen im Herkunftsland der nicht-deutschen Partnerin (hier: Kolumbien). Sie betonen dabei besonders Aspekte, in denen sich die fremde Kultur von der eigenen positiv abhebt, seltener auch solche, in denen sie sich negativ unterscheidet. Dabei werden zwar zahlreiche kulturelle Differenzen, vor allem in Bezug auf die Rolle der Frau und in Bezug auf Festlichkeit, festgestellt. Diese Unterschiede werden von beiden aber nur in Bezug auf Fragen des Temperaments, und von Mary auch hinsichtlich der Frauenrolle und Ordnungsliebe, als kulturspezifisch erklärt. Vor allem Dirk sieht die Differenzen vielmehr als Fälle eines allgemeinen Stadt-Dorf-Unterschiedes. Beide Partner verwerfen explizit, dass kulturelle Faktoren Gegebenheiten und Probleme der Partnerbeziehung erklären. Hier werden vielmehr dominant geschlechtsspezifische Unterschiede, sowie vereinzelt persönlichkeitspezifische Eigenheiten als Erklärung angesetzt.

11.2.3. Fallbeispiel IV - Angela und Claudio

Angela

Die Informantin Angela spricht in ihrer Erzählung alle vier Referenzbereiche an, wobei die Aussagen zur Attraktivität ihres Partners und zur Familie dominieren. Die Zuschreibung von Eigenem und Fremden koppelt die Erzählerin an die ‚Kultur‘. Ihre eigene ‚Kultur‘ bewertet sie eher negativ, die ihres Mannes positiv, vor allem was die Erklärung der Attraktivität ihres Partners betrifft. Der konkreten Beschreibung der Attraktivität Claudios schickt Angela eine ausführliche Erzählung über ihre Präferenz für die lateinamerikanische Lebensart voraus. Sie erklärt, dass sie „deutsche männer immer als langweilig empfunden hat“, dass sie „keine persönlichkeit haben“ und ihnen „der charakter fehlt“. Diese Äußerungen belegt Angela mit Beispielen aus ihrer vorherigen Beziehung zu einem deutschen Mann. Im Kontrast dazu stellt sie ihre Erfahrungen, die sie während ihres einjährigen Aufenthalts in Venezuela gemacht hat. Dort hat sie „einen spiegel vorgehalten bekommen“ und hat erkannt, „wie sie selbst ist“, was Angela als Erweiterung ihres

„horizontes“ interpretiert. Dabei bezieht sie sich vor allem auf die alltägliche Lebenswelt der Venezolaner („der alltag ist einfach anders als in europa ... die leute sind einfach offener, fröhlicher auch in der größten not“). Besonders das Gefühl der „lebensfreude“ vermisst die Informantin im deutschen Alltag („ich will die lebensfreude spüren ... die deutschen sind so steif und so kalt“). Ihrer Meinung nach sind die „leute in venezuela herzlicher“, wogegen sie die „deutschen“ als „oberflächlich“ charakterisiert. Ihren Partner hat Angela beim „salsa tanzen“ kennen gelernt und fand ihn auf Grund seiner „witzigen art“ attraktiv. Ergänzend erklärt Angela, dass ihr im Allgemeinen die „art und weise der südländer besser gefällt“, was auch eine gewisse Relevanz für das Interesse an ihrem Partner hat. Als einen weiteren Beleg für die unkompliziertere Art der „lateinamerikaner“ illustriert Angela deren bereitwillige „hilfe ohne eine gegenleistung zu erwarten“, weil „sie im hier und jetzt leben“. Im Gegensatz charakterisiert sie die „deutschen“ als diejenigen, die „alles planen müssen ... die zukunft festlegen“ und meint, dass dadurch „alles so aufgesetzt ist“. Diesbezüglich zieht die Informantin ein allgemeines Fazit und erklärt, dass sie sich in Deutschland „kontrolliert und verplant und sich nicht frei fühlt“.

Hinsichtlich des rollenspezifischen Verhaltens macht Angela nur eine Aussage, die aber markant von denen der anderen Informanten abweicht. Sie schildert, dass sie mit ihrem Partner vor der Hochzeit seine Familie in Kuba besucht haben, von der sie „sehr beeindruckt“ war. Angela stellt heraus, dass „die frau in der kubanischen gesellschaft einen höheren stellenwert“ einnimmt und „ihre meinung mehr geschätzt wird“. Diese Interpretation belegt sie mit den Erfahrungen anderer Freundinnen, die ebenfalls mit Kubanern verheiratet sind. Der Erzählerin betont auch hier wieder den „natürlichen“ Lebensalltag der Familie, dass zum Beispiel die Personen „offen weinen oder kreischen ... und vor dem anderen emotionen gezeigt werden, was in deutschland als erwachsener nicht so ist“. Der Familienzusammenhalt stuft die Informantin als „sehr hoch“ ein, beschreibt, dass die Familienmitglieder sich „aufeinander verlassen können“ und „man mit der unterstützung der familie rechnen kann“. Den Familienzusammenhalt führt sie auch auf die Notwendigkeit einer Konsenslösung zurück, da „vier generationen unter einem dach leben“ und „deshalb konflikte ausgetragen werden müssen“. Dazu kontrastiert sie ihre Lebenssituation, indem sie ihre Unabhängigkeitsbestrebungen thematisiert („ich dagegen bin schon mit 18 ausgezogen, weil ich von meinen eltern unabhängig sein wollte“). Sie zieht ein allgemeines Fazit und konstatiert, dass man „in deutschland verlernt hat miteinander zu reden“, weil man sich räumlich trennen bzw. „auseinander gehen“ kann. Ihren Kommunikationsstil charakterisiert sie als „aggressiv“, der ihrem Partner „eher ungewohnt“ ist und ihm im Beisein „anderer leute“ etwas unpassend erscheint. Der Erzählerin hingegen ist „seine art zu feilschen peinlich“. Die unterschiedlichen Kommunikationsstile führt Angela zum Teil auf die „erziehung“ und Familienstruktur zurück, zum anderen interpretiert sie sie als kulturabhängig. Das „aggressive“ Verhalten deutet sie als eine Eigenschaft, die häufig bei „deutschen“ zu beobachten sei. Sie belegt ihre These mit dem Beispiel der unterschiedlichen Verhaltensweisen bei einem „autounfall“. Ihren Partner erlebt sie in dieser Konfliktsituation als „ruhige“ Person, wohingegen die „deutschen autofahrer sofort aggressiv reagieren“. Eine andere Differenz stellt sie hinsichtlich der Kommunikationsinhalte fest. Ihr ist aufgefallen, dass es in Kuba zum Alltag gehört „träume zu deuten“. Auch hier ruft ihr Partner manchmal

seine Schwester an und sie „besprechen gemeinsam“ die Inhalte der Träume, sie meint dagegen, in Deutschland „diskutiert niemand über die träume, die er hat“. Generell schildert sie das Kommunikationsverhalten in der Beziehung als problemlos, da sie „offen miteinander reden können“. Diese Tatsache führt sie vor allem auf die gemeinsamen Interessen zurück und betont, dass beide „kreativ“ sind und gern zusammen arbeiten. In diesem Zusammenhang formuliert sie eine Kritik an der Studienmotivation ihres Partners. Sie beklagt, dass er „seine ideen nicht umsetzt ... blockiert ist ... und sein studium nicht durchzieht“, was Angela mit seiner anderen Prioritätensetzung begründet. Dazu kontrastiert sie die in Deutschland übliche „leistungsorientierte und karrierebewusste“ Lebensart und diagnostiziert, dass man hier „das mensch-sein vergessen hat“. Unter dem „mensch-sein“ versteht Angela vor allem das Interesse für andere Mitmenschen. Die Gründe dafür sucht die Informantin in der „unterschiedlichen kultur“, welche sie an die Familienstruktur koppelt („die familie ist spezifisch für kuba“). Auch hier argumentiert sie wieder mit der unterschiedlichen Familienkonzeption („in kuba ist die familie ein wichtiger sozialer faktor ... in deutschland braucht man familie nicht, hier lebt man als individuum unabhängig ... in kuba denkt man nach was die familie dazu sagt“).

Im Kontrast zu allen anderen befragten Paaren thematisiert Angela die Problematik der Sprache. Dass ihr Partner die deutsche Sprache beherrscht, betrachtet sie als eine notwendige Voraussetzung für das Gelingen einer stabilen Beziehung („claudio kann deutsch ... für eine feste beziehung ist die sprache wichtig ... ich hätte nie einen partner gewählt, der meine sprache nicht spricht“). Hier geht es aber weniger um die Tatsache, dass sie auf der deutschen Sprache als gemeinsamer Basis beharrt, sondern erklärt, dass ihre Spanischkenntnisse für eine intensivere Konversation unzureichend sind („ich spreche leider nicht besonders viel spanisch ... eher portugiesisch“).

Claudio

Ebenso wie seine Partnerin thematisiert Claudio außer den vier (bekannten) Referenzbereichen die Basis einer gemeinsamen Sprache. Obwohl der Informant die deutsche Sprache recht gut beherrscht, hat er „probleme bestimmte dinge so auszudrücken“, dass seine Worte das wieder geben, was er „eigentlich“ zu sagen wünscht („was ich in spanisch besser sagen könnte“). Er bezeichnet damit weniger seine Präferenz für das Spanische, sondern deutet auf ein Gefühl der Ohnmacht hin („das macht mich dann oft noch wütender ... deshalb sollten beide eine sprache perfekt sprechen“).

Die Attraktivität seiner Partnerin begründet Claudio mit „ihrer aufgeschlossenen art“. Wesentlich reizt ihn an der anderen Kultur, dass man „gegenseitig voneinander lernen kann“, da „jeder mensch eine andere erfahrung, entwicklung und mentalität hat“. Diese Aussage bezieht sich vornehmlich auf die im Interview eingangs thematisierte Kategorie ‚Binationalität‘. Der Informant formuliert schon zu Gesprächsbeginn, dass „personen in ihrem mensch-sein gleich aber auf grund der gesellschaftlichen strukturen unterschiedlich sind“. Zu einem späteren Zeitpunkt erläutert Claudio die Differenz zwischen „mensch-sein“ und „gesellschaftlichen strukturen“, indem er am Beispiel der Eroberungsgeschichte Lateinamerikas veranschaulicht, wie die Konquistadoren ihre Kultur der „indigenen kultur“ oktroyiert haben. Er ist der Ansicht, dass die lateinamerikanische Kultur heutzutage eine

„symbiose aus beiden kulturen“ ist, und erklärt, dass Kultur einen prozessualen Verlauf bezeichnet („kultur entwickelt sich, ist also entwicklung“). Das „menschsein“ interpretiert Claudio als das „grundsätzliche“, was sich seiner Meinung nach nicht verändert, das Veränderbare hingegen sind die „gesellschaftlichen strukturen“, die sich in „sitten und gesetzen“ manifestieren, und dasjenige, was man allgemein als „kultur“ versteht. Seines Erachtens prägt die Gesellschaft bzw. Kultur die „mentalität einer person“, weshalb er auch die „mentalitätsunterschiede“ als „kulturelle unterschiede“ deutet. Als eine „typisch deutsche neigung“ interpretiert Claudio zum Beispiel die „überaggressivität“, wobei er aber in Frage stellt, ob dafür die „kultur oder die lebenseinstellung einer person“ entscheidend ist. Gleichmaßen wie seine Partnerin erklärt er die „überaggressivität“ am Beispiel einer Autounfallsituation und setzt die „deutsche neigung“ seiner eher „ruhigeren haltung“ gegenüber. Ähnlich interpretiert er auch den „aggressiven“ Kommunikationsstil seiner Partnerin, den er mit seinen „bisherigen erfahrungen mit anderen deutschen ex-freundinnen“ belegt. „noch schlimmer“ empfindet er das Kommunikationsverhalten seiner Schwiegermutter. Eine weitere Differenz im Kommunikationsverhalten illustriert Claudio anhand der Kritik an Angelas Unfähigkeit „gefühle zu zeigen“. Ihn „schmerzt“ diese Tatsache, da es sich häufig um Probleme handelt, die sie mit ihren Arbeitskollegen hat („sie lässt sich auf arbeit fertig machen“). Er möchte ihr gern helfen, aber statt ihren Kollegen ihre Gefühle zu zeigen, „redet sie [mit ihm] lieber zwanzig mal über das gleiche problem ... aber verändert nichts ... und macht immer wieder die selben fehler“. Claudio ist der Ansicht, dass sich Angela „anders verhalten und denken würde, wäre sie in kuba aufgewachsen“, er führt das Problem also auf die kulturelle Herkunft zurück. An dieser Stelle zieht der Informant ein generelles Fazit und erklärt, dass „kulturdifferenz kein problem ist, es aber differenzen gibt, die kulturell bedingt sind“ und das Entscheidende für die „unterschiede“ die „gesellschaftlichen strukturen“ sind. Er greift noch einmal der Begriff ‚Kultur‘ auf und deutet ihn wie folgt: „kultur ist nicht das was die europäer anpreisen, sondern auch das was afrikaner in ihrem dorf tun ... es gibt unterschiede, denn ohne kommt der mensch nicht voran ... unterschiede gehören zur natur“. Das Interessante ist, dass er hier (bewusst oder unbewusst) die wissenschaftliche Debatte des Kulturbegriffes thematisiert, indem er ‚Kultur‘ einmal als Lebensform (kultursoziologischen Begriff) und zum anderen als normativen Begriff beschreibt.

Die rollenspezifische Thematik formuliert Claudio nur einmal am Beispiel des unterschiedlichen Kommunikationsstiles. Seiner Meinung nach „passen die frauen in kuba besser auf was sie sagen“, wobei er betont, dass dieses Verhalten „nichts mit unterwürfigkeit zu tun hat“, sondern an einer allgemeinen Reflexionsfähigkeit liegt („man denkt vorher nach was man sagt“). Das Bemerkenswerte hieran ist, dass Claudio das für Frauen kulturtypische Verhalten mit einem geschlechtsneutralen Argument zu belegen versucht. Analog dazu Claudio kontrastiert typische Verhaltensstile beim Salsa-tanzen. Während „die deutschen einfach los lassen ... nicht aufpassen, weichen die kubaner dem anderen aus“. Den unachtsamen Tanzstil der Deutschen führt der Informant auf einen Machtanspruch zurück („die merken nicht, dass jedermann das recht hat da zu sein“).

Ein weiteres Differenzmerkmal konstatiert Claudio in der Familienkonzeption, wobei ihm selbst unklar ist, wie relevant dabei „kultur“ ist. Ihm ist aber aufgefallen, dass in Kuba einerseits die Familie größer ist, sich also aus mehreren Famili-

enmitgliedern zusammensetzt („die gesamte familie ist groß ... cousins sind für mich wie brüder“) und andererseits auch der „familienzusammenhalt stärker“ ist. Zum Beispiel ruft ihn seine Schwester „nachts an, wenn sie ein problem hat“, was seine Partnerin „früher nicht verstanden hat“. Mittlerweile hat Angela diese andere Lebensart aber „akzeptiert“, was er vor allem auf ihrem gemeinsamen Besuch seiner Familie in Kuba zurückführt („wir waren in kuba ... und da ist die ganze gruppe“). Unverständlich ist ihm allerdings immer noch der unterschiedliche Umgang zwischen Eltern und Kindern. Während Angela ihre „mutter anschreit“ und „respektlos behandelt“, haben in „kuba die eltern einen sehr großen einfluss auf ihre kinder“. Diese Differenz erklärt Claudio mit der „unterschiedlichen mentalität“ und fügt hinzu, dass er „schon oft bei den deutschen beobachtet hat, dass sie aufbrausend reagieren“.

Wie Angela stellt aber auch er die Gemeinsamkeiten heraus wie das „gern lachen ... tanzen ... malen ... die selbe musik hören ... interesse für die gleichen filme und bücher“.

Zusammenfassung des Fallbeispiels IV

Beide Partner setzen ‚Kultur‘ in hohem Maße als Erklärungsmuster für Probleme und Handlungsweisen ein. Vor allem Claudio verfügt über eine ausgebaute und reflektierte Theorie des Begriffes ‚Kultur‘ und der Rolle, die Kultur für die Ausprägung von Unterschieden zwischen Menschen spielt. Generell werten Angela und Claudio Kulturdifferenz nicht als Problem, sondern als Bereicherung und Grundlage wechselseitiger Attraktivität, sofern die Partner hinreichend gut eine gemeinsame Sprache beherrschen. In ihren spezifischen Aussagen beurteilen beide jedoch die deutsche Kultur ausschließlich negativ, Kuba dagegen nur positiv (v.a. bzgl. Familienbeziehungen, Emotionsausdruck, Rücksichtnahme, Kommunikationsstil und Rolle der Frau). Im Einzelnen gibt es aber einige Widersprüche zwischen der allgemeinen Wertung der Kulturen (zum Beispiel Deutsche sind unemotional) und Aussagen, die auf konkreterem Niveau gemacht werden (zum Beispiel Deutsche sind aggressiv). Besonders markant ist, dass die Darstellungen beider Partner, obwohl sie unabhängig voneinander befragt wurden, von einem hohen Maß gemeinsamer partnerschaftlicher Wirklichkeitskonstruktion zeugen: Ihre Wertungen, Themensetzungen und Erklärungen stimmen fast vollständig überein und sie benutzen teilweise die gleichen Schlüsselerzählungen zur Verdeutlichung ihrer Ansichten (zum Beispiel Besuch in Kuba, Autounfall).

11.3. Fallübergreifende Zusammenfassung

Alle vier Paare beziehen sich in ihren Darstellungen auf die gleichen Referenzbereiche (Attraktivität, Rollenverständnis, Familienkonzeption, Kommunikationsverhalten, Eigenes und Fremdes), behandeln sie aber unterschiedlich ausführlich. Im Vergleich zum ersten Fallbeispiel thematisieren die Fälle II, III und IV viel weniger konkrete Konflikte, und die dargestellten Probleme werden als beherrschbar oder überwunden geschildert. Diese Tatsache führe ich vor allem auf die unterschiedliche Beziehungsform der jeweiligen Fälle zurück. Das Paar Celia und Reinhard war zum Zeitpunkt der Befragung schon sechs Monate getrennt. Im Kontrast zu den anderen Fällen haben die Informanten Celia und Reinhard ihre gemeinsame partnerschaftliche Wirklichkeitskonstruktion beendet. Die Bewälti-

gung der schwierigen Zeit beruht nunmehr in der Auseinandersetzung mit Vergangem. Dabei wird besonders das Problematische zum Gegenstand ihrer Reflektion. Alle anderen Paare stehen in einer fortlaufenden Interaktion mit ihrem Partner, sind an einer gemeinsamen Zukunft weiterhin interessiert und „bewohnen die gleiche gesellschaftlich geschaffene Welt“ (Berger/Kellner 1965:221). Daher schildern sie auch ihre Vergangenheit so, dass sie als sinnvolle Grundlage für eine gemeinsame Zukunft erscheint.

Im Folgenden vergleiche ich, wie die Paare mit der Kategorie ‚Kultur‘ argumentieren. Auffallend ähnlich sind die Argumente der deutschen Informanten für die Erklärung der Attraktivität ihres Partners. Die fremde (nichtdeutsche) Kultur wird idealisiert und romantisiert und erklärt die Anziehung des Partners. Die Attraktivität des Partners entsteht aus der Assoziation mit der fremden Kultur. Sie ist ihrerseits reizvoll vor allem bezüglich der Aspekte Familienzusammenhalt und Temperament. Dies gilt aber nur so lange, wie sie aus einer touristischen Sichtweise wahrgenommen wird. Sobald aber das Zusammenleben mit der fremden Kultur verpflichtend und unausweichlich wird, da es zur alltäglichen Routine der Partnerschaft wird, schwindet die Attraktivität und die problematischen Seiten treten hervor. Genannt wird hier vor allem die Beschneidung der Privatsphäre der Kleinfamilie durch die Ansprüche der Großfamilie. Die nichtdeutschen Partner hingegen beziehen sich in ihrer Erklärung der Attraktivität des Partners nicht auf die deutsche Kultur. Sie ordnen dem Partner vielmehr der eigenen Kultur zu oder nennen dessen Interesse an fremden (nichtdeutschen) Kulturen als Grund für seine Attraktivität (siehe Azad). Die Informanten Celia und Mary verweisen als Einzige auf bestimmte Vorzüge Deutschlands. Diese betreffen aber nicht die Attraktivität ihrer Partner, sondern die anerkanntere Stellung der Frau in der Gesellschaft. Alle Paare kritisieren die fehlende Emotionalität in Deutschland und halten aus diesem Grund die fremde Kultur für attraktiver.

Hinsichtlich der Beziehungsprobleme argumentieren die Paare mit der Kategorie ‚Kultur‘ verschieden. Nur die Informanten des ersten Fallbeispiels werfen ihrem Partner vor, ‚Kultur‘ als metakommunikative Ressource zu missbrauchen. Alle anderen Paare verwenden ‚Kultur‘ zur Problemerkklärung in sehr unterschiedlichen Maße (siehe unten).

Die Informanten Angela und Claudio argumentieren mit dem Deutungsmuster ‚Kultur‘ hinsichtlich aller Referenzbereiche. Eigenes und Fremdes wird von beiden Partnern thematisiert und gleich gewertet. Die kubanische Kultur stellen sie im Vergleich zur deutschen als die passendere bzw. positivere dar. Eine ähnliche Bewertung nimmt auch die Informantin Frauke vor, wobei sie nicht auf das Erklärungsmuster ‚Kultur‘ zurückgreift, sondern die Beziehungsprobleme mit dem geschlechtspezifischen Verhalten erklärt. Ihr Partner Azad bemüht zur Erklärung der Konflikte eher die Individualität einer Person. Die Informanten Mary und Dirk hingegen formulieren ‚Kultur‘ um, und interpretieren die scheinbare Kulturdifferenz als eine Verschiedenartigkeit, die auf die unterschiedlichen Strukturen zwischen Stadt und Land zurückgeführt werden kann. Generell komme ich zu dem Schluss, dass die Paare ‚Kultur‘ als Deutungsmuster sehr unterschiedlich einsetzen. Diese Unterschiedlichkeit betrifft sowohl die Inhalte und Definitionen von ‚Kultur‘ (zum Beispiel was typisch deutsch ist) als auch den Stellenwert, dem ‚Kultur‘ beigemessen wird. Bemerkenswert scheint mir auch, dass die Einschätzungen der Inhalte und Relevanz von ‚Kultur‘ zwar zwischen den Paaren ver-

schieden, innerhalb der Paare aber jeweils ähnlich ist. Dieser Sachverhalt entspricht dem Postulat von Berger und Kellner, dass in der Partnerschaft die Wirklichkeit gemeinsam kommunikativ konstruiert wird.

Die Diskussion der Frage, wo und in welcher Form ‚Kultur‘ als Deutungsmuster eingesetzt wird, bleibt unvollständig, so lange nicht auch rekonstruiert wird, was die Beteiligten unter ‚Kultur‘ verstehen. Meines Erachtens macht es wenig Sinn, die Informanten nach einer Definition des Begriffes zu fragen, denn diese würde sich nicht zwangsläufig mit der Art und Weise, wie das Deutungsmuster tatsächlich verwendet wird, decken. Es erscheint mir wesentlich aufschlussreicher, anhand von Selbstthematisierung und Relevanzsetzung herauszuarbeiten, wie sie ‚Kultur‘ definieren. Allgemeine bzw. fallübergreifende Kerninhalte von ‚Kultur‘ sind vor allem das Temperament bzw. die Mentalität, das Familienkonzept bzw. die Beziehung zur Familie und die unterschiedlichen Kommunikationsformen. Die in der Anthropologie und Ethnologie weiterhin relevanten Aspekte wie Religion, Traditionen bzw. Rituale oder Literatur und Kunst wurden von keinen der Befragten thematisiert. Zum unterschiedlichen Aussehen, d.h. hier: der anderen Hautfarbe, machen eigentlich nur die Informanten Celia und Reinhard Aussagen. Die verschiedenen Kochgewohnheiten werden als kulturelle Relevanz nur von den Paaren I und III dargestellt. Das traditionelle Rollenverständnis für Kuba und Kolumbien wird ebenfalls nur von den Paaren I und III thematisiert, dabei aber gegensätzlich gewertet. Während die Informanten Celia und Reinhard die klar definierten Rollen als verbindenden, gemeinsamen Aspekt deuten, sehen Mary und Dirk das Positive ihrer Beziehung in der Überwindung von Konventionen, die vor allem eine schwächere Stellung der Frau mit sich bringen. Interessanterweise schreiben die Informanten Angela und Claudio ganz im Gegenteil dazu der Frau in der traditionellen Kultur Kubas eine höhere gesellschaftliche Wertung zu.

12. Zusammenfassung

In diesem Kapitel fasse ich die Ergebnisse meiner Interviewuntersuchung zusammen und setze sie in Bezug zu den im Kapitel 8 dargestellten Theorien und Studien. Zunächst reflektiere ich die Angemessenheit des methodischen Vorgehens. Danach stelle ich die allgemeinen inhaltlichen und formalen Strukturmerkmale des Deutungsmusters ‚Kultur‘ dar, die sich aus den Fallanalysen ergeben haben, und diskutiere sie im Zusammenhang der vorliegenden Literatur.

Die Methodenreflektion betrachte ich in erster Linie unter dem Aspekt der Tauglichkeit und Sachdienlichkeit. Ich beschäftige mich also mit der Frage, was die methodische Vorgehensweise geleistet hat und was nicht. Eine gewichtige Erfahrung war vor allem das Problem des freien Erzählens in der Interviewsituation. Wie schon in Kapitel 9.1.2. dargestellt, hatte ein großer Teil meiner Befragten Schwierigkeiten mit der offenen Erzählform. Die in der Literatur dargestellte Problematik behandelt vor allem die Fähigkeit des freien, strukturierten Erzählens (siehe Kapitel 9.1.2.; vgl. Fuchs 1984/Glinka 1998). Hingegen habe ich die Erkenntnis gewonnen, dass trotz der vorher besprochenen Zusicherung von Datenschutz und Anonymität bzw. Kodierung der Daten, einige Informanten Angst vor der Kontrolle ihres Partners hatten bzw. die Auseinandersetzung mit ihren befürchteten. In zwei Interviews haben mich die befragten Personen konkret darauf-

hingewiesen, dass bestimmte Aussagen nicht veröffentlicht werden dürfen, da ihr Partner diese Äußerungen nicht billigen bzw. als Vertrauensbruch und Loyalitätsverlust deuten würde. Hinzu kommt die Frage, ob und wie die Informanten sich vor dem Interview mit dem Kulturbegriff auseinandergesetzt haben. Dass einige der Interviewten konkret um Fragen gebeten haben, hatte weniger mit Unfähigkeit zum strukturierten Erzählen zu tun als vielmehr mit dem eigenen Anspruch nach hoher Reflektiertheit im Umgang mit der Kulturkategorie (siehe unten). Ein nächster Gesichtspunkt betrifft die Unsicherheit der Befragten, nicht zu wissen, welche Darstellungen für mich als Forscherin relevant sind. Hier zeigt sich, dass das narrative Interview bei manchen Befragten nicht mit den Erwartungen an ein wissenschaftliches Interview vereinbar ist: Manche Befragten gehen davon aus, dass nur sehr spezifische Aussagen für die Forscherin von Interesse sind, und entsprechend erwarten sie spezifische Fragen, auf die hin sie die gewünschte Information liefern können. Deshalb war es sinnvoll und wichtig, dass ich speziellere Fragen vorbereitet hatte, die offen und zur Anregung des Erzählens dienlich waren. Gerade an diesem Punkt liegt aber auch eine Gefahr, im Besonderen nicht zu eng gefasste Kategorien vorzugeben, die die Selbstthematisierung, Präferenzsetzung und Selbstdeutung der Informanten einschränken würde.

Als besonders positiv bewerte ich meine methodische Vorgehensweise im Hinblick auf die Brauchbarkeit zur Rekonstruktion von Deutungsmustern. Obwohl in der Literatur zur biografischen Methode die Verwendbarkeit für die Deutungsmusteranalyse teils sehr kritisch betrachtet wird (siehe 9.1.1.; vor allem Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997b), habe ich die Erfahrung gemacht, dass sich das narrative Interview besonders gut dazu eignet und dass gerade latente Aspekte sehr gut rekonstruiert werden können, weil die Deutungsmuster in ihrer konkreten Anwendung auf die eigenen Lebenserfahrungen beobachtet werden können. Fragt man Deutungsmuster dagegen direkt ab, erhält man meist konventionelle Annahmen (Stereotypen), die aber nichts über eigene Handlungsmotive und Einstellungen der Personen aussagen (s. 9.1.2.; vgl. dazu Potter/Wetherell 1987).

In den Fallanalysen und in der fallvergleichenden Zusammenfassung habe ich dargestellt, wie die einzelnen Personen bzw. Paare ‚Kultur‘ konkret einsetzen. Hier will ich stattdessen eine abstraktere Perspektive einnehmen, indem ich die allgemeineren Merkmale der Verwendung des Deutungsmusters ‚Kultur‘ darstelle. Im Folgenden beziehe ich mich auf die inhaltlichen Aspekte zum Deutungsmuster ‚Kultur‘ und im nächsten Schritt auf die Verwendungspraktiken.

In Kapitel 11.3. habe ich festgehalten, dass die Befragten unter ‚Kultur‘ unterschiedliche Zuschreibungen des Temperaments bzw. der Mentalität, die Beziehung zur Familie und die unterschiedlichen Kommunikationsstile verstehen, und hinsichtlich der Geschlechterrollenverteilung verschiedene bzw. gegensätzliche Auffassungen vertreten. Auffallend ähnliche (konkrete) Zuschreibungen betreffen vor allem das Temperament bzw. die Mentalität: Deutsche sind eher langweilig und (vor allem) Lateinamerikaner sind temperamentvoller. Der Kulturbegriff wird von den Befragten fast immer auch als Wertbegriff verstanden, was vor allem dann sichtbar ist, wenn die Informanten den Begriff ‚Kultur‘ konkret anwenden und auf einzelne Tatsachen eingehen. Abstrakte Aussagen zur Kategorie ‚Kultur‘ als solcher werden zwar oft wertfrei getroffen wie die Äußerung von Claudio: „kultur ist nicht nur das was die europäer anpreisen, sondern auch das was afrikaner in ihrem dorf tun“, aber bei der konkreten Ereignisschilderung trifft er zum

Beispiel die figurative Feststellung, dass „überaggressivität“ eine „typisch deutsche neigung“ ist, d.h. spezifische Eigenschaften, die einer Kultur in Bezug auf bestimmte Handlungen zugeschrieben werden, werden fast immer mit einer positiven oder negativen Bewertung verbunden. Auf den im Kapitel 3. dargelegten Begriff von ‚Kultur‘ bezogen heißt das, dass die Befragten ‚Kultur‘ nicht wertfrei für verschiedene Lebensformen einsetzen, sondern die Kultur auf spezifische Aspekte reduziert wird, die fast immer positiv oder negativ im Vergleich zu anderen Kulturen gewertet sind (wie „deutsche sind langweiliger“, „du bist eine Armutsmigrantin“, „in deutschland gibt soziale Sicherheit“ usf.).

Ein potenzieller Unterschied ist die Attraktivität der fremden Kultur aus der unverbindlichen, primär ästhetischen Sicht (wie Kennlernsituation, Essen, Freizeit, Tanzen), der gegenüber die Bedrohung (Enteignung) bzw. Abwertung der fremden Kultur steht. Dies geschieht nämlich dann, wenn die fremde Kultur ernste Bereiche des Alltagslebens betrifft und dem Betreffenden zu nahe rückt, weil sie zu einem verbindlichen und dauerhaften Teil des Alltags wird. Das Fremde ist so lange attraktiv wie es als Attribut dazukommt und optional bleibt, es wird aber dann bedrohlich, wenn es das Eigene verdrängt und verpflichtend wird. Dieses Phänomen erinnert an das Ambivalenzverhältnis bzw. den Doppelcharakter des Eigenen und Fremden, den ich ausführlich in Kapitel 5. ausgeführt habe und der vor allem von den Autoren Hahn (2000) und Graumann (1997) thematisiert wird. Als fallübergreifenden und allgemeinen Sachverhalt konstatiere ich, dass sich keiner der Partner über die Diskriminierung der binationalen Partnerschaft durch das soziale Umfeld beklagt. Dies steht im Gegensatz zu den Forschungsergebnissen der meisten Studien zu binationalen, interethnischen oder interkulturellen Partnerschaften, die gerade dem Kriterium der gesellschaftlichen Akzeptanz (v. a. der geringen Wertschätzung der Kultur des ausländischen Partners) einen besonders starken Einfluss zusprechen (siehe Kapitel 7; vor allem Scheibler 1992/ Wießmeier 1993/ Kinecker 1993/ Gómez Tutor 1995).

Ferner fällt auf, dass ‚Kultur‘ oft nicht isoliert, sondern im Zusammenhang mit anderen sozialen Kategorien thematisiert wird. Die Akteure des Fallbeispiels II (Azad und Frauke) sehen die Kategorie ‚gender‘ teilweise als unabhängig von der Kulturkategorie, während die Interaktanten des Fallbeispiels I (Celia und Reinhard) den *Gender*aspekt gerade kulturspezifisch interpretieren. Die Informanten des Fallbeispiels IV hingegen identifizieren an einigen Stellen die Kulturkategorie mit sozialer Struktur. Diese Betrachtungsweise erinnert an die Argumentation von Dirk und Mary (Fallbeispiel III), die Kulturdifferenz mit der (strukturell bedingten) Stadt-Land-Differenz gleich setzen. Die fallvergleichende Analyse hat gezeigt, dass die befragten Paare sich eindeutig mit Problemen wie unterschiedlichen Kommunikationsstilen (sowohl allgemein als auch geschlechtsspezifischen), sozialisationsbedingten *Gender*aspekten (Rollenverhalten usw.) auseinander setzen, und dass diese also von den Befragten selbst vielfach ähnlich wie in der wissenschaftlichen Literatur (siehe 8.2. u. 8.3.) gedeutet werden. Wichtig für meine Fragestellung ist dabei besonders, dass diese Aspekte fast immer im Zusammenhang mit der Kategorie ‚Kultur‘ thematisiert werden, sei es als Äquivalent oder in Abhängigkeit von ihr.

Das im Kapitel 8.1. diskutierte Postulat der partnerschaftlichen Wirklichkeitskonstruktion lässt sich durch meine Untersuchung bestätigen. Ich habe festgestellt, dass die Zuschreibungen und Inhalte von ‚Kultur‘ innerhalb der Paare sehr

ähnlich, zwischen den Paaren (also fallvergleichend) aber sehr unterschiedlich sind. Die Ähnlichkeit reicht von der Thematisierung der gleichen Relevanzbereiche bis hin zu einzelnen Schlüsselerzählungen. Die Argumentationen (also welche Erklärungen wofür gegeben werden) der Informanten hingegen werden im Allgemeinen unterschiedlich geführt. In den Fällen II bis IV kann man sogar von einer Art ‚Paarideologie‘ sprechen: Fall II thematisiert zum Beispiel das politische Engagement und Interesse, die Akteure des Fall III betonen beide das gemeinsame Interesse am Spaß haben und im Kultur- und Weltoffensein und bei Fall IV hebt sich vor allem eine gemeinsame kulturalistische Einstellung hervor. Für das Fallbeispiel I hingegen kann man nur noch dezente Hinweise auf eine ehemalige gemeinsame Wirklichkeitskonstruktion erkennen, wie die Übereinstimmung in der klaren (traditionellen) Rollenverteilung oder die Einstellung zur weiblichen, körperlichen Konstitution (natürlich sein, sich nicht verhüllen usw.).

Der nächste Gesichtspunkt beschäftigt sich mit der Verwendungsform von ‚Kultur‘, d.h. also in welcher Form, wann und wo die Informanten ‚Kultur‘ eingesetzt haben. Auffällig ist, dass ‚Kultur‘ zum einen sehr abstrakt dargestellt (zum Beispiel „deutsche sind aggressiv“) und teilweise ganz konkret geschildert wird (zum Beispiel wird den „mantel immer ordentlich aufhängen“ als „typisch deutsch“ interpretiert).

Ferner besteht häufig eine große Unsicherheit darin, inwieweit ‚Kultur‘ überhaupt als Erklärungsmuster taugt. Dies zeigt sich an verschiedenen Punkten:

1. Widersprüche: Zum Beispiel ist bei den nichtdeutschen Partnern die Selbstzuschreibung von Eigenem und Fremdem nicht mehr eindeutig. Celia und Mary zum Beispiel beschreiben einerseits Deutschland mal als das ihnen fremd Gebliebene und mal als das ihnen eigen Gewordene. Diesen Aspekt thematisiert Graumann (1997) in Anlehnung an Park (1928) und Stonequist (1937), wobei er vor allem auf den doppelten Charakter des Fremden hinweist: Dem Fremden ist die neue Kultur noch fremd und seiner alten hat er sich teilweise schon entfremdet (siehe 5.4.). In meiner Untersuchung wird diese „psychologische Unsicherheit“ und das „Sich-Bewegen in zwei Welten“ von der kontextspezifischen Identität der Befragten repräsentiert: Einmal fühlen sich die Betroffenen als Lateinamerikanerinnen und ein anders Mal schon als zu Deutschland gehörig. Dieses Phänomen beschreiben sie aber nicht als negativ, sondern interpretieren es vielmehr in die Richtung des normalen prozessualen Verlaufes einer ‚Migrantenbiografie‘. Der negative Fall, des sich ‚Nirgendwohin-zugehörig-Fühlens‘ tritt in meiner Untersuchung nicht auf.
2. Unsicherheitsmarkierungen sind Äußerungen, die thematisieren, dass eine Unsicherheit besteht, ob eine Erklärung wirklich zutrifft. Dies tritt sehr häufig auf, wenn ‚Kultur‘ zur Erklärung eingesetzt wird (zum Beispiel Reinhard 2: 69-72, Reinhard 4: 134-140 etc.).
3. Einschränkungen der Tauglichkeit von ‚Kultur‘ als Erklärung werden oft vorgenommen. Zunächst wird in vielen Fällen ‚Kultur‘ als Erklärungsgröße in Erwägung gezogen, bei genauer Reflektion dann jedoch von den Befragten selbst in Frage gestellt. Nur in sehr wenigen Fällen sind sich die Informanten zweifellos sicher, dass Kultur die Ursache eines Problems oder Eigenschaft ist (Celia 3: 175-179 etc.).

Insgesamt habe ich festgestellt, dass alle Befragten versuchen, einen hohen Grad von Reflektiertheit im Umgang mit der Kulturkategorie zu demonstrieren. Dies tun sie vor allem, indem sie ihre Aussagen mit Beispielen belegen und mit Vergleichsargumentationen arbeiten. Beides sind Argumentationsmuster, die nach Kienpointner (1996) nach bestimmten strukturellen Grundmustern verlaufen:

1. Beispielsargumentation: Die Informanten offerieren Beispiele von Mitgliedern einer Kultur, die die betreffende Eigenschaft auch haben, als Beleg für die deklarierte Kulturspezifität: Beispielsweise konstatiert Claudio einen aggressiven Verhaltensstil als eine typische Eigenschaft Deutscher und belegt das mit dem „aggressiven“ Verhalten von deutschen Autofahrern und seiner Schwiegermutter. Umgekehrt gelten Mitglieder einer anderen Kultur, die die betreffende Eigenschaft auch aufweisen, als Gegenbeispiele und daher als Argumente gegen die Relevanz von Kultur als Erklärungsmuster: Zum Beispiel belegt ein Lateinamerikaner, der schlecht tanzen kann, dass schlecht zu tanzen nicht am Deutschsein liegen kann. In meiner Untersuchung fällt auf, dass Kulturspezifität häufig dadurch ausgeschlossen, dass auf Mitglieder einer Kultur verwiesen wird, die das betreffende Merkmal nicht aufweisen: Zum Beispiel führt Reinhard das Familienkonzept „anderer lateinamerikanischer Frauen“ an, die auch in einer Kleinfamilie leben, und nimmt diesen Fall als Beleg dafür, dass das Großfamilienkonzept kein lateinamerikanisches Kulturmerkmal ist (s. Reinhard 2: 60-68).

2. Die Vergleichsargumentation zeichnet sich dadurch aus, dass bestimmte Ereignisse, Sachverhalte etc. durch ‚Kultur‘ erklärt und anschließend Vergleiche herangezogen werden, die belegen, dass diese Erklärung zutrifft, weil sich in anderen Kulturen etwas nicht so verhält, was belegt, dass das Merkmal spezifisch für die jeweilige Kultur ist. Umgekehrt wird mit Vergleichsargumenten gezeigt, dass die Erklärung durch ‚Kultur‘ nicht zutreffen kann, weil das gleiche Merkmal auch in anderen Kulturen vorkommt: Zum Beispiel argumentiert Reinhard auf die Anschuldigung Celias hin, Deutschland sei „rassistisch“, dass es in Frankreich „vergleichbares“ gibt. Damit sagt er implizit, dass Franzosen auch rassistisch sind, und deshalb ist die Eigenschaft „rassistisch“ nicht spezifisch für Deutschland ist.

Beispiele und Vergleichsargumente werden besonders dann benutzt, wenn die Befragten unsicher sind, ob eine Eigenschaft oder ein bestimmtes Problem kulturspezifisch bzw. kulturell bedingt ist. Mit diesen Argumentationen versuchen sie für sich und für die Interviewerin zu klären, welche Rolle ‚Kultur‘ spielen kann. Diese Tatsache spricht meines Erachtens für den von Lucius-Hoene (2000) thematisierten „Bewältigungsprozess“ und Selbsterkenntnischarakter des Interviews (s. 3.1.1.). An vielen Stellen ist erkennbar, dass sich die Befragten über bestimmte Aspekte vorher keine tief schürfenden Gedanken gemacht haben, aber durch die Thematisierung im Interview die Möglichkeit zur Reflektion wahrnehmen.

Reflektiertheit im Umgang mit der Kategorie ‚Kultur‘ demonstrieren die Befragten auch dadurch, dass sie an einigen Stellen das Argumentieren mit kultureller Differenz als Klischee bzw. als Artefakt kritisieren, da es auf einer Fiktion von Unterschieden und Spezifika aufbaue, die nicht der Realität entspreche. Besonders im Fallbeispiel I werfen sich die Partner vor, stereotype Bilder von ‚Kultur‘ als metakommunikative Ressource entweder zur Machtausübung oder als Vorwand zur Rechtfertigung negativer Eigenschaften und zur Entschuldigung fehlender Veränderungsbemühungen zu missbrauchen. Dies zeigt, dass ‚Kultur‘ für die Befragten kein unvorbelasteter Begriff ist, der einfach zur Erklärung eingesetzt wer-

den kann. Das Deutungsmuster ‚Kultur‘ ist für die Befragten vielmehr mit moralischen Wertungen und strategischen und politischen Interessen belastet.

Die Beispiels- und Vergleichsargumentationen zeigen (wie viele andere Eigenschaften des Gebrauchs des Deutungsmusters ‚Kultur‘), dass die Informanten ‚Kultur‘ ausschließlich als Differenzbegriff benutzen, d.h. sie bezeichnen nur dasjenige als kulturell, was zwei Gruppen voneinander unterscheidet. Diese Tatsache bestätigt die vor allem von Hahn (2000) und Graumann (1997) dargestellte Kontrastierung bzw. die Korrelativität von Eigenem und Fremden: Eigenes konstituiert sich in Abgrenzung zum Fremden (siehe 5.3.). Diese Verwendung von ‚Kultur‘ als Differenzbegriff weicht in Teilen ab von den in der Literatur zum Kulturbegriff debattierten Definitionen von ‚Kultur‘ im Sinne von Verfeinerung versus Lebensform (siehe Kapitel 3). In der Darstellung meiner Informanten wird sozusagen eine Mischung von beidem gewählt: ‚Kultur‘ wird zwar als gesellschaftliche Lebensform verstanden, aber sie wird ganz zentral durch wertende Aspekte und immer in Abgrenzung zum anderen definiert (siehe oben). Das Deutungsmuster ‚Kultur‘ der Befragten deckt sich außerdem nicht mit dem wissenschaftlichen Kulturbegriff, den ich im Kapitel 4 für meine Untersuchung angenommen habe. Dort schrieb ich, dass ich wie Duranti (1997) unter ‚Kultur‘ die gesellschaftliche Lebensform im Sinne kontextspezifischer und kontextabhängiger Praktiken der Partizipation verstehe, d.h. Kultur als System der Teilhabe betrachte (und nicht als homogenes Ganzes). In den Darstellungen meiner Informanten wird evident, dass sie Kultur nicht als postmoderne, kontextspezifische Partizipation sehen, sondern dass sie unter ‚Kulturen‘ jeweils abgeschlossene homogene Ganzheiten verstehen, die häufig auch als statisch betrachtet werden. Dies zeigt sich daran, dass solche Praktiken oder Eigenschaften, die innerhalb einer Gruppe unterschiedlich sind, nicht als kulturspezifische Eigenschaften verstanden werden. Diese Auffassung steht im Gegensatz zu einigen expliziten abstrakten Definitionen von ‚Kultur‘, die die Beteiligten geben, in denen sie zum Beispiel ein prozessuales und pluralistisches Modell von ‚Kultur‘ vertreten (siehe oben). Hier zeigt sich, dass abstrakt thematisierte Deutungsmuster vollkommen andere Strukturen aufweisen können als die Deutungsmuster, die zum gleichen Bereich angewendet werden, wenn konkrete Handlungen und Ereignisse interpretiert werden.

Die Ergebnisse meiner Studie bieten sich vor allem für drei Fragestellungen zu weiterführenden Untersuchungen an.

- In meiner Untersuchung konnte ich eine große Spannweite von Verwendungen des Kulturbegriffes und seiner Inhalte rekonstruieren. Trotzdem fragt sich, inwieweit diese Ergebnisse von bestimmten Eigenschaften meiner Informanten abhängig sind und ob nicht bei anderen binationalen Paaren unter Umständen sehr andere Ergebnisse hätten erzielt werden können. Denkbar ist vor allem, dass bei Paaren mit anderen (niedrigerem) Bildungsniveau ‚Kultur‘ deutlich anderes bewertet und argumentativ eingesetzt wird. Außerdem wäre zu erwarten, dass das Deutungsmuster ‚Kultur‘ andere Inhalte und Verwendungen erfährt, wenn Faktoren wie Religiosität und Sprachprobleme eine große Rolle in der Beziehung spielen.
- Meine Untersuchung macht eine asymmetrische Bewertung zwischen den untersuchten Ländern deutlich, d.h. Deutschland wird eher negativ und die andere Kultur eher positiv gewertet. Hier stellt sich die Frage, welche Ergebnisse

man erzielt hätte, wäre die Studie in einem anderen Land erfolgt, und der ‚fremde Partner‘ zum Beispiel deutscher Nationalität.

- In der Literatur zur binationalen Partnerschaft wird häufig erklärt, dass die Paare gewissermaßen Experten für den Umgang mit unterschiedlichen Kulturen seien. Auch die Vorurteilsforschung behauptet vielfach, dass durch eine intensive Kenntnis von Mitgliedern anderer Kulturen Stereotypen abgebaut bzw. korrigiert werden könnten. In diesem Zusammenhang wäre es sehr aufschlussreich zu untersuchen, ob die vor mir festgestellten Inhalte, Strukturmerkmale und Verwendungen des Deutungsmusters ‚Kultur‘ bei binationalen Paaren sich von denjenigen unterscheiden, die bei Personen vorzufinden sind, die nicht in vergleichbarer Weise eng mit Mitgliedern anderer Kulturen leben und kommunizieren. Mit anderen Worten stellt sich die Frage, inwiefern das Deutungsmuster ‚Kultur‘ tatsächlich von spezifischen individuellem Lebenserfahrungen abhängig ist oder ob es nicht vielmehr wesentlich das Resultat von Wirklichkeitskonstruktionen ist, die gesellschaftlich vorstrukturiert und über verschiedenste Kommunikationswege (Medien, Schule, private Kommunikation etc.) verbreitet und reproduziert werden.

13. Literaturverzeichnis

- Apitzsch, Ursula (1999): Einleitung. In: Apitzsch, Ursula (Hg.), Migration und Traditionsbildung. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 7-21.
- Asendorpf, Jens / Banse, Rainer (2000): Psychologie der Beziehung. Bern: Hans Huber.
- Auer, Peter (1999): Sprachliche Interaktion. Tübingen: Niemeyer.
- Barth, Fredrik (1969): Introduction. In: Barth, Frederik (Hg.), Ethnic Groups and Boundaries: The Social Organization of Cultural Difference. Bergen/Oslo, London/Boston: Uni. Forlaget, 9-38.
- Bartholomew, Kim (1990): Avoidance of Intimacy: An Attachment Perspective. In: Journal of Social and Personal Relationships, Vol.7(2). London, Newbury Park, New Delhi, 147-178.
- Bateson, Gregory (1935): Culture Contact and Schismogenesis. In: Man, 35. San Francisco, 178.
- Bateson, Gregory ([1936] 1958): Naven. Cambridge: Uni. Press.
- Bateson, Gregory (1987): Geist und Natur. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Berger, Peter / Kellner, Hansfried (1965): Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. In: Soziale Welt. Jg. XVI. Göttingen, 220-235.
- Berger, Peter / Luckmann, Thomas (1987): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/Main: Fischer.
- Beul, Ursula (1968): Fremd. Eine semantische Studie. (Diss.), Berlin.
- Boas, Franz ([1911] 1963): Introduction. In: Boas, Franz (Hg.), Handbook of American Indian Languages. London: Routledge.
- Brandenburger, Urs (1981): Probleme einer Mischehe. (Diplomarbeit), St. Gallen.
- Bühler, Karl (1934): Sprachtheorie. Jena: Fischer.
- Daftari, Shirin (1998): Möglichkeiten der Vermittlung verschiedener Situationsdefinitionen im Fokus bikultureller Partnerschaften. (Magisterarbeit), Universität Frankfurt/Main.

- Dausien, Bettina (1994): Biografieforschung als "Königinnenweg"? In : Diezinger, Angelika et al.(Hg.), Erfahrung mit Methode. Freiburg: Kore, 129-153.
- Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht. Bremen: Donat.
- Davis, Kinsley (1941): Intermarrige in Caste Societies. In: American Anthropologist. Vol.43, 388-395.
- Dengler, Bettina (1996): Deutsch-italienische Ehepaare. Weikersheim: Margraf.
- Deppermann, Arnulf (1999): Gespräche analysieren. Opladen: Leske und Budrich.
- Deppermann, Arnulf (2000): Ethnographische Gesprächsanalyse: Zu Nutzen und Notwendigkeit von Ethnographie für die Konversationsanalyse. In: Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion. 1. Ausgabe, (www.gespraechsforschung-ozs.de), 96-124.
- Devitre, Eva-Adelheid (1978): Probleme familialer Beziehungen von deutschen Frauen und Ausländern am Beispiel einer empirischen Untersuchung mit griechischen Gastarbeitern in Offenbach. (Hausarbeit für Lehramt an Grundschulen), Frankfurt/Main.
- Duranti, Alessandro (1997): Linguistic anthropology. Cambridge: CUP.
- Fischer, Wolfram (1978): Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. In: Kohli, Martin (Hg.), Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand, 311-336.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram / Rosenthal, Gabriele (1997a): Warum Biographieanalyse und wie man sie macht. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, Jg. 17, Heft 4. Weinheim, 405-427.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram / Rosenthal, Gabriele (1997b): Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentationen. In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hg.), Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske und Budrich, 133-164.
- Fitzpatrick, Mary Anne (1988): Between Husbands and Wives: Communication in Marriage. Beverly Hills: Sage.
- Fröhlich, Hans-Herrmann (1997): Leben in der Zweierbeziehung. Intakte und gestörte Partnerschaften. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Fuchs, Werner (1984): Biographische Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Geertz, Clifford (1991): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Glinka, Hans-Jürgen (1998): Das narrative Interview. Weinheim/München: Juventa.
- Goodenough, Ward H. ([1957] 1964): Cultural Anthropology and Linguistics. In: Hymes, Dell (Hg.), Language and Society: a Reader in Linguistics and Anthropology. New York, 9-36.
- Gordon, Milton M. (1964): Assimilation in American Life. Oxford: Uni. Press.
- Gottman, John M. (1993): The role of conflict engagement, escalation, or avoidance in marital interaction: A Longitudinal View of Five Types of Couples. In: Journal of Consulting and Clinical Psychology, Vol.61., 6-15.
- Gottman, John M. (1994): What Predicts Divorce? The Relationship between Marital Processes and Marital Outcomes. Hillsdale: Lawrence Erlbaum.
- Gómez Tutor, Claudia (1995): Bikulturelle Ehen in Deutschland: Pädagogische Perspektiven und Maßnahmen. Frankfurt/Main: Verlag für Interkulturelle Kommunikation.

- Graumann, Carl Friedrich (1997): Die Erfahrung des Fremden: Lockung und Bedrohung. In: Mummendey, Amelie; Simon, Bernd (Hg.), Identität und Verschiedenheit. Bern: Huber, 39-62.
- Hahn, Alois (1988): Biographie und Lebenslauf. In: Brose, Hans-Georg; Hildenbrand, Bruno (Hg.), Von Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Leske und Burdrich, 91-107.
- Hahn, Alois (2000): Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte: Aufsätze. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Haller, Dieter / Weber, Angelika (1993): Wichtige Begriffe, Kapitel 2. In: Amt für Multikulturelle Angelegenheiten der Stadt Frankfurt/Main (Hg.), Begegnen – Verstehen - Handeln. Handbuch für Interkulturelles Kommunikationstraining. Frankfurt/Main: Verlag für Interkulturelle Kommunikation, 21-54.
- Hecht-El Minshawi, Beatrice (1988): "Wir suchen wovon wir träumen." Zur Motivation deutscher Frauen, einen Partner aus dem islamischen Kulturkreis zu wählen. Frankfurt/Main: Nexus.
- Heckmann, Friedrich (1991): Ethnos, Demos und Nation, oder: Woher stammt die Intoleranz des Nationalstaates gegenüber ethnischen Minderheiten? In: Bielefeld, Uli (Hg.), Das Eigene und das Fremde: neuer Rassismus in der Alten Welt? Hamburg: Junius, 51-79.
- Hillmann, Karl-Heinz (1994): Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.
- Hofstede, Geert (1993): Interkulturelle Zusammenarbeit, Kulturen – Organisationen Management. Wiesbaden: Gabler.
- Husserl, Edmund (1962): Phänomenologische Psychologie. In: Biemel, Walter (Hg.), Phänomenologische Psychologie. (Husserliana IX.). Den Haag: Nijhoff.
- iaf – Verband binationaler Familien und Partnerschaften (1999): Binationaler Alltag in Deutschland. Frankfurt/Main: Brandes & Apsel.
- Inci, Nesteren (1985): Die Voreingenommenheit der Bürokratie gegenüber binationalen Eheschließungen. Frankfurt/Main: Dayyeli.
- Inowlocki, Lena (1992): Zum Mitgliedschaftsprozess rechtsextremer Jugendlicher. In: Psychosozial 15(3), 54-65.
- Isajiw, Wsevolod W. (1974): Definitions of Ethnicity. In: Ethnicity 1. New York, 111-124.
- Jaeggi, Eva / Hollstein, Walter (1989): Wenn Ehen älter werden. München: Piper.
- Kaiser, Peter (2000): Partnerschaft und Herkunftsfamilie. In: Kaiser, Peter (Hg.), Partnerschaft und Paartherapie. Göttingen/Bern/Toronto/Seattle: Hogrefe, 113-146.
- Kallmeyer, Werner / Schütze Fritz (1976): Konversationsanalyse. In: Wunderlich, Dieter (Hg.), Studium Linguistik, Heft 1.
- Kallmeyer, Werner / Schütze, Fritz (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Wegner, Dirk (Hg.) Gesprächsanalysen. Hamburg: Buske, 159-274.
- Karney, Benjamin R. / Bradbury, Thomas N. (1995): The Longitudinal Course of Marital Quality and Stability: A Review of Theory, Method and Research. In: Psychological Bulletin. Vol.118(1). Washington, 3-34.
- Kienecker, Silke (1993): Interethnische Ehen. Münster, Hamburg: Lit.
- Kienpointner, Manfred (1996): Vernünftig argumentieren. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

- Kluge, Friedrich (1999): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin, New York: de Gruyter.
- Kohli, Martin (1978): Erwartungen an eine Soziologie des Lebenslaufs. In: Kohli, Martin (Hg.), Soziologie des Lebenslaufs, Darmstadt, Neuwied: Luchterhand, 9-31.
- Labov, William / Waletzky, Joshua (1973): Erzählanalyse: mündliche Version persönlicher Erfahrungen. In: Ihwe, Jens (Hg.), Literaturwissenschaft und Linguistik. Bd.1. Frankfurt/Main: Fischer, 78-126.
- Lewandowski, Theodor (1990): Linguistisches Wörterbuch 1. Heidelberg, Wiesbaden: Quelle & Meyer.
- Lucius-Hoene, Gabriele (2000): Narrative Bewältigung von Krankheit. Vortrag auf der Tagung "Qualitative linguistische Verfahren und klinische Forschung" im Zentrum für Interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld 16.-18.11.2000, erscheint In: Psychotherapie und Sozialwissenschaft, Themenheft "Heilen durch Erzählen". Freiburg (Psychologisches Institut der Universität Freiburg).
- Lucius-Hoene, Gabriele / Deppermann Arnulf (2002): Rekonstruktion narrativer Identität. Opladen: Leske und Budrich.
- Lüders, Christian / Meuser, Michael (1997): Deutungsmusteranalyse. In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hg.), Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske und Budrich, 57-80.
- Maletzke, Gerhard (1996): Interkulturelle Kommunikation. Zur Interaktion zwischen Menschen verschiedener Kulturen. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mecheril, Paul / Teo, Thomas (1994): Zur Einführung: Andere Deutsche. In: Mecheril, Paul; Teo, Thomas (Hg.), Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft. Berlin: Dietz, 9-25.
- Mees, Ulrich / Schmitt, Annette (2000): Liebe, Sexualität und Eifersucht. In: Kaiser, Peter (Hg.), Partnerschaft und Paartherapie. Göttingen/Bern/Toronto/Seattle: Hogrefe, 53-74.
- Mergenthaler, Erhard (1992): Die Transkription von Gesprächen. Ulm: Ulmer Textbank.
- Meßmer, Nicole (1999): Die Konstruktion gemeinsamer Wirklichkeit in autobiographischen Erzählungen von Ehepartnern. (Forschungsberichte des Psychologischen Instituts der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br., Nr. 136) Freiburg i. Br.
- Mühlmann, Wilhelm, Emil (1964): Rassen, Ethnien und Kulturen. Moderne Ethnologie. Neuwied/Berlin: Luchterhand.
- Müller-Dincu, Barbara (1981): Gemischt-nationale Ehen zwischen deutschen Frauen und Ausländern in der Bundesrepublik. Eine familiensoziologische Analyse ihrer Situation und Problematik. In: Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 22. Wiesbaden.
- Naroll, Raoul (1964): Ethnic Unit Classification. In: Current Anthropology 5,4. Chicago, 283-312.
- Nave-Herz, Rosemarie (2000): Soziologische Perspektiven von Ehe und Nicht-ehelicher Partnerschaft. In: Kaiser, Peter (Hg.), Partnerschaft und Paartherapie. Göttingen/Bern/Toronto/Seattle: Hogrefe, 10-16.
- Neuburger, Robert (1999): Mythos Paar. Was Paare verbindet. Zürich/Düsseldorf: Walter.

- Park, Robert E. (1928): Human Migration and the Marginal Man. In: American Journal of Sociology, Vol.33. Chicago, 881-893.
- Peters, Arno (1970): Synchronoptische Weltgeschichte. Indexband. München: Universum Verlag.
- Peters, Arno (1994): Synchronoptische Weltgeschichte. Grundband. München: Universum Verlag.
- Potter, Jonathan / Wetherell, Margaret (1987): Discourse and Social Psychology. London/Newbury Park/Beverly Hills/New Delhi: Sage.
- Pusitz Heinz / Reif, Elisabeth (1996): Einleitung. In: Pusitz, Heinz; Reif, Elisabeth (Hg.), Interkulturelle Partnerschaften. Frankfurt/Main: Verlag für Interkulturelle Kommunikation, 1-13.
- Quasthoff, Uta (1980): Erzählen in Gesprächen. Tübingen: Narr.
- Rakelmann, Georgia A. (1988): Interethnik - Beziehung zwischen Zigeunern und Nichtzigeunern. Münster: Lit.
- Ritter, Joachim / Gründer, Karlfried (1976): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 4. Darmstadt: Schwabe.
- Samama, Henri (1977): Die Mischehe in Gießen. Forschung über interkulturelle Ehen in einer deutschen Stadt unter besonderer Berücksichtigung kommunikativer Aspekte. (Diplomarbeit), Germersheim.
- Sandkühler, Hans, Jörg (1990): Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaft. Bd.2. Hamburg: Meiner.
- Scheibler, Petra (1992): Binationale Ehen. Weinheim: Dt.-Studien-Verlag.
- Scheibler, Petra (2000): Binationale Partnerschaft. In: Kaiser, Peter (Hg.), Partnerschaft und Paartherapie. Göttingen/Bern/Toronto/Seattle: Hogrefe, 157-172.
- Schneewind, Klaus A. (1999): Familienpsychologie. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer.
- Schneewind, Klaus A. / Graf, Johanna / Gerhard, Anna-Katharina (2000): Entwicklung von Paarbeziehungen. In: Kaiser, Peter (Hg.), Partnerschaft und Paartherapie. Göttingen/Bern/Toronto/Seattle: Hogrefe, 97-112.
- Schulz von Thun, Friedemann ([1991] u. 2000): Miteinander reden 1. Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der Kommunikation. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Schütz, Alfred (1971): Das Problem der Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze. Bd. I. Den Haag: Nijhoff.
- Schütze, Fritz (1975): Sprache - soziologisch gesehen. Bd. I/II. München: Fink.
- Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien. Arbeitsbericht und Forschungsmaterialien Nr. 1 der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie. Bielefeld.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 3/83. Neuwied, 283-293.
- Schütze, Fritz (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. I(a,b). Studienbrief der Fernuniversität Hagen. Kurseinheit 1. Fachbereich Erziehungs-, Sozial- u. Geisteswissenschaften. Hagen.
- Selting, Margret et al. (1998): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT). In: Linguistische Berichte 173, 91-122.
- Simmel, Georg (1992): Exkurs über den Fremden. In: Simmel, Georg, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 764-771.

- Singer, Ute / Klausning, Frauke (1983): Zur Problematik bi-kultureller Partnerschaft am Beispiel deutscher Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. (Abschlussarbeit im Fachbereich Sozialwesen, Hildesheim/Holzwinden.
- Soeffner, Hans Georg (1999): "Strukturen der Lebenswelt" - ein Kommentar. In: Hitzler, Ronald; Reichertz, Jo; Schrör, Norbert (Hg.), Hermeneutische Wissenssoziologie. Konstanz: UVK, 29-38.
- Stonequist, Everett, Verner (1937): *The Marginal Man: A Study in Personality and Culture Conflict*. New York: Russell & Russell.
- Tannen, Deborah (1992): *Das hab' ich nicht gesagt*. Hamburg: Kabel.
- Tannen, Deborah (1993): *Du kannst mich einfach nicht verstehen*. Hamburg: Kabel.
- Thode-Arora, Hilke (1999): *Interethnische Ehen*. Berlin, Hamburg: Dietrich Reimer Verlag.
- Tseng, Wen-Shin (1977): *Adjustment in Intercultural Marriage*. In: Tseng, Wen-Shin et. al. (Eds.), *Adjustment in Intercultural Marriage*. Honolulu, 93-103.
- Vaughn, Donald (1983): *Lebensgeschichte als soziologisches Forschungsinstrument in Theorie und Praxis: Lebensgeschichtliche Untersuchung der Motivation und Entstehung einer bikulturellen Ehe*. (Diplomarbeit), Frankfurt/Main.
- Watzlawick, Paul / Beavin, Janet H. / Jackson, Don D. ([1969] 1985): *Menschliche Kommunikation*. Bern/Stuttgart/Wien: Huber.
- Wießmeier, Brigitte (1993): *Das "Fremde" als Lebensidee: eine empirische Untersuchung bikultureller Ehen in Berlin*. Münster/Hamburg: Lit.
- Willi, Jürg (1991): *Was hält Paare zusammen?* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Witzel, Andreas (1982): *Verfahren der qualitativen Sozialforschung: Überblick und Alternativen*. Frankfurt/Main/New York: Campus.
- Wolf-Almanaserh, Rosi (1982): "Einer ist gestreift, und einer kariert..." *Bikulturelle Ehen in der Bundesrepublik Deutschland anhand der Erfahrung der Interessengemeinschaft der mit Ausländern verheirateten Frauen e.V.* In: *Psycho-sozial* 5, Heft 16, 38-62.
- Wolf-Almanaserh, Rosi (1980): *Die soziale Lage der mit Ausländern verheirateten deutschen Frauen in der Bundesrepublik*. In: *Evangelische Akademie Hofgeismar* (Hg.), *Ehen zwischen Ausländern und Deutschen*. Hofgeismar: Evangelische Akademie von Kurhessen-Waldeck, 3-35.
- Wolf-Almanaserh, Rosi (1994): *Mein Partner oder meine Partnerin kommt aus einem anderen Land*. Frankfurt/Main: iaf – Verband binationaler Familien und Partnerschaften.

14. Anhang I

Eingangsfrage:

Ich möchte etwas über das Leben in einer binationalen bzw. interkulturellen Partnerschaft erfahren, speziell über den Aspekt der Kultur.

Dabei interessiert mich Ihre persönliche Sicht: zum Beispiel wie sich die Beziehung entwickelt hat, welche Erfahrungen Sie miteinander gemacht haben, was schön war und was schwierig war. Erfahrungsgemäß ist es am einfachsten, wenn Sie die Geschichte Ihrer Beziehung von Anfang an erzählen und damit beginnen wie Sie sich kennen gelernt haben. Erzählen Sie alles was Sie für wichtig halten und nehmen Sie sich ruhig Zeit.

Ich werde Sie nicht unterbrechen.

Es gibt keine richtigen und falschen Antworten.

Wenn ich Fragen haben sollte, die durch Ihre Erzählungen nicht beantwortet wurden, werde ich sie anschließend stellen.

Nachfragen:

- Welche Rolle hat der kulturelle Unterschied in Ihrer Beziehung gespielt?
- Was hat Ihnen an Ihrem Partner besonders gefallen als Sie ihn/sie kennen gelernt haben ?
- Was sind bzw. waren Ihre gemeinsamen Interessen?
- Welches waren die gravierendsten Unterschiede?
- Was stört Sie an ihrem Partner?
- Welche Rolle hat bei Ihren Problemen Ihre unterschiedliche kulturelle Herkunft gespielt?
- Wie haben Andere (Familie, Freunde, Arbeitsstelle etc.) reagiert, dass Sie mit einem Partner aus einem anderen Land zusammen sind?
- Was hat Ihnen am meisten geholfen und am meisten geschadet beim Versuch mit Ihren Problemen fertig zu werden?
- Was würden sie heute anders machen?
- Was würden Sie anderen binationalen Paaren raten?

Erklärung zum Datenschutz:

Hiermit willige ich ein, dass die von mir im Interview mit Frau Claudia Molnár am2000 gegebenen Auskünfte in anonymisierter Form ausschließlich für wissenschaftliche Zwecke benutzt werden dürfen.

Unterschrift

Datum

Erklärung der Interviewerin

Hiermit versichere ich, dass Tonbandaufnahme und Verschriftung des Interviews, das am2000 geführt wurde, ausschließlich in anonymisierter Form und zu wissenschaftlichen Zwecken Dritten zugänglich gemacht werden.

Des Weiteren verpflichte ich mich, jeder dritten Person (einschließlich dem (früheren) Partner der Befragten) gegenüber absolutes Stillschweigen über die Inhalte des Interviews zu wahren.

Claudia Molnár F.

.....2000

Soziodemografische Daten

Name:	
Alter:	
Geschlecht:	Weiblich -- Männlich
Familienstand:	Ledig (allein lebend) - in Lebensgemeinschaft – verheiratet – getrennt – geschieden – verwitwet sonstiges:
Kinderanzahl:	
Ausbildung bzw. Abschlüsse:	
Berufstätigkeit:	
Seit wann in Deutschland:	
Herkunftsland:	
Staatsangehörigkeit:	
Deutsche Staatsangehörigkeit:	beantragt – Antrag beabsichtigt – kein Interesse
Sprachkenntnisse bei der An- kunft in Dt.:	

Transkriptionskonventionen (nach Selting et al. 1998)

[]	Parallel gesprochene Passagen mehrerer Sprecher
(.)	Mikropause
(-)	kurze Pause
(--)	Pause bis eine Sekunde
(1, 3)	Pause in Sekunden
un=äh	Kontraktion innerhalb/zwischen Einheiten, schneller
Anschluss	
:	Dehnung/Längung
akZENT	Hauptakzent
↑	Intonationssprung nach oben
?	hoch steigende Intonation am Einheitenende
,	mittel steigende Intonation am Einheitenende
-	gleich bleibende Intonation am Einheitenende
;	mittel fallende Intonation am Einheitenende
.	tief fallende Intonation am Einheitenende
(solche)	vermuteter Wortlaut
<<schrill> >	Kommentar zu einer Redepassage
<<f> >	forte, laut
<<ff> >	fortissimo, sehr laut
<<all> >	allegro, schnell
<<rall> >	rallentando, beschleunigend
<<dim> >	diminuendo, leiser werdend
((klatscht))	Beschreibung nonverbaler Aktivitäten

15. Anhang II

Transkriptübersicht:

Celia 1: 1 -116

Celia 2: 1 - 31

Celia 3: 1 - 194

Celia 4: 1 - 135

Celia 5: 1 - 43

Celia 6: 1 - 112

Celia 7: 1 - 20

Celia 8: 1 - 56

Celia 9: 1 - 27

Celia 10: 1 - 51

Reinhard 1: 1 - 28

Reinhard 2: 1 - 101

Reinhard 3: 1 - 29

Reinhard 4: 1 - 206

Reinhard 5: 1 - 130

Reinhard 6: 1 - 29

Reinhard 7: 1 - 24

Reinhard 8: 1 - 16

Reinhard 9: 1 - 29

Celia 1

1 I: ja also pass auf, (.)
2 ich möchte etwas über das leben in einer binationalen oder
3 interkulturellen Partnerschaft erfahren.--)
4 und mich interessiert dabei deine sicht äh- (.)
5 also deine persönliche sicht
6 wie sich die beziehung entWickelt hat, (.)
7 welche erfahrungen ihr miteinander gemacht habt- (.)
8 und was schön war- (.)
9 und was bisschen schwieriger war zum beispiel; (--)
10 dabei gibt es keine richtigen oder falschen antworten; (.)
11 sondern entscheidend ist nur, (.)
12 dEINE persönliche sichtweise. (--)
13 und erfahrungsgemäß ist es so, (.)
14 dass wENN die- (.) geschichte- (.)
15 von der beziehung von A:nfang A:n erzählt wird äh- (--)
16 wie ihr euch kenn=n gelernt habt zum beispiel, (.)
17 dann erzählt es sich leichter. (.)
18 C: hm
19 I: und du solltest mir wirklich A:lles erzähl=n. (.)
20 äh- (.) was du für wIChtig hältst zum beispiel- (.)
21 und du kannst dir zEIt nehme=n. (.)
22 ich unterbrEche dich nIch; (.)
23 und wenn ich fragen haben sollte, (.)
24 dIE: ich durch deine erzählung
25 nicht so richtig verstAnden habe- (--)
26 dann frage ich dich anschließend- (.)
27 äh nachdem wir eine kleine pause gemacht haben; (.)
28 [okAY:?)
29 C: [hm-]
30 I: gut also jetzt- (.) kannst du einfach äh so erzählen. (.)
31 C: hmhm, (.) also wir haben uns mit äh- (.)
32 wir haben uns vor vier jAhren- (.)
33 oder auch ein bisschen länger kennen gelernt. (--)
34 und ähm ich habe ihn kennen gelernt durch den mellas. (.)
35 I: ha hm ja;
36 C: ah, der hat- (.) ich war damals- (.)
37 ich hat sehr viele probleme bei mit der arbeit und so, (.)
38 und der mellas hat gesagt- (.)
39 komm ich hab eine guter freund der ist supervisor. (.)
40 und der kann dich supervidieren und der is=ganz nett. (.)
41 und der brauch leute für die supervison; (.)
42 und dann hab ich gesagt ja gut dann gibt mir die adresse
43 und dann hab ich ihn angerufen und wir termine gemacht- (.)
44 haben drei vier sup supervisionsgespräche gemacht; (.)
45 und das hat natürlich mir sehr viel geholfen
46 bei der arbeit- (.) so lösungsgeschichten strategien
47 zu finden und so weiter. (.)
48 und dann irgendwann mal hat er mich angerufen, (.)
49 und wollte mit mir ausgehen
50 ganz schnell und so. (.)
51 und von anfang an fand ich ihn sehr nett- (.)
52 weil ich ähm von ihm so seine männlichkeit sehr
53 nach außen geprägt gefühlt gespürt habe; (.)
54 und ich habe immer solche leute gesucht, (.)
55 solche männer- (.)
56 I: hmhm.
57 C: weil diese äh wie sagt man das?

58 diese mh- (.) ruhigen männern- (.)
59 die immer ihr männlich oder seine männlichkeit verstecken;
60 I: ja-
61 C: gefIE: len mir nicht. (.)
62 I: [hmhm;]
63 C: [und]bei ihm war das ganz stArk- (.)
64 und da hab ich gesagt dA:s ist er; (.)
65 vielleicht weil ich auch aus diesem kulturkreis komme
66 wo die männer schon äh nach außen sehr aggressiv sind. (.)
67 I: ja.
68 C: und wIssen was sie wOllen- (.) so ungefähr- (.)
69 und das war für mich so der wunsch, (.) OH:: das ist er
70 aber damals war er verhEiratet- (.) hat er probleme
71 mit seiner beziehung und so weiter- (.)
72 und dachte mir naja schön und gut -(.)
73 mit dem kann ich ausgehen aber mehr wird es nich sein
74 weil ich nicht in der beziehung ähm- (.)
75 irgendwie eine rolle spielen möchte; (.)
76 aber es kurz nach das wir uns kennen gelernt haben, (.)
77 ähm hat er sich von seiner frau getrennt, (.)
78 beziehungsweise seine frau von ihm- (.)
79 und dann hat dann beziehung gleichzeitig angefang=n, (.)
80 seine trennung und meine. (.)
81 I: hmhm
82 C: und die beziehung mit äh mit mir- (.)
83 und wenn ich so zurückdenke war ich damals zwar ähm- (.)
84 seine geliebte oder so, (.)
85 aber war ich auch sehr viel seine freundin; (.)
86 seine halt kummerkasten
87 wo er über seine beziehung nachgedacht hat und nach- (.)
88 ähm er mit mir gesprochen hatte ne? (.)
89 und ich war damals nicht eifersüchtig- (.)
90 ähm ich habe mit dem sehr viel darüber gerEdet- (.)
91 und hab ich vorschläge gemAcht- (.)
92 und sehr viel zugehÖrt und so was. (.)
93 und ich denke das hat auch eine rolle gespielt
94 im nachhinein in unser beziehung- (.)
95 wie sie sich entwickelt hat; (.)
96 weil er noch nicht ähm richtig so:- (.)
97 sEElisch getrennt war. (.)
98 ähm und unsere beziehung hatte schon von anfang an- (.)
99 einige macken denke ich; (.)
100 dass er nicht frei war, (.)
101 und dass ich ähm denke ich nicht ernstgenommen habe- (.)
102 was das sein konnte. (.)
103 [später;]
104 I: [hmhm.]
105 C: für mich war das mehr ein ein flirten ins bett und- (.)
106 und ähm ja schöne zeit verbringen; (.)
107 aber nicht mehr. (.)
108 so in bezug oft gedacht das I:ST meine beziehung
109 obwohl er männlich war [so macho.] (.)
110 I: [hmhm;]
111 C: wie ich=s mir gewünscht habe so ein [macho.] (.)
112 I: [ja;]
113 C: und übertragen vielleicht auf meine- (.)
114 jA auf meine machos aus lateinamerika, (--)
115 das war mehr so mein wunsch nach diesen- (.)
116 ähm wesen- (.) die ich hier sehr vermisst hatte. (.)

Celia 2

1 C: hatten wir von anfang an das kommunikationsproblem mit
 2 es kann auch sei dass es- (.) weil er ein mann wAr? (.)
 3 und auch selber unsicher wAr und selber probleme hatte- (.)
 4 war=s von anfang an so eine problemAtische beziehung. (--)
 5 I: hmhm;
 6 C: wir hattn sehr viele auseinandersetzungEn und er sprach-(.)
 7 äh er ist zwar sehr emanzipIert sehr männlich ja? (.) aber
 8 er=s im grund auch sehr äh fraun gegenüber abwertend;(.)
 9 es hat nicht mit seine mit uns=re kulturellen unterschiede
 10 zu tUn sondern ich glaube es ist die beziehung mann frau,
 11 I: hmhm;
 12 C: wer ist nach O:ben wer is unten und so diese mAchtgefälle
 13 zwischen geschlechtern [ähm] na so im vordergrund. (.)
 14 I: [ja]
 15 C: und wir haben sehr viel auf unsre kultur a:h geschoben; (.)
 16 du bist so und so weil dU aus: deutschland bist und
 17 ich bin so und so weil aus kuba komme, (.)
 18 I: hmhm;
 19 C: wir haben sE:hr lange äh in diesen klischEE gelebt, (.)
 20 denke ich- (.) bis der mellas irgendwann mal uns
 21 d=rauf aufmerksam gemacht hat- (.)
 22 und sagt er was ihr tut ist nur schwachsinn; (.)
 23 so in in klischees; (.)
 24 und dAnn- (.) war das für mich so ein wechsel
 25 wo ich gedacht habe aha, (.)
 26 ähm is=es wirklich kulturspezIfisch is=es wirklich
 27 äh also uns=rer charakter oder so was ne? (.)
 28 das mehr mehr damals auch diese- (--)
 29 ähm wie wir erzogen sind- (.)
 30 welche wertvorstellung hatte jeder? (.)
 31 unabhängig von uns=re kulturellen hintergrund und so. (--)

Celia 3

1 C: ähm ja und dann kAm die mArtha aber in der zeit
2 war das äh- (.) kurz bevor die martha geboren wurde
3 war=s äh hatten wir grosse auseinandersetzung; (.)
4 weil er nicht- (.) einmal sagte jA, (.)
5 <<all> ich habe gesagt meine eltern>
6 möchte ich dass meine eltern hier herkommen, (.)
7 I: [hmhm.]
8 C: [ich möchte] die: einladen und möchte ich dass die:
9 auch hIEr sind wenn die martha auf die welt kommt. (.)
10 und er hat gesagt jA: ich würde dir unterstützen- (.)
11 natürlich klar du hast deine wohnung- (.)
12 ich hab meine wohnung- (.)
13 das wird überhaupt kein problem sein; (.)
14 aber letztendlich hat er dERmaßen probleme gehabt, (.)
15 äh der hat sich glaub ich bedroht gefühlt gehabt- (.)
16 dass er mich nicht mehr alleine hat sondern- (.)
17 auch meine ganze sippe; (-)
18 I: hmhm;
19 C: ja und dA: war=s wieder so ein bruch wo ich merkte- (.)
20 er akzeptiert nicht mein- (.) der tei:l den ich hab- (.)
21 teil den ich habe- (.) dass ich eine grosse familie habe
22 und dass ich auch ein ein anderen- (.)
23 äh konzept zu familie ne? (.)
24 bei uns is=es ja vater mutter KI:nd, (.)
25 und dann onkel tanten und was weiss ich? (.)
26 und das ist die famIlie und bei ihm war das mehr so- (.)
27 dieses wir bEIde und das kind was auf die welt kommt; (.)
28 und das war für mich beängst' beEngend- (.)
29 <<all> ich hab gedacht uha wie schrecklich
30 ich krieg keine luft-> (.)
31 und er sich derma' sich sehr viel gewehrt
32 <<p>((...))das andere> zu akzeptieren- (.)
33 der hat zwar das getan und viel mühe gegeben- (.)
34 und ich denke er hat es auch gut gemEInt- (.)
35 immer wieder so diese ((...)) zu haben, (.)
36 ach ja doch eigentlich doch ich lieb dich- (.)
37 ich muss das auch lieben, (.)
38 das kam immer wieder zu rUckschlägen ne? (.)
39 uha ich kann das nicht- (.)
40 und deine familie ist so unmöglich; (.)
41 und deine familie kleben alle wollen von dir was; (.)
42 und du kannst dich nicht wehren; (.)
43 und du die saugen au'- (.)
44 von die also die saugen alles alles auf von dir; (.)
45 und du gibst mir gar nix; (.)
46 und er hat sich total au'außen gefühlt; (.)
47 was nicht die- (.) für mich gefühlsmäßig nicht- (.)
48 der der fall war; (.)
49 der war ein teil unserer famIlie, (.)
50 aber er wollte nicht rein- (.) [der wollte] nicht sO; (.)
51 I: [hmhm;]
52 C: und natürlich ich wollte auch nicht so
53 wie er sich vorstellt. (.)
54 für mich war das damals nicht so klAr, (.)
55 ich hab immer gedacht, (.)

56 der mann lebt mit seiner mUtter- (.) neben der tür, (.)
 57 so tür von tür und oben ist der bruder
 58 und drei strassen weiter is
 59 äh nOch ein anderer bruder; (.)
 60 <<all> und die hocken alle zusammen jeden tag
 61 und die telefonieren ständig und was weiss ich;> (.)
 62 und reinhard ist immer bei seiner mutter- (.)
 63 drei vier mal am tag und am wochenende stÄndig, (.)
 64 holen kartoffeln bananen und immer wieder von der mAmA
 65 zucker und eier und und geht nicht alleine einkaufen; (.)
 66 also die sachen weil er sagt- (.)
 67 <<p>meine mutter hat das brauch ich nicht einzukaufen;>(.)
 68 so eine art abhängig[kEIt,]
 69 I: [hmhm]
 70 C: und für mich war das auch so; (.)
 71 er hAt auch ein konzept- (.)
 72 aber er will sich nich von der <<f>ablösen,> (.)
 73 aber er akzeptiert nicht meinen tEIl; (.)
 74 wie I:ch meine familie lE:be; (.)
 75 und das hat er total abge' abge'lEhnt; (.)
 76 ähm und in der zeit als darüber gesprochen wurde- (.)
 77 kommt meine familie kommt nicht, (.)
 78 hatten wir auch diskutiert- (.)
 79 ziehe ich beim ein oder nicht; (.)
 80 und da haben wir zweimal glaub ich:- (.)
 81 die entscheidung Umgeschmissen. (.)
 82 weil er- (.) äh beide male glaub ich gesagt hatte, (.)
 83 ne eigentlich möchte ich nicht deine familie- (.)
 84 bei mir haben; (.)
 85 ich möchte dich haben, (.)
 86 wenn du einziehst bei mIr- (.)
 87 ähm- (.) ja kannst du; (.)
 88 und möchte auch dass du; (.)
 89 <<all> dass wir zusammen wohnen,> (.)
 90 aber nicht mit deiner familie; (.)
 91 und hatte plötzlich so die angst (.)
 92 ich werde überrannt mit so vielen leuten; (.)
 93 und dann blieb ich eben auch bei mir in der wohnung; (.)
 94 und da war natürlich als meine el
 95 meine eltern kamen, (.) meine wohnung war voll; (.)
 96 weil es eine kleine wohnung war, (.)
 97 weil meine eltern da war=n meine geschwistern ständig da
 98 ähm und das hat er- (.) ähm im nachhinein auch gesagt- (.)
 99 gott sei dank hab ich das nicht gemacht, (.)
 100 weil sonst hätt ich alle leute- (.)
 101 jeden tag in meine wohnung- (.)
 102 und ich hätte keinen freien raum; (.)
 103 und er hat sich ganz schnell- (.)
 104 ja ja beengt gefühlt; (.)
 105 und und äh für mich war das sehr fremd zu sagen, (.)
 106 komisch in seine wohnung gibt es so viel platz, (.)
 107 und wenn er und kein mensch der zu besuch war; (.)
 108 hat seine wohnung in anspruch genommen, (.)
 109 die waren sowieso zu besuch; (.)
 110 ja- (.) wir ham da gegessen wenn wir da waren; (.)
 111 aber hat sich ganz schnell von meiner familie- (.)
 112 so besetzt gefühlt; (.)
 113 die woll=n mir was wEgnEhmen; (.)
 114 und die woll=n mir meine freiheit wegnehmen mein kind.--

115 und das hAt für mich ein grosses problem; (.)
 116 ich wollte nicht EInfach jemanden lieben, (.)
 117 der meine familie ablehnt; (.)
 118 I: [ja;]
 119 C: [das]für mich das das wichtigste ist hn? (.)
 120 ja und dann- (.) das war eine der probleme die wir hatten
 121 durchge::hend in der ganzen zeit der beziehung, (.)
 122 ähm gut und dann öh beide sind wir hartnäckig- (.)
 123 hat er wenig nachgegeben- (.)
 124 und ähm- (.)
 125 ja und es hat glaube ich mit seiner erziehung auch
 126 voll mit zu tun er hat den armen mensch
 127 sehr viel mit abgewertet- (.) und entwertet; (.)
 128 ähm und ich denke schon diskriminIert- (.)
 129 manchmal in seiner gehässigkeit
 130 und ähm- (.) und das hat mich ein stückchen weit
 131 <<all> immer wieder immer wieder> zurückgezOgen- (.)
 132 ich habe mich immer zurückgezOgen; (.)
 133 und der hat auch immer aber gesAgt, (.)
 134 aber das ist nur ein witz? (.)
 135 schade dass die martha kein junge war? (.)
 136 und eine zeitlang habe das irgendwie
 137 hingenommen als wItz und irgendwann mal
 138 war das mir zu bUnt, (.)
 139 weil er zu oft gesagt hat- (.)
 140 und immer wieder wiederholt hAtte- (.) bei lEUten- (.)
 141 schAde dass meine tochter kein junge war; (.)
 142 schAde ist das- (.)
 143 und <<all> vIEle leute ham mir gesagt>; (.)
 144 wie kannst du=s zulassen so was zu sagen? (.)
 145 und irgenwann mal habe ich ihm gesagt, (.)
 146 und da sagt er- (.) ja das ist nur ein wItz- (.) ja? (.)
 147 so was und ähm das war=n so punkte wo ich äh- (.)
 148 vielleicht äh das ist auch kulturspezifisch- (.)
 149 bei vielen familien in lateinamerika, (.)
 150 <<all> ich weiss nicht wie es in deutschland ist>, (.)
 151 dass wir nIcht- (.) die problemE: rr reden zerreden; (.)
 152 oder uns auseinandersetzen sondern- (.)
 153 wir machen das alleINE zu hause nicht m mit- (.)
 154 vielen leuten sondern alleine zu hause im bEtt; (.)
 155 I: hmhm;
 156 C: wir reden äh miteinander und äh- (.)wir machen das nicht
 157 nach außen getragen; (.) <<ausatmend> äh ff-> (.)
 158 und es wird auch rEspEKT gegeben vor allem- (.)
 159 so nach außen hn? (.)
 160 auch wenn man Innen vielleicht viel streitet- (.)
 161 aber nach Außen ist man wIrklich- (.)
 162 eine famIlie mit respekt AchtUng und so weiter. (.)
 163 aber Er hat das nIcht getA:n es war für michAndersrum;(.)
 164 der hat mich vor öffentlichkeit bei freunden undsoweiter
 165 so dERmaßen lächerlich gemacht runtergeputzt- (.)
 166 und immer wieder über mich witze gemacht- (.)
 167 über die martha witze gemacht- (.)
 168 über meine familie witze gemacht wo ich dachte äh? (.)
 169 was ist das für ein mAnn? (.)
 170 eigentlich muss er mIch als mAnn, (.)
 171 vor dieser vor der gesellschaft schützen, (.)
 172 und er muss <<all> repräsentIERen> er muss
 173 seine familie tadellos dArstellen, (.)

174 aber er hat sich so lUstig gemacht; (.)
175 entweder ich' manchmal hab ich gedacht, (.)
176 ist das kulturspezifisch, (.)
177 aber das ist denk ich auch ein tEIl- (.)
178 diese kulturelle unterschiede in der beziehung; (.)
179 und das andere ist- (.) er is selbst. (.)
180 I: hmhm;
181 C: und sicher er ist selbst das ist sein tEIl
182 wie er seine beziehungen ausgelebt hat oder gelebt hat
183 das hat beide beide- (.) beide äh-
184 I: <<p>komponente.>
185 C: komponente hn?
186 aber ich konnte mich damals nicht ((...))
187 der wertet mich so ab und dass ich:
188 mich wEIgere jemanden zu lieben- (.)
189 der mich so dermaßen runtermacht runterputzt; (.)
190 und ähja und dann hab ich mich sehr stark distanziert, (.)
191 und habe ich gar nicht für die beziehung
192 so wie er sich gewo' gewünscht hatte gemAcht; (.)
193 also dialog hab ich nicht kein dialog war das
194 in der beziehung nach eine weile; (.)

Celia 4

1 C: aber ich denke er hat sich auch sehr viel mühe gegeben
 2 meine freunde zu akzeptIERN mein famIlie zu akzeptIERN, (.)
 3 das ist nicht so dass er das nicht getan hat- (.)
 4 er hat viel getan, (.)
 5 aber er is=immer wieder hat immer wieder vErsAgt, (.)
 6 weil er mErkte- (.) es ist nicht das was ich will, (.)
 7 eigentlich will ich eine frAU der nur alleine ist, (.)
 8 mit meinem kind und mir, (.) und kein mEnsch; (.)
 9 <<all> in der nähe>; (.)
 10 nur wenige freunde wenige leute:, (.)
 11 und die kUltUr die man auch lebt zwar in der beim essen
 12 weil es exotisch is
 13 <<all< lateinamerikanisch zu essen> [zum beIspiel? (.)
 14 I: [hmhm]
 15 C: aber wehe in der erziehung meiner tochter, (.)
 16 wehe wenn wenn ich mit ihr
 17 <<all>lateinamerikanische musik> gehört hab, (.)
 18 hat er zwar nicht gesagt das is' (.)
 19 er hat immer sich lUstig gemacht, (.)
 20 hahaha willst du jetzt mit deine tochter tanzen? (.)
 21 haha warte doch mal ab in acht jahren, (.)
 22 deine tochter wird sagen so ein schEIB hö'- (.)
 23 lässt du mich hören; (.)
 24 was ist das für=n schEIB? (.)
 25 Wirst du seh:en das deine tOchter dAs Ableh:nen wird, (.)
 26 I: [aha:-]
 27 C: [das das] is=EIne von UNS; (.) die hat die gu'- (.)
 28 gUten genen <<all> wie so sagt man>? (.)
 29 I: häh?
 30 C: ja ja- (.)
 31 spinnst du? (.)
 32 dies mädchen hat zwEI zwEI teil und das is mIr wIchtig, (.)
 33 und wenn sie in acht jahren Ablehnt? (.)
 34 das das ist mir EGAL aber jetzt heute will ich das tEIlEn
 35 heute will ich das mit IHR erleben; (.)
 36 und ich werde dazu dazu tu' ähm dazu mich ähm anstrengen
 37 in meinem land geht nach kubA:- (.)
 38 und m mEIn leben lebt so KUckt und lE:rnt- (.)
 39 und spÄter kann sie sagen <<all> das hat mir nicht>
 40 gefAllen das hab ich genommen als pOsitiv, (.)
 41 und von dIEse gesellschaft auch, (.)
 42 und sie hat die bEIden zu kUcken, (.)
 43 und das will ich ihr bEIbringen; (.)
 44 das wenige das was mir geblieben ist
 45 in dIEse deutsche gesellschaft? (.)
 46 weil ich eigentlich- (.)
 47 es ist was kleines aus kuba hIER in mEInem hAUshAlt, (.)
 48 und er hat immer- (.) gelacht hahaha ma=kucken, (.)
 49 die is=ja doch ein schmIdt- (.)
 50 das einzige was sie hat is=vielleicht n=bisschen
 51 deine hautfarbe; (.)
 52 aber alles andere kUck wie sie aussieht, (.)
 53 sie is=UNSER. (.) die gehört hier- (.)
 54 und die hat die gUten gene, (--)
 55 und das fand' auch wenn er später sagte- (.)

56 nein das war lust' nur ein witz? (.)
 57 warum nimmst du das alles Ernst? (.)
 58 war=s für mich nach eine weile nicht so ein, (.)
 59 das war kein witz mehr,
 60 I: [hm ja klar.] [he:-]
 61 C: [wenn er]dreißig mal gesagt hat], (.)
 62 hab ich nur geschluckt und hab ich gesagt, (.)
 63 eigentlich muss ich mich mit ihm nicht, (.)
 64 auseinandersetzen er- (.) er diskriminiert mich dermaßen,
 65 und ich kann nicht- (.) der ist nicht liebenswert; (.)
 66 wenn er mich so behandelt; (.)
 67 und das war für mich schon vor zwei jahren schon
 68 die grosse trennung als ich:- (.)
 69 bei der helene eingezogen bin für so paar tagen- (.)
 70 wo ich dachte da muss ich ein eine << hustet> huhu>
 71 einen schnitt machen; (.)
 72 weil damals war auch dass die martha hat sich- (.)
 73 die hand verbrannt die den arm verbrannt? (.)
 74 er hat an dem abend ein freund rausgeschmissen, (.)
 75 der aus aus hamburg kam <<all> mit eine kleine tochter>
 76 an dem abend wo die martha sich verbrannt hatte, (.)
 77 äh er wollte nicht dass mein bruder- (.)
 78 seinen damalige freundin zum essen einlädt, (.)
 79 wir hatten an dem abend auch bekannte zum essen- (.)
 80 eingeladen- (.) der wollte nur mit den bekannten; (.)
 81 zu ess ähm essen- (.) der der hat gesagt ähm ich hab- (.)
 82 habe die leute eingeladen; (.)
 83 <<p, all> obwohl die waren meine freunde>, (.)
 84 ich habe die leute eingeladen, (.)
 85 und mit DENEN will ich mich ähm heute abend am tisch
 86 sitzen. (.) nicht mit einem bruder
 87 nicht mit einem freund aus hamburg; (.)
 88 und die sollen gehen, (.)
 89 <<f> UND dein bruder soll gefälligst nicht seine
 90 seine freundin <<hustet> hch> holen, (.)
 91 damals war die helene, (--)
 92 und äh der jaime hat das überhaupt nicht verstanden
 93 was abging. (.) er hat gesagt was soll=s? (.)
 94 wenn zwei essen können vier essen, (.)
 95 außerdem die helene ist deine freundin, (.)
 96 und der andreas ist dein freund, (.)
 97 und die anderen die kommen sind deine freunde, (.)
 98 und der dritte der gekommen ist
 99 ist auch dein freund sind ALLE deine freunde, (.)
 100 aber wollte die beiden; (.)
 101 und er wollte immer die letzte entscheidung haben; (.)
 102 dass er gesagt hat- (.) er hat entschieden; (.)
 103 und er ist ausgerastet und in der ganze
 104 ganzen strasse is=eine eine <<tief einatmend> eine>
 105 heiße wassertasse au auf den arm von martha,
 106 I: oh:-
 107 C: und der andreas ging raus- (.)
 108 ich blieb mit der martha am schreien; (.)
 109 ich schrie und er hat <<f>in meinem haus keiner
 110 hat soll sich so aufführen das ist MEIN haus>, (.)
 111 und das hat das war schnitt ich sagt=s dir- (-)
 112 das waren richtige wunden; (.)
 113 wo ich gedacht habe- (.)
 114 <<rall> eigentlich diese beziehung ist es [nicht] wert>;

115 I: [ja.]
116 C: äh es ist ein' sein charakter seine erziehung sein- (.)
117 wie er gelebt hat; (.)
118 das ja aber ein teil war das auch dIEse
119 kulturelle unterschiede so wenn ein gAst zu hause ist; (.)
120 wie wird behandelt wenn jemand anderen fremd ist- (.)
121 zu hause ist wie wie geht man damit um; (.)
122 der hat einfach geschrien da war der andreas zu besUch- (.)
123 der ka kannte ihn kaum; (.)
124 der hat der hat einfach rumgebrÜllt wie eine sau; (.)
125 also das war ganz schlimm, (.)
126 mein bruder hat in ecke hi' hingesezt- (.)
127 und gedacht oh gott oh gott wo soll ich ausziehen, (.)
128 ich kann nirgends wo gEH:en, (.)
129 mein frEund mit seine kleine tOchter um acht uhr abends
130 muss sein koffer packen und gEH:en; (.)
131 da musste ich auch noch kochen, (.)
132 äh damit die anderen gäste kommen, (.)
133 und ich war wirklich wie in einem tra- (.)
134 also in einem trance habe ich gesagt, (.)
135 die nacht Überlebe ich nIcht; (.)

Celia 5

1 C: was ich auch immer in der in dem zusAMM:enleben
 2 mit ihm so wichtig war und auch kultur, (.)
 3 der der unterschied lAg auch in den den zusammenleben- (.)
 4 ich habe immer die tü' offen die tür=n offen gelassen;
 5 I: ja:-
 6 C: ne? (.) immer die tür=n offen gelassen, (.)
 7 <<acc> und er hat immer zugemacht>; (.)
 8 und dann haben wir uns gestritten, (.)
 9 und irgendwann hab ich mal gesagt, (.)
 10 ich kriege plAtzangst wenn ich auf=m flur steh- (.)
 11 und da ist kein tageslicht, (.)
 12 ich kriege die krise ich kriege depressiON, (.)
 13 und da haben wir uns- (.)
 14 da hat er zugegeben hat er gesagt- (.)
 15 okay bringen wir licht in=n flur machen wir glastür=n, (.)
 16 wollten wir alle türen so machen- (.)
 17 da hat er natürlich gut gefunden; (.)
 18 aber bis wir das getan haben- (.)
 19 war=s jAhre war=s her und dann- (.)
 20 dann ähm dass wir auch diesen diesen wohn- (.)
 21 wohnzimmer umgebaut haben haben wir gestritten; (.)
 22 und es war für mich sehr schwer so ein plAtz zu finden
 23 in sEIne wohnung- (.) auch ein plAtz wie ich bin; (.)
 24 mit meinen sAchen mit meinen zOnen mit meinem chAos
 25 oder so was; (.)
 26 das war in der ganzen zeit- (.) nIch:t gegeben; (.)
 27 und auch wenn er sagt, (.)
 28 <<acc> ich habe meine gAnZE wohnung für dIch umgeräumt>
 29 scheiße und so- (.) mir die'ses schlechtes
 30 gewIssen eingeredet, (.) habe ich gedacht, (.)
 31 gut der hat umge' umgestellt die sachen, (.)
 32 aber er hat, (.) mIr ein platz geben- (.)
 33 dOrt mich wohl zu fühlen; (.)
 34 so du merkst es gibt gefühle und gefühle ne? (.)
 35 man tut sachen aber das is ni' nicht alles; (.)
 36 er sagt <<acc> aber ich habe das getAn>, (.)
 37 da musst du dich- (.) zufrIEden stellen; (.)
 38 aber das war für mich nichts. (.)
 39 das war das war sollten auch mEH:r sein; (.)
 40 mich als cElia zu akzeptieren, (.)
 41 und nicht irgendwie- (.) dEnn ich hab
 42 diesen tisch umgestellt jetzt musst du mich lieben; (.)
 43 so hat er immer so diesen verglEI:ch gemacht; (.)

Celia 6

1 C: ich denke auch in unsere hat auch- (.)
 2 dIE rolle gespIElt, (.) we:nn er so gehässig war;
 3 und also so witz gemacht, (.)
 4 du kommst aus dem süden ich komm aus dem norden- (.)
 5 so ungefähr; (.) ich bin weiss und du bist schwarz;
 6 auch diese rolle gespIElt; (.)
 7 I: [hmhm-]
 8 C: [diese] ähm diese strukturelle mÄcht, ne? (.)
 9 ich bin was bE:sseres- (.) und du bist was schlechteres
 10 du komm' aus dem arm' armen aus dem einem armen lAnd,(.)
 11 warum bist du denn hier, (.)
 12 wenn es dir- (.) im süden bE:sser gInge, (.)
 13 wärst du nicht hier; (.)
 14 I: <<schnalzt mit der zunge> tscheh-> (.)
 15 C: du bist eine ARMUTmigrAntin; (.)
 16 am anfang hab ich immer gelacht- (.)
 17 und hab ich gedacht na ja das ist mir Egal was er sagt- (.)
 18 und so aber es war schon mit der zeit
 19 hab ich gedacht eigentlich hat der mensch, (.)
 20 äh kann der mensch entscheiden, (.)
 21 geh ich nach chine chi' china oder nach alaska, (.)
 22 oder weiss der geier was; (.)
 23 und leb ich dOrt und die gründe spielen keine rolle; (.)
 24 wir sind alle menschen dieser welt- (.)
 25 sollen wir uns unser platz suchen wo es uns gefällt; (.)
 26 <<f> egAl wIE:>, (.)
 27 wenn ich hier brot habe gut habe ich brOt; (.)
 28 und wenn andere aus deutschland nach amerika gehen
 29 und haben auch brOt, (.) dann ist OkAY, (.)
 30 ich habe nichts gegeben; (.)
 31 die haben plAtz eingenommen und- (.)
 32 es is=halt so; (--)
 33 aber er hat immer dIEse dIEse- (.) aussage gemacht; (.)
 34 hahaha dein bruder is=hier? (.)
 35 weil er dort unter gar nix hat, (.)
 36 und äh ja klar ihr habt ja keine heizung, (.)
 37 und ihr habt dies und jenes nicht, (.)
 38 und ihr habt keine arbeit deswegen seid ihr Alle hier, (.)
 39 so dieses ((tief einatmend)) blöde gefÜhl gegeben; (.)
 40 ja wir sind wir sind weniger als- (.)
 41 die- (.) nOrtEños die die die aus dem norden ne? (.)
 42 und für mich war das auch diese strukturelle mÄcht, (.)
 43 dieses rassismus ausgrenzung und so; (.)
 44 das was ich woanders erlebt habe; (.)
 45 habe ich sehr stark in dIEser beziehung gelebt; (.)
 46 und letztendlich war für mICH? (.)
 47 kein platz- (.) ich hatte kein platz als mEnsch, (.)
 48 ich hatte auch kein platz als mi' migrantin; (.)
 49 auch wenn er gesagt hat, (.)
 50 jetzt willst du die arme migrAntin spielen? (.)
 51 wenn ich dir was sA:ge dann willst- (.)
 52 dann fühlst du dich betroffen und willst du hier
 53 als arme migrantin spielen; (.) damit ICH- (.)
 54 mitleid habe; (.)
 55 aber eigentlich wenn jemandem ständig dir solche sachen

56 so <<zischend> tscht tscht> also rEinschmeissen, (.)
57 I: hmhmm;
58 C: glaubst du äh ähm nach nach jahr glaubst du auch schon
59 also wo wo wie was warum sagt er das ne, (.)
60 und ich denke auch wenn er sagt- (.)
61 ich hab es als wItz getan; (.)
62 irgendwann ist es kein witz mehr; (.)
63 und ich denke das ist seine probleme; (.)
64 er ist rassist und er sagte auch er ist rassist, (.)
65 und er- (.) ist auch xenophobist, (.)
66 obwohl er sagt, (.)
67 a:ha die braunen frauen sind so hübsch und [so schön-]
68 I: [ja ja-]
69 C: und das lateinamerikanische essen ist so lEcker- (.)
70 und dieses ähm die mUsik sAlsa und mErengue wUnderbAr- (.)
71 und die filme aus kUba und a:ha wie toll ne? (.)
72 hier; (.) nur nach außen aber als mEensch, (.)
73 ist er ein versAger in dEr hinsicht; (.)
74 das: nur nach außen;
75 I: hmhm.
76 C: (5.0)((trinkt einen schluck tee))
77 ja und ich denke wir haben uns seit
78 sechs sechs mOnate getrennt; (.)
79 weil er mich die wohnung gekündigt hat- (.)
80 <<einatmend> sch:> weil er meinte, (.)
81 er könnte mit mir nicht mehr lEben; (.)
82 weil er immer ges- (.) weil er <<ausatmend> ha:-> (.)
83 sich hilflos gef gesehen hat
84 in der beziehung mit mir zu lEben; (.)
85 und ich dAnke ihm dass er das diesen schritt gemacht hat
86 obwohl ich immer gesagt habe, (.)
87 wir müssen uns räumlich trennen- (.)
88 wir können nicht zusammen lEben; (.)
89 habe ich diesen schritt nIcht unternommen- (.)
90 ich habe das nicht ähm gemAcht
91 von mir aus; (.)
92 äh vielleicht weil ich gelähmt war; (.)
93 weil ich angst hatte äh noch mal mit der mArtha
94 alleine berufstätig äh was zu fInden, (.)
95 und alles mein leben gerEgelt zu bekommen; (.)
96 hab ich kein ähm keine mut gehabt den schritt- (.)
97 diesen schritt zu zu machen; (--)
98 auch wenn die situation so unerträglich war, (.)
99 ähm als er das gesagt hat, (.)
100 war das für mich ein be' eine befreiung; (.)
101 hab ich gedacht <<all,f> jetzt sofoRt>
102 is meine chAnce WEGzugehen
103 oder ich vers verrecke hier in diesem haus; (.)
104 hab ich ähm sofoRt- (.) sachen unternommen- (.)
105 hab ich die zeitung gekauft; (.)
106 hab ich mir- (.) wohnungen angeschaut; (.)
107 und er hat immer wieder gesagt; (.)
108 haha ein migrAntin mit kind- (.)
109 mit einer unsIcheren stelle wird eine wohnung finden- (.)
110 ich: kuck mal <<schnalzend> tsch-> (.)
111 aber ich möchte das du ganz schnell so schnell wie
112 möglich aus meiner wohnung RAU:s gehst,

Celia 7

1 C: er hat AUch geklAgt dass ich ihn entwErte und dass ich
2 Ihm: ähm ja nicht behandelt habe in meine heimAt
3 als er da war; (.)
4 habe ich vielleicht dAs getAn; (.)
5 weil ich wirklich für mich kein gutes gefÜhl mehr war
6 für ihn weil er- (.) jA mEIn lAnd meine geschichtE- (.)
7 das was er gesehen hat auch ENTwertet hat, (.)
8 und immer bei diskussION=n sAchen genutzt hat- (.)
9 was er- (.) in meine heimat gesehen hat <<p>oder so>
10 und ähm das ist ganz klar der hAt- (.)
11 mich nicht als mEensch akzeptiert und nicht als eine
12 person aus dem süden akzeptIert; (.)
13 und- (.) vielleicht war er mit mi:r; (.)
14 weil wegen der mArtha wegen der tochter- (.)
15 oder weil er nicht alleine sein wollte; (.)
16 oder weil er mein meine braune haut mochte, (.)
17 oder- (.) meine meine küchE, (.)
18 also dAs was ich ihm gekocht hab; (.)
19 haben mochte kein' keine A:hnung; (.)
20 abe' das is=aber egAl das ist sEIn problEm; (.)

Celia 8

1 C: ähm ja bis äh er jEtzt seine freundin, (.)
 2 so seine neue freundin hatte da wo ich- (.)
 3 da war ich sehr nervÖs, (.)
 4 und hab ich gemerkt doch ich LIEbe ihn; (.)
 5 und da habe ich mir gedanken gemacht- (.)
 6 doch konnte ich schon versUchen; (.)
 7 aber weil er neue freundin hat ne? (.)
 8 letztEndlich glaub ich schon ne? (.) ja, (.)
 9 aber das is=nach drei vier wochen- (.)
 10 glaub ich; (.) dIEses gefühl auch WEGgegAngen, (.)
 11 und jetzt kann ich- (.) loslassen und es ist bei mir- (.)
 12 abgeschlOssen und denk ich mir die schÖnen zEIten, (.)
 13 die ich hATte-(.) ähm mit ihm erlebt habe,(.) bleibt;(.)
 14 es es war schön- (.) sehr wenig; (.)
 15 und und ich seh dass meine beziehung zu ihm, (.)
 16 sehr sehr schwierig war; (.)
 17 ich hab mich NIE sO entwertet gefühlt NIE so (.)
 18 diskriminiert gefühlt <<f>In dEUtschlAnd in meinen
 19 achtzehn jAhren lEBen> wie ich mit ihm; (--)
 20 und ich weiss es nicht; (.)
 21 ich hab ihn mir vielleicht gesUcht, (.)
 22 vielleicht um mir eine bestätigung zu zu hOlen; (.)
 23 dass ich dass dieses lAnd dass es n:icht mein land is;(.)
 24 dass ich hier nich=lEBen soll:te? (.)
 25 Oder so- (.) dass dass ich irgend grund gesucht habe, (.)
 26 nach kubA zurück zu gehen, (.)
 27 aber das ist schwachsInn; (.)
 28 meine allerbEsten freunde sind dEUtsche, (.)
 29 ich lebe gerne hier, (.) und mir gefallen
 30 so viele sAchen hier und ich habe ein platz als
 31 frAU hier ich kann mein leben so gestalten, (.)
 32 wie es mir pAsst; (.)
 33 und ich leb' also also ich mag das lAnd
 34 und die kÄlte und die jAhreszeiten, (.)
 35 sind so schÖn und bUnt und ich merkte
 36 dass ich auch wachse und dass ich mich verÄndere, (.)
 37 das erleben ist meine heimat und ich denke, (.)
 38 achtzehn jahr=n far färben schon ab; (.)
 39 und ähm-(.) äh leider hab ich diesen drei vier jahr=n-(.)
 40 so dermAßen geli:ttten und kein mensch wirklich
 41 in meine ganzen zEIt in dEUtschland
 42 hat mich sO schlecht behandelt; (.)
 43 hat mich sO dermAßen rAssistisch behandelt- (.)
 44 sexistisch behandelt wie dieser mAnn; (.)
 45 I: hmhm.
 46 C: ah ja gut würde ich sagen ahm- (--)
 47 dass es vielleicht- (.) nicht nur- (.)
 48 in unser kultu' kultur kulturelle unterschiede hing- (.)
 49 sondern auch in der- (.) dass er so ein mensch ist; (.)
 50 dass er sehr sehr sehr sicher is, (.)
 51 sehr sehr besserwisser is, (.)
 52 und ähm mit gewAlt versucht jemandem- (.) festzuhAlten
 53 oder was zu erreichen; (.)
 54 ist hartnäckig ruft An und das hat Immer gemAcht; (.)
 55 wenn er was will is=er immer hinter her hinter her
 56 hinter her bis man keine luft mehr bekommt; (.)

Celia 9

1 C: die mArtha hat is gesprungen
2 und hat erzÄhlt was sie gesehen hat im fernsehEn=
3 und sagt er- (.) <<rall> sie hat eine sehr gute
4 wÄhrnehmungsvermögen>; (.)
5 I: hmhm;
6 C: und da hab ich gesagt jA: klar, (.)
7 und merkt man dass sie liest; (.)
8 also dass sie sehr wachsam ist; (.)
9 ja ja klar, (.)
10 <<rall> das sind mEIne gUten gE:ne> (.)
11 und dann danach ist die mArtha gesprungen, (.)
12 und hat <<all>getAnzt und > hat irgendwas gAnz- (.)
13 äh temperamentvoll gesagt, (.)
14 und da hab ich gesagt- (.)
15 und das find ich auch schÖ:n; (.)
16 und dann sagt er, (.) ja- (.) das ist jA: dEIn teil; (.)
17 ja? (.)
18 und das ist nicht gut. (.) damit wird sie nicht
19 klar kommen in hIEr. (.)
20 so und dann und dann hab ich gesagt, (.)
21 sag mal merkst du nicht dass du EntwErtest? (.)
22 das ist für mich rassIstisch, (.)
23 I: ja;
24 C: <<all> und dann sagt er> ja kuck mal auf sein- (.)
25 ihr gesIcht das ist alles schmIdt, (.)
26 gesIcht. (.) ähm alles was sie hat; (.)
27 nur=n bisschen deine fArbe halt so (.) na ja, (--)

Celia 10

1 I: äh und zum beispiel du hast auch erwähnt, (.)
2 schwarz weiss- (.) hast du gesagt ja, (.)
3 er weiß ich schwarz; (.)
4 hat er dich schon mal als schwarz definiert, (.)
5 oder hast [du das selbst?]
6 C: [ne:-] ICH habe mir
7 selbst definiert weil er immer ähm ja das was er -(.)
8 macht, (.) was er denkt- (.) wie er denkt- (.)
9 wie er erzogen worden ist- (.) zugang auf beziehung- (.)
10 zugang auf alles mögliche ist richtig- (.)
11 ist die wahrheit- (.) ist richtig so wie er macht- (.)
12 ist richtig; (.)
13 mein teil nein- (.) ich bin- (.) ignorant; (.)
14 ich bin ich komme aus kuba und bin alles schlecht; (.)
15 defizitär und deswegen sind die leute arm; (.)
16 und so was und auch wenn er so seine kommentare
17 gemacht hat na ja ihr seid arm- (.) weil bla bla bla; (.)
18 punkt punkt punkt; (.)
19 hab ich gesagt sag mal warum sagst du das? (.)
20 du kennst nicht unsere geschichte- (.)
21 da kannst du nicht auf diese ebene gehen; (.)
22 na ja ja ja is=eine schöne entschuldigung klar klar; (.)
23 jetzt willst- (.) du als armes migrantin sein; (.)
24 das ist die wahrheit, (.) der hat immer so provoziert, (.)
25 und dann wenn er gemerkt hat Uch jetzt bin
26 ich eingeschnappt, (.) das ist doch ein witz, (.)
27 na ja gut dann glaubt man das erst mal[nicht mehr],
28 I: [ja;(.) ne:-]
29 C: aber ich also diese beispiele also er hat immer so die
30 diese gefühl äh diese unterschiede gemacht=ja ja ja- (.)
31 ihr arme kommt in unser land und will arbeit=n; (.)
32 ihr wollt << hustend >> ähchch also
33 arbeit nehmen wegnehmen zu viele illegalen; (.)
34 obwohl er so nach außen wo anders so gelobt hat, (.)
35 meine arbeit- (.) wie ich arbeite mit prostituiererten- (.)
36 mit illegalisiererten mit gewalt und so weiter- (.)
37 und so weiter schon gelobt hat- (.) waren auch andere
38 <<all> situationen wo er gesagt>
39 tschja das sind so viele ausländer- (.) d d das- (.)
40 also ich weiß nicht warum sie alles kommen, (.)
41 und jetzt wollen die alle deine familie auch kommen, (.)
42 also- (.) es merkt man dass es euch schlecht geht; (.)
43 na ja unser gutes deutschland natürlich die- (.)
44 wirtschaft hier blüht und das was wir alles äh ähm- (.)
45 gemacht haben in vierzig jahren- (.) das ist
46 natürlich super alle wollen hierher- (.)
47 und der boot is=voll; (.) das boot is=voll ne?
48 I: ja.
49 C: und ich hab gedacht, (.) von ihm kann ich das
50 nicht erwarten? (.)
51 das kann er nicht sagen. (.) noch nicht mal aus spass;

Reinhard 1

1 R: ja das war erst ma' ähm- (.) ganz rEIzvoll
 2 ne ne frau aus=nem andern kOntinent kennzulern=n; (.)
 3 und- (4.0)
 4 das was für mich ganz nEU war und ganz berAUSchend wAr
 5 und immer noch is, (.) ist die is=ihre äh äh- (.)
 6 wÄrme- (.) <<p> die sie lebt;> (.) ähm und ihre ähm- (.)
 7 AUSstrAhlung ja? (.)
 8 ihre ja auch ihre erOtische ausstrAhlung; (.)
 9 so is=ähm- <<p> das ganz ganz wichtig das war in der
 10 ehe mit einer deutschen> ist etwas zu kurz gekommen;
 11 I: hm-
 12 R: <<f> zumindest die wÄrme die erOtische ausstrAhlung>, (.)
 13 ja und dann ham=wer äh uns wie gesagt kennen- (.)
 14 kennen gelernt und sie war dann sie hat ne? (.)
 15 mich sehr sehr unterstützt, (.)
 16 weil mir is=es fÜ:rcherlich schwer gefallen; (.)
 17 meine kInder laufen zu lassen oder gehen zu lassen; (.)
 18 sie sind bei der mutter geblieben-(.)das war für mich-(.)
 19 ziemlich grAUsam; (.)
 20 ähm und da war sie einfach dA;; (2,0)
 21 mit all ihrer wÄrme und all ihrer ähm fü:rsorge; (.)
 22 und ähm wir hatten bEIde zwei wOhnung=n, (.)
 23 also kann jeder in seine eigene wohnung; (.)
 24 und sind immer- (.) so hin und her gependelt; (.)
 25 eigentlich bin ich immer zu ihr gependelt; (--)
 26 äh- (.) ja:,
 27 und dann ging das dann wEiter; (.)
 28 und dann wurde ne festere bezIEhung d=raus,

Reinhard 2

1 R: ja und dann war das halt ziemlich chaotisch; (.)
 2 die schwangerschaft war war nicht so das gelbe
 3 weil: celia ne frau is=die sich nich=schON=n kann, (.)
 4 die sich absolut für andere einsetzt, (.)
 5 also um sich nicht kümmert, (.)
 6 das liegt in ihrer psychischen struktur; (.)
 7 das hat nix mit binationalität zu tun; (--)
 8 äh in mit ihrer anderen kultur sondern ähm-
 9 (4,0)
 10 das is=auch teilweise flucht vor vor sich selber; (.)
 11 <<dim> wenn man sich um andere anderen scheiß kümmert
 12 bringt man sich selbst um;> (.)
 13 ja ähm ham=wer dann sag=mer so wenn de=s kind kriegst- (.)
 14 ähm gib=s zwei möglichkeiten; (.)
 15 entweder entweder wir trenn=n uns, (.)
 16 und- (.) ziehst das kind alleine groß; (.)
 17 und ich überweis dir jeden monat dreihundert mark; (.)
 18 oder du ziehst zu mir; (2.0)
 19 ähm und das war wohl eine sache die:- (.)
 20 ja das war wohl so so ein bruch der da war; (.)
 21 weil ich da ganz klar gesagt hab- (.)
 22 entweder oder und sie hat sich da dann- (.)
 23 d=rauf eingelassen; (.)
 24 hat sich aber nie nie so wohl hier gefühlt; (.)
 25 ähm- (.) und konnt=es irgendwie nie- (.)
 26 ja ich sie konnte nie hier heimisch werden; (.)
 27 oder hat da war=n sehr viele sachen; (.)
 28 und das weiss ich nicht in wie fern- (.)
 29 das mit ihrer kultur zusammenhängt, (.)
 30 sie hat sehr viel in bildern gelebt- (.)
 31 die absolut unrealistisch war=n; (.)
 32 das hab ich aber erst gemerkt als wir dann- (.)
 33 äh zwei jahre später nach kuba gefahr=n sin, (.)
 34 äh un' und weil sie hat mir von kuba erzählt- (.)
 35 und das is=nicht das kuba also das kuba gibt=s nicht- (.)
 36 was sie äh was sie verinnerlicht hat, (.)
 37 es gibt keine glücklichen frauen die mit kindern- (.)
 38 singend aufs feld ziehen und dort kartoffeln hacken; (.)
 39 ähm zumindest nicht in havanna; (.)
 40 I: ((lacht gekünstelt))
 41 R: das is so- (.) das is=mir da aufgegangen
 42 und da war für mich immer so die frage, (.)
 43 was sind jetzt ihre bilder? (.)
 44 was is=ihre psychische struktur, (.)
 45 und was is' hängt mit der ander=n kultur zusammen; (.)
 46 I: hmhm; (.)
 47 R: weil ich habe- (--) äh <<rall> sehr viele frauen
 48 kennen gelernt die:> auch aus lateinamerika komm=n; (.)
 49 die aber ganz anderst sind; (.)
 50 die: äh ein familienbezug haben- (.) der ein anderer
 51 ist den celia hatte, (.)
 52 weil sie war familie, (.)
 53 sie ihre tochter und ihre kernfamilie, (.)
 54 und die <<all> kernfamilie besteht aus- (.)
 55 siebenhundertachtundneuzig cousinen tanten

56 onkel alles.> (.)
57 ABER, (.) Ich gehörte nicht dazu;
58 I: [aha.]
59 R: [das] war eine ganz bemErktenswerte sAche; (.)
60 und da erlebe ich viele- (.)
61 latEInamerkanerinnen ganz anders, (.)
62 da kommt der mann und das kInd- (.)
63 und ähm dann kommt erst mal nix; (.)
64 und dann kommt die andere fAmIllie; (.)
65 aber dann irgendwie gleichwertig; (.)
66 die familie des mannes und die familie
67 ähm und die und die EIgene familie; (.)
68 und das war bei celia nIE so- (.)
69 die hat immer ähm- (.)
70 also das is=jetzt mein gefÜhl, (.)
71 ob das jetzt realistisch is weiss ich nicht; (.)
72 die hat immer ANDERE in den vOrdergrund gestellt; (.)
73 die sie brAUchten, (.)
74 das heißt wenn hier irgendeiner wieder ma' von
75 der familie dA war, (.)
76 dann ähm is=die um dEn rumgesprÜng=n; (.)
77 jetzt egAl wie=s wie=s der tOchter oder mir ging; (.)
78 für sie war=s ne grosse umstellung, (.)
79 aus ihr=m sIngledasein wo sie tAg und nAcht
80 (...)was sie tun konnte und für andere dA sein; (.)
81 weil da is=dann plÖtzlich=en mAnn der nervt; (.)
82 und ähm=n kind das das ähm nervt; (.)
83 wobei da natürlich auch die bILder mit der realität
84 kollidieren; (.)
85 und eigentlich sin is kinder kriegen was wunderschÖnes,(.)
86 ganz wIchtig und ganz tOll aber so=n Kind is=doch nervig
87 und da bleibt wEnig zeit für AnderE ähm; (.)
88 und und das ist celia immer ganz wichtig gewesen, (.)
89 sich um andere zu kümmern; (.)
90 <<dim> und sie wurde dann AUch durch mIch: -
91 auf sich selbst zurückgeworfen;> (.)
92 und ähm- (--) was so eine sache wAr; (.) is dass sie so
93 ihr ihr bild von von von von ihrer kultur vor sich- (.)
94 wie ein schild hergetragen hat, (.)
95 wir sind anders hieß des, (.)
96 und das war=s erst mal ja, (.)
97 also ähm-(.) und damit wurde dann alles gerechtfertig;(.)
98 und das war dann sehr schwIErig; (.)
99 weil ich nicht in der lage wAr, (.)
100 und es auch nicht sein wOllte des zu abstrahIEren; (.)
101 also zu kucken was worum=s da geht;(.)

Reinhard 3

1 R: also was mir nEU: wa:r äh war dieser
 2 erweiterte familienbegriff bei bei ihr ähm- (.)
 3 der mich AUSSchließt aber cousinen siebenneuzigsten
 4 grades die irgendwann mal n=en hund hatten; (.)
 5 der dem vater der tochter der freudin gehört; (.)
 6 die gehörten dann auch noch zur familie; (.)
 7 das war dOch ne bisschen sEltsam für mich weil- (.)
 8 ich leb selbst in fAmilie, (.)
 9 also ich leb mein bruder wohnt- (.) im gleichen haus- (.)
 10 meine mutter wohnt nebenan mein großer bruder
 11 wohnt drei meter weiter unten; (.)
 12 das heißt ich bin- (.) bin ein klA:nwesen; (.)
 13 ähm hab zwar kein klAndenken aber <<lacht>ha ha ha>
 14 aber äh schon ein klanwesen ja; (.)
 15 das is=mir aber A:lles erst so gekomm=n- (.)
 16 nachdem wir (.) äh in kUba war=n und ich gesehen hab- (.)
 17 das was sie schildert gibt es nIcht; (.)
 18 I: hmhm; (.)
 19 R: das ist so wie wenn man russlanddEUtsche
 20 in russland fragt, (.)
 21 wie sieht dEUtschland aus, (.)
 22 dann schildern die den schwarzwald; (.)
 23 und des is für die dEUtschland, (.)
 24 und genauso is es. (.) hab ich das bei cElia erlebt; (.)
 25 dass sie ähm was schildert, (.) wA:s unrealistisch is;
 26 I: hmhm.
 27 R: ja. (5.0)
 28 so:. (2.0) das war so bisschen so die gE:nesis, (--)
 29 und die und die schwIERigkeiten;

Reinhard 4

1 I: okay also erstmal fürsorge und intrEsse das war abEr- (.)
2 äh- (.) das hat dich [Angezogen an ihr?]
3 R: [ja ja,]
4 und die die die möglichkeit, (.)
5 äh oder äh die die die ähm die nichtscheu, (.)
6 <<all> sagt ich ma> (.)
7 frAU zu sein sO, (.)
8 das heisst dass ich- (.)
9 das heisst dass es definierte rollen gibt; (.)
10 worüber wir als acht als spätachtundsECHziger, (.)
11 wir ja überhaupt nur des ähm auch vom
12 hör=nsagen gekannt haben ähm- (.)
13 wo wir gesagt haben, (.)
14 es gibt keine ähm- (.)
15 es gibt keine unterschiede zwisch=n männer und frau=n
16 alle sind gleich. (.)
17 ähm frauen sind immer etwas gleicher gewesen; (.)
18 hie' hier, (.)
19 ähm und ähm das fand ich sEhr ähm- (.)
20 sEhr attrAktiv und sehr ANzieh=nd, (.)
21 ähm denn- (.) das hat auch=nen teil meiner E:he
22 kaputt gemacht weil ich irgendwann mal gesagt hab
23 das is=dummes zeug; (.)
24 es gibt unterschiede zwischen männer und frauen; (.)
25 ich war dann selbst oder bin immer noch- (.)
26 wenn=s so was gibt, (.) in=ner männerbewegung drinne; (.)
27 wo=s drum geht äh äh- (.)
28 wir sUchen verzweIFelt was männer sind, (.)
29 ähm die lateinamerikAner suchen=s nicht, (.)
30 die sInd=s; (.)
31 die geh=n da zwar da daran kapUtt, (.)
32 aber das is=ja erst mal egal, (.)
33 die ham=en bild; (.) da weiss man wer wohin gehört. (.)
34 die sind rollendefiniert und
35 TROTZdem kommt man zusAmmen und TROTZdem
36 kann man sich [wOhlfühlen], (.)
37 I: [hmhm;]
38 R: was sich ja für mich als- (.)
39 ähm auch durch die AUSbildung
40 als soZIALverbreiter oder so, (.)
41 wir wurden als mÄ:nner aus verANstaltungen
42 rausgeworfen weil da- (.)
43 ähm ähm siebzig prozent frau=n war=n
44 die uns wEggEstimmt hatten. (.) ja?
45 so was. (--)
46 des is=n UNding äh aber äh ich mein
47 ich hab mir das auch nich=immer bieten lassen; (.)
48 aber äh des war so- (.)
49 das heisst äh äh- (.)
50 ich hatte so das gefühl dass ich dort
51 mein mAnnsein lEben konnte, (.)
52 I: und bei cEliA hattest du doch das gefühl
53 das du mAnn sein konntest?
54 also [deine rolle als mann] das hat sie dir -
55 R: [hm.]

56 I: [gewährleistet?]
57 R: [hm.]
58 ja ja.
59 I: aber das is ja toll, (.) hmhm;
60 R: das is=ne wErtung die möchte ich nich=so steh=n lassen;
61 <<lachend> hi hi hi->
62 I: na ja gut die brAUchst du nicht stEhen lassen, (.)
63 aber ich sag- (.)
64 ich meine- (.)
65 ja- (.)
66 dann hab ich das erst mal richtig verstanden- (.)
67 mit der wÄrme;
68 R: genAU::
69 (6.0)
70 I: sO: genau das ist es- (.) mit der wÄrme gewesen? (.)
71 und die erotische AUSstrahlung das, (.)
72 beschreibst du das [jetzt?]
73 R: [kO::mmt da mit rei::n;]
74 I: kommt da mit [rein?]
75 R: [das heisst-]
76 I: ja,
77 R: das heisst wenn wenn auch
78 des wird noch bEsser in kUbanischen filmen, (.)
79 ähm wo wo sich die frAUen die die weit
80 über die sechzig sin=noch engE:[hOsen und]
81 I: [ja(--)ja-]
82 R: und knappe BH=S und alles anzieh=n und einfach
83 als frAU auch wenn die drei zentner wIEgen als frAU
84 eine wAh:nsI:nnige ausstrahlung haben; (.)
85 ja haben einfach keine angst- (.) frAU zu sein; (.)
86 die verhängen sich nicht; (.)
87 die also so so mit weitem kaftan oder so=nen krempeL;(.)
88 ähm sondern die sind einfach frAU, (.)
89 und das is einfach schön; (--)
90 I: ja;
91 R: und die auch [erOtisch] sind, (.)
92 I: [hmhm,]
93 R: auch wenn sie zum beispiel siebzig sind;
94 I: ja- (5.0)
95 hn das ist ja interessant; (--)
96 und und du hAst AUch erwÄhnt, (.)
97 dass die cElia sich hier nicht wOH:lgefÜH:l hat, (.)
98 und nicht heimisch gefüh:lt hat; (.)
99 wie würdest du das defi- (.)
100 also bei dIr [in dEIner wO:hnung;] (.)
101 R: [hier in der-]
102 I: weisst du warUM?
103 R: jA:- (.) also die eine sache wÄ:r, (.)
104 weil ähm diese gemEinsame wOH::nung; (.)
105 also ich mein- (.) das is=ja ne schöne sAchE- (.)
106 wenn ähm wenn man=ne eig=ne wohnung hat; (.)
107 und und muss auf kEInen rücksicht nehM=n; (.)
108 wenn man mit jemand anderes zusammenlebt, (.)
109 is=des halt immer schwierig; (.)
110 ähm das hat aber nix mit kUltur und kulturell zu tun; (.)
111 und hinzu kommt dass obwohl celia so ein- (.)
112 ein familienmensch ist- (.) oder so tut
113 <<p> als ob sie einer wÄ:re-> (.)
114 äh meine familie hAlt hier- (.) rundUM wOhnt, (.)

115 sie hat sich immer beobachtet gefühlt, (.)
 116 sie hat auch- (.) ähm den schrägen gedanken gehabt- (.)
 117 sie könnte sich hier nicht verwirklichen; (.)
 118 also das heisst die wohnung umgestalten, (.)
 119 was nichts mit der realität zu tun hatte, (.)
 120 die wohnung sah: vor celia aus- (.) sah:- (.)
 121 <<all> ganz anders aus das einzige was geliebt is
 122 is=es klo> da ham=wer nichts geändert; (.)
 123 ansonsten ham=wer komplett alles- (.) geändert; (.)
 124 na ja also das zimmer wie des hier siehst, (.)
 125 is=sO- (.) bis auf das aquarium; (.)
 126 ähm wie des wie wir des zusammen gestellt haben, (.)
 127 äh und wie äh äh- (.) ja wie sie des so wollte; (.)
 128 weil- (.) mir hat mein=s was ich vorher hatte
 129 nicht gefallen aber ich hatte dazu keine idee:n, (.)
 130 auch kein so großes interesse und so würde ich sagen, (.)
 131 nach der scheidung- (.) da was zu machen; (.)
 132 und dann dann ham=wer das- (.) umgestaltet; (.)
 133 I: hmhm.
 134 R: ein streitpunkt war: ähm- (.)
 135 äh das kann vielleicht auch=ne kulturelle sache sein? (.)
 136 dass die celia- (.) äh sehr viele sachen kaufen wollte; (.)
 137 wo ich gesagt hab- (.) ich hab=das geld nicht. (.)
 138 das weiss ich aber nicht inwiefern das jetzt mit kultur
 139 zusammenhängt oder mit=ner mit=ner sache- (.)
 140 dass sie nicht mit geld umgehen kann: (.) ja?
 141 I: hmhm;
 142 (3.0)
 143 ja das das- (.)
 144 R: weiss [ich nicht] kann ich nicht sagen; (.)
 145 I: [weiss ich auch nicht;]
 146 R: es gibt sicher in jeder kultur menschen die die ähm- (.)
 147 das ausgeben was sie haben,
 148 I: [hmhm]
 149 R: [und leute] die mehr ausgeben als sie können; (.)
 150 I: ja;
 151 R: so und ähm ich gehöre zu den ersteren; (--)
 152 von daher äh da hatten=wer immer äh größere probleme; (.)
 153 I: [das war so=n' also aber wegen geld],
 154 R: [<<p> wegen anschaffung->]
 155 ne ne wegen anschaffung, (.)
 156 I: und wegen [dem ausgeben,]
 157 R: [und sie sagte] sie sagte äh äh- (.)
 158 ich schmeiß alle möbel raus, (.)
 159 und kauf <<hustend> hch hch> neue- (.)
 160 und da hab ich gesagt, (.)
 161 wenn du=des willst kannst du das machen, (.)
 162 muss=de aber selber bezahlen; (.)
 163 also wir brauchen ne waschmaschine - (.)
 164 das ist wichtiger als jetzt- (.) neue stühle zu kaufen
 165 ähm so; (.)
 166 und ein unterschied ist=auch noch gewesen; (.)
 167 dass ähm gesag' dass sie- (.)
 168 dass wir halt laufend leute zu besuch hatten; (.)
 169 I: aha-
 170 R: das war so ganz nett, (.)
 171 A: aber äh ja da hat mir so etwas die rücksicht gefehlt; (.)
 172 weil ich muss ich muss morgens um sechs uhr aufstehen; (.)
 173 damit ich um sieben uhr auf der arbeit bin; (.)

174 und da kA:nn ich nich=bis um zwölf uhr- (.)
175 oder um zwei sAUfen; (.)
176 und das hat=se mir wohl sEhr Ü:bel genommen; (.)
177 dass ich dann irgendwAnn mal gesagt hab, (.)
178 äh leute- (.) ihr könnt gerne weiter machen, (.)
179 aber ich mUss jetzt ins bett; (.)
180 das fand sie als affrONT, (.) als unhÖflich; (.)
181 aber ähm das war mehr oder minder ähm ihr problEm; (.)
182 ich hab mich da nich=akzeptIert gefühlt, (.)
183 in meinem sEIn. (.)
184 weil ähm wenn sie- (.) in ihrer organisatiON kOmmt, (.)
185 wann sie will, (.)
186 und dAnn AbEr auch abends bis in die pUppen; (.)
187 ich bin halt um drei uhr dann zu hAU::se,
188 I: hm;
189 R: das war mir wIchtiger; (.)
190 zumal mit dem kind- (.) war mir des wIchtiger; (.)
191 als ähm-
192 (3.0)
193 dann nA:chts mit irgendwelchen leuten ja? (--)
194 und egal wie lIEb die mir wA:r=n; (.)
195 also sie hat sehr vIEle nette bekannte gehAbt; (.)
196 ähm und ich treff mich AUch mit freunden noch; (.)
197 aber das ist alles dAnn in mEInem rAhmen wo=s mir
198 möglich is';
199 I: hmhm;
200 R: das is=so die sAche das sind aber auch wieder bILder
201 ähm- (.) und ich denke das is
202 wIrklIch=ne kUlturspezifische sAchen; (.)
203 dass sie ähm- (.) ja dass sie hat
204 mit ihren frEU:nden und bekA:nnten is sie aufgelEbt, (.)
205 und ich bin in der klEInfamilie aufgelEbt, (.)
206 so hab=mich da- (.) mit meine ecke (...)phasen gehabt ja,

Reinhard 5

1 I: und du hast erzählt, (.) also wenn sie von kuba
2 ERzählt hat, (.) ja? (.)
3 da hat sie en ein anderes bild dA:rgestellt, (.)
4 als was du dann wirklich dA: erleBt [hast, ja?](.)
5 R: [ja, (.) ja;]
6 I: also mit dIEsen (.) << lachend> sIngenden frauen -
7 auf dem [kartoffelacker;>]
8 R: [ja genau-]
9 I: ja ähm mh mh hast du das gefÜhl
10 dass sie das gebraucht hat- (.)
11 um hier zurecht zu kommen? (.)
12 oder war das so=ne so=ne phantasIEwelt
13 die sie sich AUfbauen wÖllte, (.)
14 R: ähm das war so- (.) nach dem mottO äh- (--)
15 also sie hAt die vorzüge die unser lAnd; (.)
16 ohne zwEIFel bIETet, (.)
17 hat sie gern in kAUf genom=n; (.)
18 A:ber, (.) es durfte nicht auch in der bezIEhung; (.)
19 durfte es nicht zu schön sein, (.) ja?
20 I: welche [vorzÜ:ge],
21 R: [sich ein] sich ein [lassen;] (.)
22 I: [hmhm-]
23 R: ja es ging auf sich einlassen- (.) auf situatiON=n;
24 das heisst das hab ich immer gemerkt, (.)
25 wenn wenn unsere beziehung zU tief wurde; (.)
26 zU eng zU intensIv, (.)
27 ja äh zU tIEf, (.) dann is=sie wEggelaufen ja? (.)
28 und genauso geht=s hIER- (.)
29 äh es gibt so mEnschen die lEBen nach dem mottO, (.)
30 überall wo ich nICht bin- (.) is=es besser, (.)
31 I: hmhm-
32 R: und wenn=se dann an den ander=n Ort geh=n, (.)
33 da sind=se ja wieder dA:, (.)
34 also kann=s da auch net schön sein ja, (.)
35 es darf nicht zU schön sein; (.)
36 und des is=genau die sAche , (.)
37 <<p> das is=jetzt ein bisschen interpretatiON
38 von mir> und deshAlb hat sie- (.)
39 sEhr viele bILder aufgebAUT wiE toll das wo anders is
40 I: ja und speziell also in kuba, (2.0)
41 R: ja aber <<ausatmend> uhuh > auch in- (.)
42 sie is=ja sehr viel viel rumgekOmmen; (.)
43 mit ihrem Ersten mann; (.)
44 in peru und ghana und wo die alles war=n; (.)
45 des is=ja'- (.)da war=s überall gAnz toll- (.)
46 und hier is=überall gAnz fürchterlich; (.)
47 I: hmhm- (.)
48 R: ähm ja gut aber (.) zum beispiel ne anstÄndige
49 krankenversicherung ne=gute ärztliche versOrgUng, (.)
50 ähm- (.) äh äh wie auch immer ähm ähm- (.)
51 ge' gearteten- (.)schutz vor übergriffen von polizei- (.)
52 die nimmt man natÜ:rlich hIER gE:rn in kAUf; (.)
53 I: hm-
54 R: ja das is=ja klar; (.)
55 I: aber sie hAt ja nicht da gesagt- (.)

115 und ich hab also nix dagegen wenn einer
116 zehn minUten viertel stUnde zu spät kommt; (.)
117 des is=klar. (.) aber wenn man zwei stUnden
118 auf jemanden wArte das is=<<b0:ring> engl. nervig>; (.)
119 da bin ich auch manchmal einfach wEggegangen; (.)
120 und hab dann was anderes gemAcht- (.) ja?
121 das' (.)da hab ich dann schOn damit grechnet; (.)
122 und auch dAs is=ne sAche für mIch, (.)
123 das hab=ich- (.) das war vielleicht auch=n fEhler, (.)
124 das hab=ich sehr auf mich bezogen; (.) der wIchtigkEit;
125 I: [hmhm.]
126 R: [wenn] wenn mir was wIchtig <<all> is=und das hab ich
127 auch bei ihr gemerkt wenn irgendwas wIchtig
128 is=klappt das,> (.)
129 I: hmhm-
130 R: ja,

Reinhard 6

1 I: okay- (.) kannst du IRgendwie sAgen; (.)
 2 wElche rolle der kUlturelle unterschied in dEIner
 3 bezIEhung gespiElt hat? (--)
 4 oder O:b er überhAUpt, (.) Ob das kUlturelle- (.)
 5 für dich jetzt- (.) von dEIner sIcht aus ne?
 6 R: ja ja natÜrlich ja, (.)
 7 ne grosse rOlle gespiElt in: der möglichkeit
 8 mann zu sEIn, (.)
 9 äh un=un=und in den definIErten rOllen von mÄnner
 10 und frAU=n; (.)
 11 I: hmhm; (.)
 12 R: das da hat der ne rOlle gespiElt und äh hat dann- (.)
 13 immer wieder ne rOlle gespiElt; (.)
 14 wenn: wenn wenn kOnflikte aufgetret=n sind, (.)
 15 hat äh äh dann war das immer ne ne AUSrede; (.)
 16 sag ich mal; (.) also es wurde tEIlweise
 17 auch instrumEntAlisiert; (.)
 18 I: ja-
 19 R: so auch ne koke' koketterIE mit dem anderst=sEIn; (.)
 20 I: aha, (.) hmhm; (.)
 21 R: äh und zwar klA:r- (.) pO:sitiver rassismus; (.)
 22 also das heisst, (.) die ausländer sind die lIEben
 23 und die deutschen sInd QUA::: sEIn- (.)
 24 die bö:sen; (.)
 25 [ja,]
 26 I: [hmhm.]
 27 R: äh un=äh und gut- (.) also das war sO bisschen- (.)
 28 dA in dIE rIchtung;
 29 I: ja- (.) hm-

Reinhard 7

1 I: und und wElche rOlle? (.)
 2 hat nun bei EUren prOblemen der kUlturelle
 3 unt also die kulturelle hErkUnft gespiELt? (.)
 4 könntest du das [sO:]
 5 R: [ne mArginale;]
 6 I: ne marginale, (.) hmhm.
 7 R: das hängt mit mit mit dass wIr sEhr- (.)
 8 wIr sind bEIde sehr sehr äh äh stA:rke persönlichkEiten
 9 und auch sehr dIckköpfig; (.)
 10 äh und ä::hm- (3.0)
 11 ja äh sind au:ch, (--) äh wie soll ich das sAgen?
 12 (3.0)
 13 für mich gibt=s da n=punkt da wird=s- (.)
 14 da da da gibt=s mAchtkämpfe; (.)
 15 [und] das is=nich=gut; (.)
 16 I: [ja.]
 17 R: das is=bei ihr AUch wOhl denk ich sO:- (.)
 18 vielleicht so gewes=n
 19 <<all> also ich red jetzt eher von mIr,> (.)
 20 und äh- (.) so kann man keine bezIEhung
 21 über mAchtkämpfe führen, (.)
 22 wer jEtzt rEcht hat; (.)
 23 wenn=s darum geht wer rEcht hat
 24 oder wer unterliegt dann is=das kEIne bAsis; (.)

Reinhard 8

1 I: und ähm wie ham andrE? (.)
2 also frEUnde famIlie arbEItsstelle vielleicht
3 reagIErt als du jetzt gesagt hast ich hab=
4 nen pArtner aus einem and=ren lAnd? (.)
5 R: also meine faschistoiden kollegen die wAr=n
6 natÜrlich: äh für die wAr dAs en gefUnd=nes
7 frE:ss=n;(.)
8 äh <<all> is=auf der ander=n seite natÜrlich
9 sehr exOtisch mit ner dUnkelhäutigen frAU
10 da rUmzulaufen;> (.)
11 I: <<laut lachend> haha[hahahahaha]haha>
12 R: [is AU::ch wAs exOtisches?]
13 auf der ander=n seite is=natÜrlich kOmisch; (.)
14 aber da ich sowieso die nArrenkappe auf hab
15 war das egAl. (--)
16 I: hm-

Reinhard 9

1 I: was würdest du anderen binationalen paaren rAten, (-)
 2 R: das würd=ich ander=n- (.) nicht bInational=n
 3 pAAr=n sondern sondern allen raten- (.)
 4 allen paar=n raten; (.)
 5 des is A: das man dem andern verzeiht das er anders is
 6 äh un- (.) und B: mit=nander rEdet; (.)
 7 I: hmhm;
 8 R: das is=das wIchtigste das is ähm ähm en fUndament
 9 der der bezIEhung diese zwei sachen; (.)
 10 <<p> aber das hat nix mit binationalität zu tun;> (.)
 11 wenn das gewÄhrleistet is=dass man reden kann, (.)
 12 wobei das natÜrlich- (.) dA:s is=wirklich=n kUlturelles
 13 prObem; (.)
 14 weil ähm dieses rEden ist ähm denk ich für für ähm
 15 mIch als westeuropÄer <<f>leichter> über sachen
 16 zu rEden, (.) als für andere kUlturen
 17 in denen das einfach nich=Üblich is; (.)
 18 indem die lIEbe dA is- (.)
 19 was immer das auch sEIn mag; (.)
 20 äh ähm dann muss es funktionIEr=n; (.)
 21 und wenn net geht ma halt an=nander vorbei; (.)
 22 und das is=auch okay; (.)
 23 äh das is=sO die sAche: äh- (.)
 24 dA: muss der der äh- (--) der der des besser kAnn
 25 denk ich; (.) und dann greift das erste- (.)
 26 der muss dem ander=n verzEih=n;
 27 I: hmhm-
 28 R: dass er anders is- (.)
 29 aber es trOtzdem nich=aufgeben;